Deutscher Gil[illegible]

oder

das abenteuerliche Leben

Friedrichs von [illegible]

von

G. J. Diesenbrock.

Leipzig.

Verlag von Otto W[illegible]

1877.

Ein Deutscher Gil Blas

oder

das abenteuerliche Leben

Friedrichs von Horst

von

C. J. Diepenbrock.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand

1857.

Meinem werthen Freunde

P. Wannenmann

auf

Disibodenberg

im Nahethale

in Liebe

gewidmet.

Vorwort.

Als ich vor einiger Zeit wieder Le Sage's unsterbliches Werk gelesen, warf sich mir die Frage auf, worin noch neben seinen eigenthümlichen Schönheiten ein anderer Reiz bestehe, den dieses köstliche Buch auch mit dem Don Quixote und jenen theilt, die uns spanisches Leben und Treiben mit treuen Farben schildern?

Nicht die meisterhafte Ordnung und Folge interessanter Situationen, die Verkettung spannender Intriguen, nicht die treue Schilderung der Menschen und die stilistische Darstellung allein sind es, die diesen Roman zum einzigen in seiner Art erheben und ihn zum Entzücken der Gebildeten aller Nationen gemacht haben. Es rauscht noch ein tieferer Quell in dieser Schöpfung, der ihre Gebilde durchdringt und uns auf seinem vollen und wechselnden Strome von süßem Wehen umsäuselt dahinträgt.

Es ist der reiche Born der Poesie und Romantik, welcher Spanien selbst, sein Leben, seine Sitten, Geschichte und Menschen vom Höchsten bis zum Niedrigsten durchflutet.

Für uns Deutsche besonders, die wir schon durch innigere Bekanntschaft mit seiner Literatur uns die wärmste Auffassung dortiger Zustände eigneten, liegt ein erquickender unerschöpflicher Reiz ausgegossen über Alles, was Spanien, dieses Paradies der Romantik, in sich hegt.

Seine Menschen und ihre Zustände, ihre Bräuche und Gewohnheiten, umgeben noch zum Theil von dem Zauber poetischer Weihe, da von patriarchalischer Würde und Einfachheit, dort von dem Adel der Sitte, ritterlicher Gesinnung und männlichen Stolzes, in der Erscheinung selbst eines Räubers und Eseltreibers — welch wonniges Behagen, welch erquickende Frische gewähren sie unserer Einbildungskraft, mit welcher Sehnsucht erfüllen sie uns gegenüber unserem abgeschmackten Leben, nüchternen Dasein, gekünstelten Wesen, unsern lächerlichen Sitten, von französischen Albernheiten

wimmelnden Gebräuchen und Moden, unserer von der Pariser Anmaßung bis zum Ekel beleckten Flachheit und Seichtheit des Umgangs!

In Spanien so Vieles noch umduftet von dem Hauche einstiger Kultur, maurischer Kunst, Sitte und Poesie, durchweht und geadelt von dem Geiste des Ritterthums — hier Gewöhnlichkeit des Gedankens, Gemeinheit des Willens, Erbärmlichkeit des Strebens, Schalheit des Lebens und Leerheit des Daseins!

Und dennoch ein Gil Blas auf deutschem Boden??

Nein! Nicht den Helden Le Sage's, nicht den liebenswürdigen Santillana, nicht Ein Abenteuer seines Lebens — nur seinen Namen entlehn' ich für ein Buch, das im Werthe ebenso tief unter jenem, als entfernt von seinem Boden steht, und indem ich ihm diesen Namen grade vor einem deutschen an die Stirne schreibe, verzichte ich im Voraus auf jeden Anspruch eines Lobes, das der nachsichtige Leser, zum Hohne und Aerger der Kritik, dem schüchternen Dichter spenden könnte.

Friedrich von Horst ist nur ein deutscher Abenteuerer, eine Mißgeburt unserer nüchternen Zeit, ein Bastard, erzeugt vom Humor und geboren von der zehnten der Musen: der Langweile, die in ländlicher Stille, zwischen Wiesen und Wald, des Knäbleins genas in einer Zeit, die nur von Congressen, Taufen und Kronen, Festessen, Börsen, Actien und Kanonen spricht und eine Banknote höher schätzt, als die Gaben des Dichters.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Von Friedrichs Jugend und Erziehung.

Karl Felix von Horst war der einzige Sohn eines Landedelmannes aus einem der ältesten Geschlechter seiner Heimath.

Nach vollendeten Studien entführte er ein junges liebenswürdiges Fräulein aus rheinischem Geschlechte, vermählte sich mit ihr und wohnte theils auf seinen Gütern, theils in einer nahen Stadt, bis zum Sturze des französischen Kaiserreiches, zu welcher Zeit er sich vom Getümmel der Welt zurückzog, und auf einem kleinen Schlosse in der Nähe künstlerischen, wissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Studien, der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter und der Erziehung seiner Kinder lebte. Er hatte deren eilf, als ich mit dem ersten Blick in die Welt das Dutzend voll machte.

Mein Vater, noch seh ich, obschon er längst im Grabe ruht, seine ehrfurchtgebietende Gestalt, war bei vollendeter geistiger, körperlicher und gesellschaftlicher Bildung ein Mann von uraltem Schrot und Korn, bieder, treu, herzlich, aufrichtig und ein Feind aller Falschheit, Lüge und Hinterlist. Sein Wahlspruch: echt und recht bezeichnet seinen ganzen Charakter.

Meine Mutter, voll Sanftmuth, Hingebung, Liebe und Treue, lebte nur für ihren Gatten, ihre Kinder und die Armen der Gegend. Ihr Ausspruch Jesu: Liebet Euch! sagt mehr, als tausend Worte zu ihrem Lobe sagen könnten. Sie starb, da ich kaum das Jünglingsalter erreicht hatte.

Mein Vater, trotzdem er hohe Bildung mit praktischem Blicke in die Verhältnisse des Lebens verband, war nichtsdestoweniger ein Mann von einigen Vorurtheilen, meine Mutter hatte auch ihre besonderen Anschauungen, und so geschah es denn, daß man sich niemals recht über den Erziehungsplan zu einigen vermochte. Und statt meinen Geschwistern wie mir einen oder mehrere tüchtige Hofmeister zu halten, schickte man uns, und mich besonders, nacheinander in ein Dutzend Institute und Lehranstalten, während mit dem zehnten Theil der Kosten durch Lehrer im Hause schneller und besser, was man wünschte und wollte, erreicht worden wäre. Nicht

allein aber, daß mein Vater, im Besitze eines bedeutenden Vermögens, keine Ausgaben scheute, uns eine vollendete Erziehung zu geben, ließ er zugleich arme, aber hoffnungsvolle Söhne anderer Familien aus seinen Mitteln studiren.

Als ich das siebente Jahr erreicht hatte, begann mein Ausflug in die Welt. Man schickte mich zur Erlernung der ersten Elementargegenstände zu dem Geistlichen einer benachbarten Stadt, wo ich zwei Jahre verweilte, aber sehr wenig lernte, weil ich voll Heimweh, Träumerei und Sehnsucht war, einer unerklärbaren Sehnsucht, die hier entstand, Nahrung fand, und mich unbefriedigt durchs ganze Leben begleitet hat.

Zum ersten Male liebte ich, acht Jahre alt, ein Mädchen von vierzehn Jahren und wurde geliebt, denn schon war ich nicht so ganz ein Kind mehr, sondern früh körperlich und geistig entwickelt. Sie hieß Franziska, zog mich allen andern Knaben vor, und fand sich, wie ich bei ihr, nur glücklich in meiner Gegenwart. Ich ruhte oft auf ihrem Schooße, an ihrer Brust, und bedeckte sie mit Küssen, die sie genoß und erwiederte. Unsere Blicke verschwammen ineinander trunken von Glück und Zärtlichkeit. Diese knospenhafte Leidenschaft gedieh nicht zur Entwicklung und Blüte. Wäre sie es, ich würde als Knabe später sehr unglücklich, aber als Mann vielleicht

glücklicher geworden sein, hätte mich früh schon abgefunden mit den berechtigten Forderungen der Liebe, und später unbehelligt von ihren Stürmen, meiner geistigen Ausbildung mit mehr Ruhe hingeben können. Diese Leidenschaft des Herzens ist der rothe Faden, welcher sich durch mein ganzes Dasein schlingt, mich Himmel und Hölle, alle Wonnen und Qualen einer unersättlichen Neigung zur Schönheit und Anmuth durchleben ließ. Mein so gefühlvolles Herz, meine glühende Seele, erfüllt und verzehrt stets von unerschöpflicher Liebe zugleich für die Menschheit, erklärt alle meine Verirrungen, Thorheiten und Abenteuer. Betrogen oder enttäuscht zu werden, war später in der Welt sehr häufig mein Loos.

Welche Geheimnisse verbirgst du, menschliches Herz! Unergründlich, unerforschlich bleibst du bis zur Ruhe im Grabe. Während der Geist klar und durchsichtig uns selbst, und wenn wir aufrichtig und wahr, auch Andern erscheint, ist das Herz wie ein Quell im tiefen Bergesschacht. Wir trinken aus seiner Flut, welche offen vor unsern Augen dahinfließt, aber die Schleusen ihres Ursprunges den Blicken des Wanderers verborgen hält.

Ich eile über die Jahre meiner frühen Jugend hinweg und erwähne nur, daß ich nach wechselndem Aufenthalt im elterlichen Hause mehre Jahre in einer pestalozzischen Lehranstalt zubrachte, und meine Ausbildung

auf einem preußischen Gymnasium so weit vollendete, als mein Vater dies für nöthig hielt, um eine wissenschaftliche Grundlage für den Eintritt in den Militärstand zu legen, zu dem ich endlich meine Vorliebe erklärte, nachdem mein Hang, Maler zu werden, von den Eltern mit aller Entschiedenheit bekämpft worden war. Mein Vater, selbst Künstler aus Liebe und Streben nach dem Schönen (er zeichnete, malte, spielte mehrere Instrumente mit Gewandtheit und Geschmack), hatte mich selbst während längerer Pausen heimathlichen Aufenthalts in den Anfängen der schönen Künste unterrichtet. Seine Bibliothek war reich an Werken der Literatur mehrerer Sprachen, an Büchern und Kupfern über Malerei, Architektur, Länder- und Völkerkunde.

Obschon ich mich aber im Zeichnen, Malen und der Musik nicht mit Ungeschick versuchte, sah ich doch bald ein, daß mein Vater Recht hatte mit der Behauptung: nur hervorragendes Talent und die bedeutendsten Anlagen dürften zur Bestimmung für diese Laufbahn entscheiden.

Bevor ich jedoch nach abgelegtem Examen zum Eintritt ins Militär diesen Stand ergriff, sandte mich mein Vater zufolge seines Grundsatzes: so viel nützliche Kenntnisse als möglich fürs praktische Leben zu erwerben, einige Zeit in ein Handlungshaus, dann auf eine ihm gehörige Eisenhütte, wo ich jedoch nur wenig erlernte,

weil kaufmännisches Leben und Treiben meiner poetischen Schwärmerei von jeher zuwider war und stets geblieben ist.

Die glücklichsten Jahre meiner Jugend waren die, welche ich im elterlichen Hause, seinen Umgebungen in der freien Natur verlebte. Zwischen Gärten, Bächen, Wiesen, Weiher, Wald und Fluren lag unsere ebenso heitere als geschmackvoll eingerichtete Wohnung. Hier begann und nährte sich trotz meinem Drang nach der Welt meine Liebe zur Einsamkeit im Studium der vaterländischen und fremden Dichter. Die schöne Bibliothek meines Vaters bot meiner unerschöpflichen Wißbegierde eichliche Nahrung. Eins der bedeutendsten Ereignisse meines geistigen Lebens in jener Zeit für mich war zuerst die Bekanntschaft mit Cervantes' Meisterwerke, dann mit — Shakespeare. Jenes verschlang ich mit Heißgier, dann las und studirte ich diesen größten aller Dichter, ohne Ahnung zwar des höheren Genusses, den er mir später für immer gewähren sollte, als sich meinem gereifteren Geiste erst die geheimnißvollen Tiefen dieses wunderbaren Schöpfers eröffnen konnten.

Um diese Zeit war es, wo ein reizendes Mädchen meine Liebe erwiederte, ohne daß wir uns näher erklärten. Wir kannten unsre Gefühle, und als ich ihr Haus verließ, in dem ich einige Zeit verweilt hatte, ohne daß das Wort

Liebe über unsre Lippen gekommen war, versank sie in Schwermuth und starb ein Jahr darauf mit gebrochenem Herzen. Sie hieß Emma. Ich hatte sie nie wiedergesehen und erfuhr ihr Leiden um mich, ihren Tod erst dann, als schon ihr anmuthiger Körper Staub war.

Ihr Bild begleitete mich lange und noch heute erscheint sie mir oft als freundlicher Stern, der schnell emporstieg, leuchtete, schwand und nur Erinnerung an flüchtigen Strahl noch zurückläßt.

Das unaufhörlich von Besuchen der verschiedenartigsten Männer und Frauen aus Nah und Fern belebte elterliche Haus ließ jedoch keine Eindrücke dieser Art in mir tief Boden gewinnen. Der stete Wechsel der Scenen wirkte erregend auf Geist und Phantasie, und meine Bildung gewann außer den Studien, welche ich sehr nachläßig trieb, am meisten damals durch täglichen Umgang mit ausgezeichneten Fremden, die die Unterhaltung meines Vaters suchten, meine Mutter verehrten, Wochen, ja Monate blieben, und vor Allem aus dem freundlichen Bemühen eines Mannes um mich, der den feinsten Geist, sprudelnden Witz und Gabe improvisatorischer Unterhaltung in so hohem Grade mit Kenntnissen verband, wie ich solches vereinigt nur selten gesehen. Seine unbegrenzte Fähigkeit poetischer Auffassung, Verarbeitung und Darstellung gefiel sich oft in launiger Verherrlichung

unserer Familienfeste, die, wenn immer möglich, im Freien begangen wurden. Er stand mit Goethe, Wieland und andern hohen Geistern unserer Literatur in persönlich vertrauter Bekanntschaft, und hatte ein reiches Leben voller Schicksale bereits hinter sich, als er, noch im besten Alter, mehrere Jahre wechselnd bei uns verlebte. Sein Name als Dichter ist bekannt, so weit die deutsche Sprache klingt.

Bald nach dem Tode meiner Mutter hatte ich das Gymnasium verlassen, trat dann in preußische Militärdienste und ward in kurzer Zeit Offizier.

Nun erschließt sich die Pforte meines abenteuerlichen Lebens.

Zweites Kapitel.

Friedrichs Bekanntschaft mit der Frau von Agrado. Welch' sonderbare Eigenschaften diese Dame besitzt, und welches Verhältniß zwischen ihr, Friedrich und ihrem Gemahle waltet.

Während meiner Dienstzeit lernte ich eine Dame kennen, die in Westindien geboren war, und sich früh mit einem Niederländer aus spanischem Ursprunge, mit Namen Don Carpe d'Agrado, vermählt hatte. Frau

d'Agrado war eine Dame von den trefflichsten Eigenschaften. Körperlich abstoßend häßlich, geistig und herzig anziehend schön, in alter und neuer Literatur bewandert, musikalisch in seltener Bildung und hohem Grade, vieler Sprachen mächtig, begeistert für Wissenschaft, Kunst, besonders für Poesie, vereinigte diese Frau mit dem besten Herzen, dem lebhaftesten und empfänglichsten Geiste, den in ihr zwar natürlichen, doch seltensten aller Vorzüge, einen Vorzug, der, wenigen Männern eigen, unter Millionen gebildeter Frauen kaum bei einer gefunden wird: sie war vollkommen frei von allen Vorurtheilen, und, fast unglaublich, verletzte dadurch weder ihren Gemahl noch irgend Jemanden aus der Zahl Derer, welche ihr Haus besuchten. Freilich verfuhr man sehr streng in Sichtung der Auserwählten, welche dies Heiligthum betraten. Ich selbst hatte dieses Glück nur dem Umstande zu danken, daß ich musikalisch war, einen Tenor von seltner Schönheit besaß, leidliche Gelegenheitsgedichte schrieb und Frau d'Agrado in mir irgend Etwas entdeckt zu haben glaubte, was ihren erhabenen Anschauungen in Religion und Sitte verwandt schien, ohne daß sie jedoch jemals die Grenzen übertreten hätte, welche ihr als Weib und Gattin gezogen waren. Ihre religiöse Ueberzeugung drückte sie in den Worten aus: es gibt nur Eine allein seligmachende Religion: Anbetung

Gottes im Geiste und der Wahrheit mit thätiger Menschenliebe; alles Andere ist Ketzerei, Irrthum und Aberglaube.

Ich liebte und schätzte diese Frau, wie man einen Freund liebt. Sie war zwanzig Jahre älter als ich. Sie erklärte ihrem Manne, daß sie mich liebe mit einer ihr unerklärbaren freundschaftlichen Neigung, und er billigte nicht nur unsre Liebe, sondern förderte sie in jeder Weise. Vollkommen erhabene und edle Menschen kennen keine Eifersucht.

Unser Verhältniß bis zum Tode dieser Dame war einer jener glücklichen, heiteren und harmonischen Zustände, deren ich später auch manche erlebte, doch hat kaum ein weibliches Wesen mehr Zauber, solch nie geschwächten Reiz auf mich geübt, als diese äußerlich so häßliche, innerlich so schöne Frau. Ihr und ihrem Gemahle verdanke ich einen bedeutenden Zuwachs mannigfacher Bildung, und bin nicht der Einzige hoffentlich, welcher sich mit wärmster Dankbarkeit Beider stets erinnern wird, weil manches Talent, manches Streben von ihnen erkannt, gehoben, ermuntert, unterstützt und gefördert worden ist.

Diese seltene Frau starb an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf einem Spazierritte in der Nähe von Mailand und ihr Gatte folgte ihr zwei Jahre später im

Tode. Ihre Ehe war kinderlos. Die Schlußstelle in dem Testamente seiner Gemahlin lautete: Mein Vermögen gehört der Wohlthätigkeit des Herrn von Agrado. Er selbst bedarf dessen nicht. Ich wünsche, daß er alle die Bedürftigen entschädige, denen ich selbst nicht mehr Freundin sein kann. Möge er durch verdoppeltes Wohlthun alle Thränen trocknen, welche um meinen Verlust vergossen werden. Man kannte mich zu gut, um diesen Worten auch nur den Schein einer Eitelkeit zu unterlegen. Ich weiß nichts von solcher Schwäche, und wenn mein Körper Staub ist, befindet sich meine Seele längst dort, wo jedes Andenken an die Spanne Zeit hier aufhört. Geist, Gott und Ewigkeit: darin werd' ich fortleben nach dem Tode. Elise d'Agrado.

Ich mochte kaum ein Jahr Lieutenant in einem Husarenregimente gewesen sein, als mein Vater starb und mir nicht das geringste Vermögen hinterließ, so daß ich mit einiger Ueberraschung aus dem Traum erwachte, der mich bisher mit den Vorstellungen von heimathlichen Schätzen gewiegt hatte. Vermögen und Schulden gingen so gegeneinander auf, daß meinen Geschwistern und mir jeder Neid in der Theilung erspart blieb. Doch war mir eine zu christliche Erziehung geworden, und mein Herz war zu voll von Liebe zu ihm und Gefühl für meine Nebenmenschen, als daß ich meinem Vater auch den

leisesten Vorwurf hätte machen können wegen seiner grenzenlosen Güte und Freigebigkeit. Im Gegentheil, ich segnete ihn und freute mich seiner Tugenden, weil ich diese Tugenden von ihm geerbt hatte und bis heute übte in allen Verhältnissen meines vielbewegten Lebens: Gastfreiheit im ausgedehntesten Sinne, Freigebigkeit und thätige Menschenliebe waren mir von frühester Jugend als erste und heiligste Lebenspflichten so eingeprägt worden durch Wort und That, daß ich sie als ein natürlich überkommenes Erbtheil zu betrachten gewöhnt war. Geld und Gut hatten nie einen besonderen oder bedeutenden Werth für mich, und ich kannte, ähnlich darin meinem Vater, meiner Mutter, kein höheres und reineres Behagen als Geben und Wohlthun. Das Werthvollste, Liebste, was ich besaß, wenn es kein Andenken oder sonst mir heilig war, verschenkte ich, sobald ich sah, daß ein Freund oder eine Freundin daran Gefallen zeigten. Diese Eigenschaft, verbunden mit der angebornen Herzensgüte, ebenso schnell und leicht eine Beleidigung zu verzeihen, als ich schnell und leicht gereizt werden konnte, sind mit einer unbeschreiblichen Liebe zur Menschheit, mit Glut für persönliche Freiheit, für Recht, mit einer wahrhaft schwärmerischen Verehrung alles Edlen, Hohen und Schönen, einer grenzenlosen Begeisterung für die Schönheiten und Erhabenheit der landschaftlichen Natur und des Meeres,

meine einzigen Vorzüge. Fehler dagegen hatte ich so viele und habe deren trotz allem Streben zur Vervollkommnung heute noch, so daß ich mir oft ebenso räthselhaft als fehlerhaft erscheine bei Erinnerung der vielen und hohen Tugenden, die doch als täglich helle Beispiele aus dem Leben und Wandel meiner Eltern strahlenden Gestirnen gleich die Jahre meiner Jugend beleuchteten.

Die Einförmigkeit des Garnisonlebens, „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr, bietend dem Herzen Nichts, dem lechzenden," verleidete mir bald den Friedensdienst und ich trat mit ehrenhaftem Abschiede aus der preußischen Armee.

Drittes Kapitel.

Wie Friedrich sich entschließt, nach Holland zu gehen, und mit was für Leuten er unterwegs zusammentrifft.

Schade, daß Frau von Agrado nicht mehr lebte, als mein Vater starb, und außer oben erwähntem noch ein anderer Grund mich bestimmt hatte, die militärische Laufbahn aufzugeben! Diese edle Freundin hätte mich nicht ohne Rath und Hülfe gelassen. An ihren Mann, welcher noch in Düsseldorf wohnte, mochte ich mich nicht

wenden und war nun genöthigt, irgend etwas Nutzbringendes zu ergreifen. In einem Alter von siebzehn Jahren, allein in der Welt und entblößt von den nöthigen Mitteln, unerfahren, ohne gründliche wissenschaftliche Bildung, beschloß ich nach Holland zu reisen, dort meine kaufmännischen Kenntnisse an den Mann zu bringen, nebenbei, da ich der holländischen Sprache mächtig war, Unterricht in der deutschen zu ertheilen und dabei irgend einer hohen und reichen Erbin den Kopf zu verdrehen, weil man mir zuweilen gesagt hatte, daß ich ein hübscher Junge sei, dem es an Glück bei den Frauen nicht fehlen werde. Um meine Reise bestreiten und für die erste Zeit in dem theuern Holland leben zu können, verkaufte ich meine Pferde und sämmtliches Rüstzeug an meine Kameraden. Dann ließ ich drei Juden auf mein Zimmer kommen, weil ich glaubte, so durch eine Art von Versteigerung der übrigen Habseligkeiten mehr herauszubringen, als dies gewöhnlich der Fall sei. Uniformgegenstände, Civilkleider, überflüssige Wäsche und sonstige Dinge, Pfeifen, Tabaksbeutel, Pistolen und Degen, Säbel, Stiefel und Bücher lagen nach der Reihe geordnet, wie in einer Trödelbude, wohin sie zu wandern im Begriff waren, als die drei barmherzigen Brüder hereintraten, einer fünf Minuten nach dem andern. Ich erwartete den letzten und die Auction sollte beginnen.

Der ehrwürdigste dieser Manichäer war ein portugiesischer Trödler aus Amsterdam, der sich seit Jahren in Düsseldorf niedergelassen. Er sagte mir, daß ich viel besser thue, den ganzen Kram in Bausch und Bogen zu einem gewissen Preise loszuschlagen, statt jedes Stück einzeln feilzubieten. Er allein wolle, damit kein Streit entstehe (die Hallunken hatten das längst unter sich abgekartet), auf diesen Rummel bieten, ich möge also die Summe nennen, die ich fordre.

Da Alles zusammen, wie ich's im Einzelnen nach dem ursprünglichen Werthe berechnet und zusammengezählt hatte, ungefähr sieben bis achthundert Thaler gekostet haben konnte, so glaubte ich noch wohlfeil zu sein, wenn ich's für die Hälfte hingäbe und forderte daher vierhundert Thaler. Mancher Maler auf der Düsseldorfer Akademie würde wahrscheinlich sehr glücklich gewesen sein, wenn ihm eins dieser Gesichter mit dem satanisch schlauen Lächeln jetzt als Shylok gesessen hätte, so verschmitzt boshaft tückisch lauernd schauten die Juden drein, als ich diese enorme Summe nannte, und lamentirten mir die Ohren so voll, daß ich zuletzt kurz und bündig fragte, was sie geben wollten, worauf der Alte mit dem Judasgesichte schmunzelnd erwiderte: Siebzig Thaler, Ew. Gnaden, weiß Gott, mer verlieren noch, wenn mer die alten Sachen wieder losbringen wollen! Obschon ich

große Lust hatte, die Juden zur Thür hinauszuwerfen, erlangte ich doch endlich nach vielem Handeln die hartnäckig bestrittene Summe von hundert und achtzig Thalern, welche sogleich baar bezahlt wurde. Nachdem ich das Silber in Gold gewechselt hatte, zahlte ich meine kleinen Schulden, schnallte meinen Bündel, hing meine Guitarre, von der ich mich nicht zu trennen vermochte, mit dem breiten Seidenband über die Schulter, verließ Düsseldorf, ohne von irgend Jemand außer den Hausleuten Abschied zu nehmen, und kam, da ich sehr kurze Märsche zu Fuß machte, am folgenden Abende in die Nähe von Cleve, welches unweit der holländischen Grenze liegt. Die anmuthigen Umgebungen dieser Stadt, welche dem nahenden Wanderer ein freundliches Bild darbieten, entzückten mich nach dem einförmigen Wege auf der ebenen reizlosen Landstraße.

Von wirren Gedanken gequält, streckte ich mich an dem Fuße eines waldigen Hügels auf den Rasen nieder, stimmte meine Guitarre und sang folgendes aus dem Augenblick wörtlich und musikalisch entquollenes Gedicht:

Leb wohl, mein Vaterland!
Freuen mich auch deutsche Lieder,
Händedruck und deutsches Herz,
Deutsche Sprache niemals wieder,

Fern von dir in fremden Landen,
Häng ich doch mit süßen Banden
Fest an dir in Lust und Schmerz.
Leb wohl, du Heimathland!

Jetzt versank ich in einen leichten erquickenden Schlaf. Bilder der Vergangenheit durchgaukelten meinen Traum. Scenen aus den glücklichen Jahren meiner Kindheit, die Gestalten meiner Eltern, die Umgebungen des heimathlichen Hauses zogen an meinem Geiste vorüber und ich erwachte endlich erfüllt von Gedanken an Alles, was ich verloren, durch ein Geräusch, das ebenso schnell vorüber war, als es entstanden schien. Ich schaute um mich her, sah Niemand, erblickte aber im Grase neben mir einige Schritte entfernt einen weiblichen Handschuh und ein zierlich gebundenes Buch. Ich nahm diese Gegenstände auf, öffnete den Band und las in zierlicher Handschrift: Der getreue Schäfer von Guarini. Uebersetzt von A. v. A. Ich mochte wenige Seiten durchlaufen haben, als mich nahende Tritte störten und eine klangvolle Stimme folgende Worte sprach: Es thut mir leid, mein Herr, daß ich Ihre Ruhe störe. Ich kam, das Buch zu holen, welches ich vorher liegen ließ, als man aus unserm Garten meinen Namen rief, und da ich nun nach Hause will zum Abendbrot, sind Sie freundlich eingeladen, mich zu begleiten, wenn Sie sich begnügen wollen mit einem einfachen Mahle!

Diese herzliche Anrede kam aus dem Munde eines lieblichen Mädchens von ungefähr achtzehn Jahren. Ich dankte annehmend in den verbindlichsten Ausdrücken, welche mich meine Ueberraschung finden ließ, bot dem holdseligen Geschöpf meinen Arm und führte sie durch ein kleines Wäldchen den Pfad hinauf, welchen sie mir zu ihrer Wohnung bezeichnete.

Ich heiße Agnes, hub sie an, während wir uns den Gärten näherten. Dort sehen Sie unsere Wohnung. Mein Vater ist zur Jagd bei einem Freunde geladen, und kommt morgen Abend zurück. Wir finden aber meine Mutter daheim, die sich freuen wird, Sie zu empfangen. Unser Leben ist entfernt von der großen Welt, die meinem Vater zuwider ist, und obschon ich meine Jugend in großen Städten zubrachte, empfinde ich doch nie einen Hang, dahin zurückzukehren. Wir sind ganz glücklich hier, empfangen zuweilen einige Bekannte aus der Ferne, stehen aber mit den Leuten aus der Stadt hier in keiner näheren Verbindung.

Wie durchleben Sie aber die langen Wintertage?

O ich versichere Sie, der Winter verfließt uns ebenso schnell als angenehm. Mein Vater studirt und laborirt, wie er es nennt. Was er treibt, wenn er laborirt, ist sein Geheimniß. Die Mutter besorgt die Geschäfte der Landwirthschaft, führt die Notizen darüber, und ich lese,

studire, musicire, zeichne, beschäftige mich mit Handarbeiten und unterhalte mich mit einigen Freundinnen von benachbarten Gütern oder aus den Städten, wo wir früher lebten, die mich häufig auf Wochen und Monate besuchen. Ich selbst verlasse unser Gut höchst selten, und nur um einen Besuch durchaus nöthig zu erwiedern. So bin ich zufrieden und glücklich und das Uebel des Landlebens, worüber Manche klagen: die Langweile kenne ich nicht, hoffe auch niemals diese Bekanntschaft zu machen.

Mutter, hier bring' ich einen Gast, den ich ermüdet an der Landstraße fand. Sein Spiel und Gesang lockte mich und ich bat ihn dann bei uns einzukehren, rief Agnes ihrer Mutter entgegen, die uns am Gartenthore empfing.

Seien Sie freundlichst willkommen, mein Herr, möge Ihnen das Wenige genügen, was wir zur Erfrischung bieten können. Indessen ich das Abendbrot bestelle, Agnes, führe Du den Herrn in das Fremdenzimmer vorn mit der Aussicht nach dem Rheine, und sorge für seine Bequemlichkeit. Dann ordne den Tisch und unterhalte den Gast, wenn er herunterkommt. Seien Sie ganz wie zu Hause und wenn irgend was fehlt, meine Tochter wird Alles für Sie anordnen. Auf Wiedersehen!

Mit diesen Worten schritt die Mutter, eine noch

jugendliche Frau, die ich eher für Agnes Schwester gehalten hätte, durch eine Seitenthüre ins Haus, und die Tochter führte mich die große Treppe hinauf in ein Schlafzimmer, dessen Fenster über Gärten und Fluren weite Aussicht boten.

Hier werden Sie, wie ich hoffe, von den Anstrengungen der Reise ungestört ruhen. Sollten Sie irgend was bedürfen, so befehlen Sie dem Mädchen, welches Ihnen sogleich aufwarten wird. Und eh ich einen Dank zu sprechen vermochte, war Agnes verschwunden.

Als die Dienerin kam, reinigte ich mich vom Staube der Reise und eilte die Treppe hinab, wo ich von der Tochter empfangen und zum Saal geleitet wurde, in dem der Tisch gedeckt war. Bald erschien auch die Mutter und begrüßte mich mit den herzlichen Worten: Wir sind deutsche Frauen und bewahren die altdeutsche Sitte; ermüdete Wanderer und besonders fahrende Sänger sind uns immer willkommen!

Wir speisten gut, doch einfach, und als die Tafel aufgehoben wurde, sagte Agnes: Wenn Sie mich nun am Piano mit der Guitarre begleiten wollen, oder ich Sie zu einem Liede accompagniren darf, so werden wir meine Mutter erfreuen, die den Tag immer mit Musik beschlossen haben will. Wir sangen einige Lieder und ließen

uns dann in einer Ecke des Saales zum Gespräche nieder. Agnes Stimme war rein wie eine Glocke, voll Weichheit und Gefühl, ganz kunstlos, doch natürlich gebildet und höchst schmelzend. Ihre klangreiche Sprache schon verrieth eine Sängerin, die durch richtige Schule gebildet, mehr als Gewöhnliches zu leisten verhieß.

Den Damen war es gar nicht eingefallen, nach meinem Namen zu fragen, und ebensowenig wußte ich den ihrigen. Ich bat daher, mich vorstellend, um die Ehre dieser Bekanntschaft.

Mein Mann heißt Eduard von Alchim, mein Name ist Sophie Werner und den meiner Tochter wissen Sie. Wir leben seit einigen Jahren hier und dieses Gut heißt Rhederruh. Mein Mann gab ihm diesen Namen, weil er zuletzt Rheder in Danzig war und der Geschäfte müde sich hier für den Rest seines Lebens zur Ruhe setzte.

Sie werden ihn morgen kennen und, ich bin überzeugt, auch schätzen lernen, fiel Agnes ein, denn er ist edel, herzlich und besitzt einen Schatz von Kenntnissen, der Jedermann in Erstaunen setzt.

Da es nun schon spät wurde, empfahl ich mich und eilte zur Ruhe. Ein treffliches Bett empfing mich und ein erquickender Schlaf bis zum Aufgang der Sonne.

Viertes Kapitel.

Agnes von Alchim ladet Friedrich zu einem Spazierritt ein und giebt ihm Aufschlüsse über das Leben und den Charakter ihres Vaters, gewesenen Sklavenhändlers.

Ein heiterer Morgen begrüßte mich, als ich in den Garten trat, und Agnes im Begießen der Blumen fand.

Guten Morgen! Wie haben Sie geruht? Wollen Sie mir helfen, dann sind wir bald fertig. Wir werden in der Laube dort frühstücken, die Mutter kommt sogleich, und später machen wir einen Spaziergang durch Wald und Feld, damit Sie auch unser kleines Besitzthum ganz kennen lernen. Wenn Sie aber noch müde sind, reiten wir. Mein Pony wird ohnedies schon ganz ungeduldig, denn seit vorgestern steht er ohne Bewegung, und der Fuchs, welchen mein Vater sonst immer reitet, der aber zur Jagd nicht taugt, weil er zu hitzig ist, muß heut auch ins Freie. Ich hoffe, Sie reiten gut, denn er wird Ihnen viel zu schaffen machen. Mit diesen Worten gab mir Agnes eine Gießkanne in die Hand, und wir gingen, als dies Geschäft beendet war, zur Laube, wo Frau von Alchim bereits mit dem Frühstück unser wartete. Gleich drauf wurden die Pferde vorgeführt. Agnes bestieg ihren

Diomed, der aber kein Pony, sondern ein schlanker Senner war, und ich schwang mich auf den Saladin, einen Halbblut-Araber, dem das Feuer aus den Augen sprühte.

Ich mußte mich außerordentlich zusammennehmen, das erste Ungestüm dieses edlen Thieres zu bändigen, dann aber war's eine doppelte Lust, seine stolzen Bewegungen zu leiten, und als wir auf's freie Feld kamen, einige Hecken und Gräben in prachtvollen Sätzen hinter uns ließen und eine weite Ebene vor uns sahen, ließ Agnes dem Senner die Zügel und rief: Nun in Carriere! Wer zuerst dort am Walde ist!

Mein Herz klopfte vor Freude, als ich Agnes dahin eilen sah und da ich gleich merkte, daß mein Araber ihr Pferd überholen würde, wenn ich ihm Luft ließe, versammelte ich den Saladin und blieb ihr zur Seite, dann nah am Ziele überließ ich ihr den Triumph des Sieges.

Sie wollen mich gewinnen lassen, rief sie, indem sie ihren schönen Kopf nach mir zur Seite bog. Saladin ist schneller als Diomed, schonen Sie ihn nicht! Doch bereits war sie am Ziele.

Während sie so dahinflog, die reichen braunen Locken vom Winde entfesselt, den schlanken Leib vorgebogen in unbewußter Anmuth, das strahlende Gesicht zur Seite gewandt, übergossen von Röthe, bot sie ein so herrliches

und reizendes Bild auf dem stürmenden Renner, daß ich vor Entzücken jubelte und am Ziele angelangt diese merkwürdigen Gegensätze in dem sanften, so echt weiblichen Geschöpfe bewunderte.

Sie ordnete dann eilig die kleine Verwirrung der Hülle ihres wogenden Busens, während wir uns im Schritt zurückwandten, die Ausdehnung der Grundstücke zu umreiten, und sprach: Ihr rührendes Lied, Herr von Horst, das mich Sie gestern finden ließ, die Aufrichtigkeit und das Vertrauensvolle in Ihrem ganzen Benehmen, die schöne und edle Freiheit, mit der Sie das Wenige hinnehmen, was wir und unser Haus Ihnen darbieten können, die Ungezwungenheit, mit der Sie sich unter uns bewegen, so als ob Sie uns Jahre gekannt hätten, wie ich denn selbst auch kaum mir erklären kann, daß wir uns nicht länger als einige Stunden gesehen haben sollen, das Alles hat mir und auch meiner Mutter eine so eigenthümliche und verwandte Beziehung zu Ihnen gegeben, daß ich kaum einen Rückhalt gegen Sie kenne und Ihnen Alles vertrauen mag, so als wären Sie mir Bruder oder längstvertrauter Freund. Ich komme nun auf meinen Vater. Von ihm lernte ich, daß es sehr angenehm ist, wenn uns eine neue Bekanntschaft bevorsteht, von der Person, die wir noch nicht kennen, schon im Voraus eine wahre, wenn auch nur kurze Auffassung zu

gewinnen. Wir sind dann ruhiger und einzelne Sonderbarkeiten in dem Benehmen, räthselhafte Erscheinungen in dem Wesen und Charakter finden ihre Erklärung wie von selbst in den Grundzügen, die wir bereits kennen, und den Eigenthümlichkeiten des Daseins und der früheren Gewohnheit.

Mein Vater nun, den Sie, wie ich glaube, nach einiger Bekanntschaft richtig beurtheilen werden, ist einer jener Männer, die, ohne im Geringsten falsch oder zweideutig zu sein, aus irgend einer Grille an der Gewohnheit haften, nur Das aus sich herauszugeben, was sie zur Befriedigung der Unterhaltung zu leisten verpflichtet sind. Sie dürfen ihn über Alles fragen, er wird Ihnen über Jedes Rede stehen, sobald Sie einmal seine Anerkennung der Lauterkeit Ihrer Absichten gewonnen haben. Gelingt es Ihnen, woran ich nicht zweifle, seinem oft merkwürdigen Ideengange zu folgen, ihm in dem Laufe seiner Gedanken zur Seite zu bleiben, mit einem Wort zu verstehen, wie und warum er von den Urtheilen gewöhnlicher Menschen abweicht, so werden seine Gespräche Ihnen Eindrücke hinterlassen, die Sie überraschen werden. Er liebt den Widerspruch, nur hüte sich, wer ihm widerspricht, vor der Gefahr, in dem Kampfe mit seinen Einwürfen und Gegensätzen zu unterliegen. Er achtet den Gegner, welcher ihm ohne Schonung die Spitze

bietet, entwaffnet aber ohne Barmherzigkeit den, der ihn herausfordert, ohne bis an die Zähne gewappnet zu sein. Irrthümer widerlegt er mit Milde. Seine Worte sind oft scharf, verwunden aber nicht. Alles, was aufrichtig und wahr gemeint ist, wenn es seinen Anschauungen, seinen Grundsätzen auch schnurstracks entgegen wäre, achtet er und bekämpft es, weil er es achtet. Aller Schein, jede Hinterlist und Falschheit, erscheinen sie auch nur als Rednerfinten, bringen ihn in Harnisch und Heftigkeit gegen den, der sie wagt. Auf Grund alles Dessen nun, was ich eben berührte, wird ihm Ihr offenes klares Wesen und Ihre freie soldatische Art, sich zu äußern, gefallen, und ich kann die Stunde kaum erwarten, da wir ihn begrüßen werden.

Mein Vater lebte einige Zeit in Westindien, dann in Mexiko, zuletzt in Danzig als Rheder, erwarb dort ein großes Vermögen, wie man sagt, und — war lange Sklavenhändler, schloß Agnes mit schalkhaftem Lächeln.

Wie? Sklavenhändler? Unmöglich! rief ich, voll Entrüstung. Sie, Agnes, Sie, edles gefühlvolles Wesen, sagen das von Ihrem eigenen Vater mit lächelndem Munde?

Warum nicht? Ich freue mich dessen, erstens des Sklavenhandels wegen, dann weil dies so oft vereitelte Geschäft die Veranlassung war, daß mein Vater West-

indien verließ und nach Europa zurückkehrte, und wir endlich ruhig hier leben.

Ja, weil er reich geworden ist in dem verfluchten Handel! wollte ich eben ausrufen, als Agnes weiter sprach, eh ich das zweite Wort über die Lippen brachte. Sie sah den Unwillen auf meinem Gesicht. Erzürnen Sie sich nicht, Herr von Horst, und hören Sie, was es mit diesem Sklavenhandel für eine Bewandtniß hat. Mein Vater hatte also, wie gesagt, in Westindien und den mexikanischen Häfen durch Geschäfte in Landesproducten, später durch Rhederei in Danzig ein beinah fürstliches Vermögen erworben, zog sich dann vom Handel zurück und verwandte jährlich große Summen auf Unterdrückung des Menschenhandels, indem er Kaperschiffe ausrüstete, die Sklavenschiffe angreifen ließ, und wenn sie genommen wurden, den Sklaven die Freiheit schenkte. Er begnügte sich nicht mit diesen Maßregeln, sondern ließ von verschiedenen zu diesem Zweck bestellten Agenten, und thut dies noch heute, auf den amerikanischen Märkten mit jährlich dafür ausgesetzten Geldmitteln diejenigen Sklaven, Männer, Frauen, Kinder aufkaufen und ihnen die Freiheit zurückgeben, welche ihrer am meisten zu bedürfen scheinen. Die, welche in die benachbarten Staaten der amerikanischen Union wandern wollen, wo keine Leibeigenschaft herrscht, werden unterstützt und da-

hin befördert, Jene aber, die sich nach Afrika zurücksehnen, wenn ihre Heimath zu ermitteln ist, auf freien Schiffen dahingebracht.

Da aber die meisten der Letztern dennoch wieder Gefahr laufen, den Menschenräubern in die Hände zu fallen, so werden seit Kurzem Alle, die mein Vater freikaufen lassen kann, mit einigem Handgeld versehen, nach Nordamerika gebracht, wo sie dann Dienste suchen und, wenn auch ihrem Vaterlande entrissen, doch als Menschen behandelt werden.

Auf diese Art hat mein Vater Sklaven erhandelt und — gehandelt, manche Verzweiflung verhindert, manche Thräne getrocknet, Mütter ihren Kindern, Männer ihren Frauen und Gattinnen ihren Männern zurückgegeben aus Barmherzigkeit und Liebe zu diesen armen Geschöpfen, von denen wie von allen Jesus Christus sagte: Was Ihr dem Geringsten Dieser thut um meinetwillen, das habt Ihr mir gethan!

Bei diesen Worten wischte sich Agnes die Thränen, welche aus ihren schönen Augen drangen, und setzte ihr Pferd in Galopp, um ihre Rührung zu verbergen, die auch mich so lebhaft angegriffen hatte, daß ich gleichfalls meine Thränen zurückdrängen mußte, um ihr sagen zu können: Heil Ihrem edlen Vater! Möchten doch alle Reichen solche Sklavenhändler sein! Agnes dankte mir

mit einem Blick. Wir setzten unsre Pferde wieder in Schritt und plauderten dann über Lectüre, Musik und ländliche Freuden. Mittlerweile hatten wir um die Ecke eines Waldes gebogen und sahen die Burg Cleve mit dem Schwanenthurm vor uns liegen.

Ist es nicht dieses Schloß, von dem man sich so wunderliche Sagen über die weiße Dame erzählt? fragte ich.

Ganz richtig! Bemerken Sie dort das Fenster mit dem Balkone. An ihm und in den nahen Gängen soll sich die weiße Frau öfter gezeigt haben. Es lebt Manches über ihre Erscheinung in dem Munde des Volkes, und ich könnte Ihnen eine artige Geschichte von der Dame erzählen, wie sie einen französischen Rittmeister, der sie auf Pistolen forderte, dermaßen mit Ohrfeigen behandelte, daß ihm Hören und Sehen verging. Ich schrieb mir im vorigen Winter die Erzählung auf, wie ich sie aus dem Munde des Kastellans, der kurz darauf gestorben ist, wörtlich vernommen habe. Sobald wir nach Hause kommen, hole ich Ihnen das Heft. Lesen Sie es selbst, denn ich könnte Manches vergessen haben, was mir damals, als ich sie niederschrieb, in der Erzählung interessant schien.

Als wir unsern Spazierritt beendet hatten, brachte mir Agnes ihren zierlich geschriebenen Aufsatz.

Fünftes Kapitel.

Die weiße Dame und der Rittmeister.
(Duellgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.)

In der Nacht vom 16. auf den 17. August des Jahres 1786 saßen noch einige verspätete Gäste in dem Speisesaale des ersten Gasthofes der treuen Stadt Cleve beim Glase Wein, ehrsame Bürger, die heute einen Geburtstag gefeiert hatten und noch einige Stunden der Nacht von den Strapazen des Festes ausruhen wollten, bevor sie sich nach Hause begaben.

Die Glocke hatte eben halb Drei geschlagen, und man ließ noch einige Flaschen goldbringenden Rheinweins kommen, mehrere vergessene Trinksprüche auszubringen, als der Kastellan des Schlosses, Herr Trautwart, die Thüre aufriß, und mit bleichem Gesicht zum Tische tretend folgende Worte sprach:

Mei—ne Herren! Ich zittere, wie Sie sehen, an allen Gliedern. Ich komme gerade vom Schlosse her. Sie wissen, ich glaubte niemals an Dergleichen und würde es in Ewigkeit nicht glauben, wenn ich es nicht mit selbsteignen Augen gesehen hätte. Schnell einen Stuhl und

ein Glas Wein, denn der Schrecken lähmt mir die Glieder.

Was ist's? Was haben Sie gesehen? Heraus mit der Sprache! erscholl es von allen Seiten.

Was ich gesehen habe? Die weiße Frau hab' ich gesehen, mit diesen meinen Augen gesehen, und wer mir sagt, ich lüge, der soll sehen, was ich ihm antworten werde. Das Gewitter vorher weckte mich, nie erlebt' ich solche Nacht, und da der Sturm so rasend um das Schloß tobte, stand ich auf, zog meinen Schlafrock an, band meine Nachtmütze fest, schlug Feuer, steckte das Licht an, und machte einen Gang die Treppe hinauf, um in den Zimmern des oberen Stockes nachzusehen, ob Fenster und Läden gehörig geschlossen seien. Kaum hab' ich die letzte Stufe erreicht und biege in den großen Gang, als eine Frauengestalt in langem weißen Kleide, in einen Schleier gehüllt, mit schwarzen Handschuhen, an mir vorüberschreitet, und mit kaltem Hauche, wie aus einem Grabgewölbe, die Flamme meiner Kerze löscht. Ich bleibe erstarrt auf der Stelle, nehme mich aber noch zeitig zusammen und rufe: Wer bist du? Was willst du? erhalte keine Antwort und sehe die Gestalt mit ruhigen Schritten bis vorne zum Balkone gehen, mit der Hand nach dem östlichen Himmel deuten und verschwinden. Ich warte noch einige Minuten, und da ich nichts mehr von dem

Gespenst erblicke, eile ich die Treppe hinunter in mein Schlafzimmer, kleide mich schnell an und beschließe noch hierher zu gehen, um Ihnen den Vorfall zu erzählen.

Alles staunt, und es dauert eine Weile, bis man sich wieder gesammelt und aufs Neue die Gläser gefüllt hat. Dann erschöpft man sich in Vermuthungen, Zweifeln und Deutungen und geht endlich um drei Uhr gemüthlich nach Hause.

Am fünften oder sechsten Tage nach diesem Ereignisse trifft auch in Cleve die Nachricht ein, welche Europa durchschüttert und in die fernsten Länder der Erde dringt: Friedrich der Große hauchte am 17. August dieses Jahres Morgens zwei Uhr seinen Geist aus!

Als die Trauerkunde in das einsame Gemach drang, wo der Kastellan des Clever Schlosses Abends bei der Lampe saß und die Geschichte des siebenjährigen Krieges las, stand er von seinem Sitze auf, nahm sein Käppchen ab und sprach laut für sich: Darum deutetest du nach Potsdam hin, geheimnißvolles Wesen, in dem Augenblicke, als das strahlendste Gestirn dieser Erde zu erlöschen begann!

Vielleicht war es derselbe Abend, an dem der gute Kastellan in diesen Seufzer ausbrach, wo auch im entfernten Wien der alte Minister Kaunitz, als der Kurier aus Berlin mit der Todespost in sein Zimmer trat, die

denkwürdigen Worte sprach: Friedrich todt? Wann wird ein solcher König wieder das Diadem zieren!!

Auch an diesem Abende saßen wie gewöhnlich die guten Bürger der guten Stadt Cleve in demselben Gastzimmer beim Glase Wein, und wie sich leicht denken läßt, bildete die von Berlin eingetroffene Trauerkunde den ausschließenden Stoff der heutigen Unterhaltung, mit der steten Beziehung jedoch auf die neuliche so verhängnißvolle Erscheinung der weißen Dame.

Ein alter französischer Rittmeister außer Dienst, der in der Schlacht bei Roßbach ein Bein verloren, sich schon seit einigen Jahren mit einer vermögenden Dame verheirathet in Cleve häuslich niedergelassen hatte, und ziemlich gut deutsch sprach, mischte sich an diesem Abende auch ins Gespräch, anerkannte die Verdienste des großen Todten, besonders „weil er im Herzen ganz Franzose gewesen sei", wünschte dabei den Prinzen von Soubise zu allen Teufeln, bestritt aber den guten Clevern, vorab dem Kastellan, die Existenz der weißen Dame mit Hartnäckigkeit. Der Streit begann sich zu heftigen, und in der Hitze des Kampfes, da der Kapitain von allen Seiten angegriffen zu unterliegen fürchtete, sprang er plötzlich vom Stuhle auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: Will ik selbst fodern auf Pistol weiße Dame, wenn hat Courage mit mir, hol mik der Teuf! Was denn mit

allgemeinem Jubel und vom Kastellan selbst, im Namen der weißen Dame, angenommen wurde.

Man traf also gleich das Uebereinkommen, er möge die Foderung hier im Beisein Aller auf einen Zettel schreiben und seinen Namen fein leserlich darunter setzen.

Versteht sie französisch, weiße Dame? weil ik nit schreiben kann deutsch.

I freilich! antwortete der Wirth. Geister verstehen alle Sprachen, übrigens soll ja die weiße Frau eine Ahnfrau des preußischen Hauses im Leben gewesen sein, von der also anzunehmen ist, daß sie französisch kann, wenn sie's in der langen Zeit nicht vergessen hat.

Es wurde also die Herausfoderung vom Rittmeister in französischer Sprache, mit Bestimmung von Nacht, Ort und Stunde (oberer Stock im Schloß, Nachts ein Uhr, Pistolen) nebst vollständigem Namen, Titeln und Orden, in bester Form ausgefertigt und dem Kastellan übergeben, welcher sich verbindlich machte, den Zettel morgen Abend auf die oberste Stufe der großen Treppe zu legen. Ausgemacht wurde noch, daß der Kastellan einen alten Stulphandschuh des Rittmeisters, welchen dieser holte, beifügen solle, und da die dritte Nacht, welche auf die heutige folgte, in der Forderung angegeben war, so sollte es übermorgen als Zeichen der Annahme des Zweikampfes von Seiten der Dame gelten, wenn der Hand-

schuh verschwunden sei, weil Geister oft sehr eigensinnig sind, auch dringende Geschäfte selbst die Dame zu erscheinen verhindern könnten, in welchem Falle jedoch der Kapitain jeder weiteren Verpflichtung enthoben sei. Damit schloß sich die Debatte und die Gesellschaft ging auseinander.

Am zweiten Abend erschien verabredetermaßen der Kastellan in der Gesellschaft und erklärte zum allgemeinen Jubel der Clever, daß Zettel und Handschuh von der Stelle verschwunden seien. Man blieb bis Mitternacht zusammen und begleitete dann den Rittmeister bis zum Thore des Schlosses, um hier die Rückkehr des tapfern Franzosen zu erwarten.

Man hatte in größter Spannung alle Glockenschläge der Schloßuhr bis zum vollendeten Schlage Eins und ein Viertel, auch einen Pistolenschuß deutlich vernommen, als der Rittmeister mit zerstörten Zügen in schrecklicher Verwirrung aus dem Schlosse stürzte und erklärte, mit der weißen Frau einen heftigen Rencontre bestanden zu haben. Als er den ersten Schuß auf sie abgefeuert, sei die Dame zurückgewichen, die zweite Pistole habe versagt, und nun sei er gegen alle Duellgesetze von der auf ihn eindringenden Dame im Dunkel der Nacht der Art mit Schlägen tractirt worden, daß er auf jedes weitere Rendezvous verzichte und die Existenz des Gespenstes

gern anerkennen wolle, mit welcher Erklärung sich denn die Gesellschaft auch zufrieden gab und mit hinreichender Genugthuung trennte.

Mehre Jahre später, als der beherzte Rittmeister längst zu seinen Vätern versammelt war, erzählte man sich noch sein Duell mit der weißen Frau, zum allgemeinen Gelächter mit der Aufklärung für die Ungläubigen, daß man an jenem Abende aus den von dem Rittmeister geladenen Pistolen heimlich die Kugeln gezogen, weil ein alter preußischer Grenadier in weißer Vermummung die Rolle der weißen Dame zum heimlichen Ergötzen der wartenden Freunde gespielt habe. Den Kapitain hatte man, um sein Ehrgefühl zu schonen, so lang er lebte, im Irrthume gelassen, aber merkwürdiger Weise auch seit jener früheren Erscheinung keine Spur mehr von der weißen Dame gesehen.

Sechstes Kapitel.

Berichtet von der Erziehung, welche Herr von Alchim seiner Tochter giebt. Rückkehr dieses Herrn. Seine merkwürdige Unterredung mit Friedrich.

Eine halbe Stunde später, als ich diese Erzählung gelesen hatte, kam Agnes zu mir in die Laube und lud

mich zu einem Spaziergange ein. Ich dankte ihr für den Genuß, welchen sie mir durch diese allerliebste Duellgeschichte gewährt hatte. Wir besuchten dann das Schloß, seine Umgebungen und fanden heimkehrend den Mittagstisch zu unsrer Labung bereit. Später zeigte sie mir verschiedene Zimmer des Hauses mit Gemälden und Statuen und zuletzt ihre kleine Bibliothek. Hier wandte sie sich mit den Worten an mich: Sie sehen, mein Bücherschatz ist sehr klein, doch steht mir die große Auswahl an Werken zur Verfügung, welche mein Vater besitzt. Da es darunter eine Menge Bücher giebt, die ein junges Mädchen nicht lesen soll, so hat mein Vater alle jene mit einem kleinen weißen Papierchen auf der Rückseite des Einbandes beklebt, welche er meiner Wißbegierde und Neugier zur Verfügung stellen will. Auf diese Art komme ich nie in Verlegenheit und brauche ihn auch nicht mit Fragen zu belästigen. Mir selbst hat mein Vater seit geraumer Zeit keine Werke mehr angeschafft. Er begnügt sich, mir eine gewisse Summe im Jahre zum eignen Ankaufe alles Dessen, was ich wünsche oder zu meiner Ausbildung nothwendig glaube, zu bestimmen, und leitet und bildet meinen Geschmack, mein Bedürfniß durch gelegentliche Winke und Urtheile. Sodann erkundigt er sich zuweilen nach den Büchern, mit denen ich zeitweise meine Schätze vermehre, wie er denn überhaupt in mei-

ner Erziehung der Entwicklung und Vervollkommnung meiner geistigen und sonstigen Fähigkeiten die möglichst persönliche Freiheit gewährt. Auf die Ausbildung körperlicher Kraft und Gewandtheit legt er, natürlich mit Bestimmung der Grenzen, die einem Mädchen gezogen sein sollen, einen hohen Werth. Ich habe früh mich im Turnen üben, später schwimmen, schießen, tanzen, fechten und reiten lernen müssen, ohne jedoch diesen Uebungen mehr Zeit widmen zu dürfen, als durchaus nothwendig war. Jedermann, selbst ein Weib, behauptet er, könne durch Schicksale, Reisen, Aufenthalt in fremden Ländern zuweilen in Gelegenheit kommen, von dergleichen Fertigkeiten zu ihrem und Anderer Vergnügen oder zu ihrer Sicherheit, zuweilen selbst zur Rettung aus Gefahr den nöthigen Gebrauch machen zu müssen, weil Niemand wisse, welche sonderbaren Lebenswege er nach den unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung jemals zu wandern bestimmt sei.

Auch hält mein Vater in allen vorkommenden Fällen der Erziehung und Belehrung den Grundsatz fest, denen, welche seiner Obsorge vertraut sind, stets die Gründe der Vernunft auseinander zu setzen, warum Dies oder Jenes zu geschehen, wie es zu geschehen oder aus welcher Ursache es schädlich sei und zu unterbleiben habe. Ferner hat er mich von Jugend an gewöhnt, mich auf tausend

denkbare unvorhergesehene und überraschende Lagen und Augenblicke vorzubereiten, indem er mir solche Zustände als gegenwärtig bezeichnete und mich dann fragte, wie ich mich nach eigenem Urtheile darin zu benehmen gedenke. Waren meine Ansichten falsch, so berichtigte er sie und zeigte mir die nothwendige Art meines Verhaltens mit Erklärung der Gründe. Diese Examen und Unterrichte waren stets meiner Auffassungsfähigkeit, meinem Alter, meinem körperlichen und geistigen Vermögen entsprechend und ferner liebte er es, daß ich ihn oder die Mutter über geeignetes Benehmen für außerordentlich scheinende Verhältnisse befragte und aus eigenem Urtheile die Angabe des Wie und Warum versuchte. Was halten Sie von dieser Methode? Glauben Sie nicht auch, daß sie die richtige ist? Ich bedaure keine Brüder zu haben, weil ich überzeugt bin, daß sie sie zu brauchbaren und trefflichen Männern bilden würde.

Ich war eben im Begriff, dem herrlichen Mädchen zu antworten, als wir Pferdetritte im Hofe vernahmen und Agnes mit den Worten aufsprang: Mein Vater! Wir eilten hinaus und empfingen ihn am Thore, eine hohe, kräftige, edle Gestalt.

Herr von Alchim drückte mir die Hand, sobald seine Gemahlin mich ihm vorgestellt hatte, und nach wenigen Augenblicken war nicht nur jeder Zwang auf meiner

Seite verschwunden, sondern ich fand mich wie einem alten Bekannten gegenüber. Ich erzählte nun ihm und den Frauen Manches aus meiner Heimath, meiner Jugend, von meinen Eltern und der letzten Zeit in Düsseldorf, die nunmehrige Absicht, in die Welt zu ziehen und mir vorläufig in Holland, sei es im Lande selbst oder zur See oder auf den Colonien, einen Unterhalt zu suchen.

Vorläufig bleiben Sie nun einige Zeit bei mir, wie ich hoffe, dann wollen wir überlegen, was Sie am besten ergreifen, sobald ich weiß, was Sie eigentlich wünschen und streben, junger Freund. Begleiten Sie mich jetzt, wenn Sie wollen, auf einem Gange in die Stadt, unterwegs haben wir Zeit, Betrachtungen anzustellen.

Wir waren kaum im Freien, als Herr von Alchim begann: Ich bin ganz dafür, daß Sie die Welt sehen, weil Sie in ruhigen Verhältnissen nicht zu dauern vermögen. Diese Neigung zum Fremden und Neuen ist ganz unwillkürlich, und wie mir scheint, aus dem steten Wechsel entstanden, welchem man Sie mit frühester Jugend unterworfen hat. Ihr Vater mochte seine Gründe haben, auf diese Weise Ihre Erziehung zu leiten. Wiewohl ich Ihnen aus Allem Dem, was Sie mir über Ihre Vergangenheit, Ihre Studien, Ihr inneres und äußeres Leben mittheilten, prophezeien zu dürfen glaube, daß Ihre Zukunft reich an Schicksalen und Erlebnissen sein wird, denn in

den Linien Ihrer Hand schon, fuhr Herr von Alchim fort, als ich sie ihm zur genauen Betrachtung hinhielt, liegt ein unendlich abenteuerliches Leben gezeichnet, so darf ich Sie hinwieder, setzte er hinzu, als er einige Ueberraschung und Bestürzung in meinen Zügen las, über Sie selbst, als Das, was Sie in Ihren eigenen Augen am Abend Ihres Lebens gelten dürfen, vollkommen beruhigen. Ihre Bestimmung ist es, die verschiedensten Verhältnisse und Zustände zu durchleben. Sie werden oft glücklich, zuweilen auch unglücklich sein, jenachdem Sie der Minute, der Stunde, dem Tage Das abgewinnen können, was sie Ihnen zwischen Freude und Schmerz verhüllen.

Das ist Alles, was ich Ihnen sagen darf, und beinah Alles auch, was ich Ihnen sagen kann. Der einzige Rath, den ich Ihnen zu ertheilen mich berechtigt und verpflichtet glaube, ist: Fodern Sie von Menschen, Dingen und Zuständen nie mehr als die Hälfte dessen, was Ihnen die ersteren zu leisten verpflichtet, die beiden letzteren zu bieten geeignet sind!

Sollten Sie aber je meines Rathes, je meiner Hülfe in irgend einer schwierigen Lage bedürfen, so wenden Sie sich an mich ohne Scheu, aber nur dann und in dem außerordentlichen Falle, wenn Ihnen jede andere mensch-

liche Hülfe versagt wird, und Ihnen — Ihr Gewissen bezeugt, daß Sie sich nicht selbst diese Lage durch eigne Schuld oder tadelnswürdiges Benehmen zugezogen haben, weil Ihnen in jedem andern Falle diese Aussicht auf Hülfe für alle weiteren Verhältnisse des Lebens zum Nachtheil, wohl gar zum Verderben gereichen müßte.

Nun will ich in der Stadt einige Geschäfte besorgen und Sie bitten, mich in einer Stunde auf dieser Stelle zu erwarten, weil ich nie ein Wirthshaus betrete, es sei denn, ich wäre auf Reisen zur Einkehr gezwungen. Machen Sie indeß einen Spaziergang durch die Stadt oder den Park, und sollten Sie mich zur bestimmten Zeit hier nicht finden, so kehren Sie nach Hause zurück; ich bin dann durch dringende Geschäfte noch aufgehalten. Die Bibliothek meiner Tochter, Wagen, Pferde stehen zu Ihrer Unterhaltung, zu Ihrem Vergnügen bereit. Auf Wiedersehn!

Mit diesen Worten trennte sich Herr von Alchim von mir, und da ich ihn nach Verlauf der Stunde nicht sah, kehrte ich zu Agnes und ihrer Mutter zurück, die ich in einer ländlichen Beschäftigung fand.

Siebentes Kapitel.

Herr von Alchim macht Friedrich zum Vertrauten, und zeigt ihm zwei merkwürdige Erfindungen, welche Friedrich in Erstaunen setzen.

Als Herr von Alchim zurückkam, nahm er mich mit sich in seine Privatgemächer, zeigte mir seine Sammlungen aus fremden Ländern und machte mich dann in einem andern Gebäude mit mehreren Apparaten bekannt, deren er sich zu ganz besonderen Zwecken zu bedienen pflegte.

Aus dem, was Sie hier sehen, fing er an, könnten Sie schließen, ich beschäftige mich mit dem, was man gewöhnlich Goldmacherkunst zu nennen pflegt, doch ist es etwas ganz Anderes, von dem ich seit längerer Zeit in Anspruch genommen werde. Meine Frau und Tochter wissen Nichts von diesen Arbeiten und außer einem alten treuen und verschwiegenen Diener, den ich als Handlanger dabei gebrauche, hat auch Niemand sonst eine Kunde von der eigentlichen Bestimmung dieses Laboratoriums. Nichtsdestoweniger ist es mir jetzt, nachdem ich endlich in Folge unzähliger Versuche zu befriedigenden Resultaten gelangt bin, Bedürfniß geworden, dieselben dem unparteiischen Urtheile eines Andern zu unterwerfen.

Ihnen vertraue ich und bitte Sie, gegen Niemanden davon zu erwähnen, so lang ich nicht entschlossen bin, den Schleier des Geheimnisses vor Jedermann zu lüften. Meine Erfindungen, denn es sind deren zwei, waren lange ein Gegenstand der Forschung und des täglichen Bedürfnisses. Jene ist die richtige und unbestreitbare Darstellung des Perpetuum mobile, die letztere eines Stahles, der nie rostet. Beide sind mir, wie ich Ihnen eben bemerkte, vor Kurzem gelungen, und ich werde sie noch im Laufe des Jahres bekannt machen, d. h. nur als Fabrikate gegen einen noch zu bestimmenden Preis versenden, doch nicht früher, bevor ich zur Erzeugung im Großen die nöthigen Anstalten getroffen, entsprechende Gebäulichkeiten mit allem sonst Nothwendigen eingerichtet, tüchtige Arbeiter gewonnen und die unentbehrlichen Patente für alle Länder erhalten haben werde. Die geldlichen Vortheile, welche mir aus dem Verkaufe erwachsen, habe ich ein für allemal zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, und auch diese bewahre ich so lange noch als Geheimniß, bis meine Fabriken in Thätigkeit sind.

Jetzt haben Sie die Güte, mir zu folgen, damit Sie sich von der Wahrheit selbst überzeugen. Mit diesen Worten zündete Herr von Alchim eine Lampe an, schloß einen großen eichenen Schrank auf, welcher in der Ecke stand, und forderte mich auf, ihm zu folgen. Als wir

in den Schrank getreten waren, schloß sich die Thüre hinter uns zu wie von selbst, dann öffnete sich auf den Druck seiner Hand eine zweite, die die Rückwand des Schrankes bildete, und als sich auch diese hinter uns geschlossen hatte, befanden wir uns auf der obersten Stufe einer steinernen Treppe, welche in einen, wie er sagte, verborgenen, nur ihm selbst bekannten Keller, sein zweites Laboratorium, führte.

Wir mochten ein Dutzend Tritte hinabgestiegen sein, als wir uns auf ebenem Boden befanden, in einem Raum von der Größe eines gewöhnlichen Zimmers. An der Decke hing eine Krystallampe, die, als sie angezündet worden war, durch viele Flammen eine strahlende, fast taggleiche Helle verbreitete, so daß auch die kleinsten, unbedeutendsten Gegenstände bis zu den Wänden ringsum aufs Deutlichste zu erkennen waren.

Vorn rechts auf einem Tische stand eine höchst eigenthümliche Maschine, in deren Mitte sich eine hängende Glocke aus Eisen ohne Pendel befand, die in regelmäßigen Pausen von einigen Sekunden zwischen eisernen Stäben, von einem Stabe zum andern gestoßen, in taktfesten Schlägen ertönte. Wir hatten diese Glockentöne schon vernommen, als wir noch auf der Treppe waren. Herr von Alchim erklärte mir nun, so weit ich

die Sache zu begreifen vermochte, die Natur und Zusammenstellung dieser merkwürdigen Maschine.

Die Stäbe, zwischen denen die Glocke sich kreisförmig bewegte, waren eben so viele Magnete, wie er sagte, und das Ganze bildete, ohne irgend welche Räder oder Stahlfedern, durch die Wechselwirkung dieser Magnete allein und damit verbundenes Ertönen der Glocke in regelmäßigen Zeitpausen eine immerwährende Uhr, denn ein Zifferblatt, welches horizontal über der Glocke befestigt war, gab, wie bei gewöhnlichen Uhren, vermittelst des durch eine sehr sinnreiche, aber höchst einfache Construction sich bewegenden Zeigers genau und scharf die Stunden an. Der Minutenzeiger jedoch fehlte, weil, wie Herr von Alchim mir bemerkte, dessen Anbringen die Maschine zu complicirt und zeitweise Reparaturen nöthig machen würde.

Ich war aufs Höchste überrascht von dem, was ich sah und stets als unlösbares Problem zu betrachten gelehrt worden war. Und doch schien nichts einfacher beinah als diese Lösung, welche mich unwillkürlich an das Ei des Colombo erinnerte.

Das Einzige, was ich nicht begreifen kann, sind die mir so geheimnißvoll erscheinenden Wechselkräfte der Magnete, sagte ich, als Herr von Alchim Staunen und Ueberraschung in meinen Zügen las.

Darin beruht eben mein Geheimniß, erwiderte er, welches übrigens, wenn ich es erklären würde, Ihnen ebenso deutlich werden müßte, als die Wechselwirkung der Magnete selbst.

Darauf führte er mich an einen zweiten Tisch, auf dem einige Gefäße standen, ganz oder zum Theil mit Wasser und anderen Flüssigkeiten gefüllt. Herr von Alchim nahm einige Stäbe und Körper von Stahl daraus hervor und gab mir sie in die Hand mit dem Bemerken, daß sie schon längere Zeit ganz oder halb unter Wasser gelegen hätten, dann griff er nach einem andern Stücke, welches er vor einiger Zeit mit feuchtem Salze eingerieben hatte, und ich konnte kaum Worte finden, mein Erstaunen auszudrücken, als ich sie glänzend fand, als wenn sie soeben erst geschliffen und polirt wären.

Drei Jahre lang habe ich mich, fuhr Herr von Alchim fort, mit der Erfindung des Perpetuum mobile und beinah ebenso lange mit Darstellung des rostfreien Stahles beschäftigt, und die dazu nöthigen Kenntnisse der Schmiedearbeit vorher in einigen Werkstätten erlernen müssen. Meine andere Werkstatt, die ich einrichtete, und wozu ich ebenfalls die Instrumente aus bergischen Fabriken bezog, befindet sich hier nebenan, und steht mit diesem Keller durch eine verborgene Thüre in Verbindung. Weil ich meine Gewehrreparaturen und dergleichen dort vor-

nehme, feine Messer und Scheeren zu meiner Unterhaltung fabricire und zuweilen den Bekannten in der Stadt und Gegend damit ein Geschenk mache, konnte ich nebenan hier ungestört an diesen beiden wichtigeren Dingen arbeiten, und Niemand ahnt, welche Zeit, Mühe und Kosten ich darauf verwandt habe.

Ich wundere mich nur, bemerkte ich, wie Sie sich so lange vor Ihrer Gemahlin und Tochter den Triumph Ihrer Arbeit und Ausdauer versagen konnten, denn Niemand stand ihnen doch so nahe, die Freude und Genugthuung desselben zu theilen.

Es ist wahr, allein Frauen würdigen dergleichen nicht nach Verdienst, betrachten es als eine Spielerei müssiger Stunden, und wissen weder die Vortheile noch Folgen zu berechnen, welche Wissenschaft und praktisches Leben aus dem Nutzen solcher Erfindungen beuten. Sobald jedoch eine zweite ewige Uhr vollendet ist, die ich vor Kurzem nach dem Muster, welches Sie gesehen, in kleinerer Form zu arbeiten angefangen, will ich meine Frau und Tochter damit überraschen und ihnen die Vortheile und Annehmlichkeiten meiner Erfindungen durch den häuslichen Gebrauch selbst zur Genüge beweisen.

Sie haben mir durch die Bekanntschaft mit diesen erstaunenden Dingen eine der glücklichsten Stunden bereitet, und ich kann Ihnen nicht genug danken für diesen

Genuß und den Beweis Ihres Vertrauens. Ein nicht minder glücklicher Augenblick meines Lebens wird der sein, wenn ich von der Veröffentlichung Ihrer Erfindungen und dem Aufsehen und der Anerkennung vernehmen werde, welche die ganze gebildete Welt durchdringen müssen.

Ihre sich zwischen den verschiedenen Magneten nach einem zwar sehr einfachen, wie Sie sagen, mir aber unbegreiflichen Gesetze bewegende Glocke erinnert mich jetzt überraschender Weise an die durch verwandte Gesetze des Universums in ihren Bahnen bestimmten Himmelskörper, und trotzdem die Forschungen der Astronomen nach und nach einige Helle verbreitet haben über dieses noch geheimnißvolle Dunkel des Weltalls, so wird doch die Geheimnisse dieser Gesetze selbst, wären sie auch der Wissenschaft in ihren uns sichtbaren Wirkungen ganz erschlossen, kein menschlicher Geist je erklären können. So unbegreiflich einem vierjährigen Kinde, wenn man es vor dieses von Ihnen erfundene Perpetuum mobile stellt, seine Einrichtungen und die Nothwendigkeit ihrer Wirkung erscheinen müssen, so und unendlich tiefer noch steht und staunt der Mensch vor dem unermeßlichen Perpetuum der zahllosen Welten, welches die göttliche Allmacht erfunden, und darin auch der Erde, die wir bewohnen, ihre Bahn bezeichnet hat.

Es freut mich, entgegnete er, daß Sie so innig und überzeugt an das Dasein Gottes glauben, weil selbst die Jugend heutzutage hin und wieder, von den vernunftwidrigen Lehren des Materialismus angesteckt, ihre frevelnden Zweifel über die Existenz eines Schöpfers und Erhalters aller Dinge laut werden läßt.

Mir ist diese Verblendung ein Räthsel, antwortete ich.

Die Naturwissenschaften, fuhr Herr von Alchim fort, so sehr Manche die Resultate ihrer Forschungen seit Kopernikus und Galilei fürchten, sind, trotzdem sich die Trugschlüsse der Materialisten auf sie stützen wollen, grade die beredtesten Verkünder eines ewigen Gottes. Nichts ist im Stande, die alleinige Allmacht des Schöpfers schlagender zu beweisen, als die Entdeckungen und Hellungen in den verschiedenen Gebieten der Natur, in den unsern Blicken sich erschließenden inneren Zuständen des thierischen und tellurischen Lebens. Es würde zu weit führen, sich darüber zu erschöpfen, ich erlaube mir nur noch darauf hinzudeuten, daß eine der lächerlichsten Behauptungen der Materialisten, die Leugnung und Bestreitung der Fortdauer der Seele nach dem Tode, sich schon allein mit ihrem eigenen Axiom: daß Nichts zerstörbar sei, sondern nur in anderer Gestalt das Sein fortsetze, — ohne weitere Beweismittel von selbst widerlegt. Denn

wenn Etwas, von uns Seele genannt, existirt (und es existirt, weil wir es kennen und nennen), so muß es auch dann noch fortdauern, wenn es aufhört den menschlichen Körper zu beleben. Die Art und Weise wie, die Gestalt, die Natur, in der es fortdauert, ist und bleibt unserm irdischen, körperlichen Auge verborgen.

Und nun, mein junger Freund, wollen wir zu den Frauen gehen, die am Ende in Vermuthung gerathen, daß wir sie über dem „Laboriren" ganz aus dem Gedächtnisse verloren.

Achtes Kapitel.

Berichtet von einem überraschenden Ereigniß, welches auf dem Schlosse des Herrn von Alchim stattfindet. Wie Agnes sich mit Friedrich unterhält.

Ich hatte kaum vierundzwanzig Stunden in diesem Hause zugebracht, und schon fand ich mich so heimisch und vertraut, als wäre ich ein Glied der Familie, ja es schien mir zuweilen, als ob ich Alles, was das Haus und das Leben im elterlichen Hause so anziehend und genußreich gemacht hatte, hier wiedergefunden habe. Um so schmerzlicher war mir der Gedanke, diesen traulichen

Kreis verlassen und in eine fremde Welt hinauswandern zu müssen.

Als ich meines nahen Abschiedes erwähnte, konnte ich deutlich wahrnehmen, daß auch die beiden Frauen von dieser Vorstellung ergriffen wurden, und ich mußte die Offenheit und Wahrheit bewundern, mit der sie sich äußerten.

Warum wollen Sie fort? sagte Agnes. Sie selbst haben uns nicht verschwiegen, daß Sie einer unsichern Zukunft entgegengehen, und wenn auch der Drang, die Welt zu sehen, mit dem Bedürfniß, jedem Schicksal die Stirn zu bieten, Ihnen als Das, was man Bestimmung nennt, vorschwebt, so bitten wir Sie doch, uns nicht durch eine vielleicht übereilte Abreise zu betrüben.

Meine Tochter spricht aus, was wir denken, fiel Herr von Alchim ein. Bleiben Sie so lange, als unser ländliches Leben Sie anzieht. Vielleicht kann Ihnen auch ein längerer Aufenthalt hier in so fern nützlich werden, als ich dadurch Zeit gewinne, Sie einem Handlungshause in Amsterdam zu empfehlen, welches große und bedeutende überseeische Verbindungen hat, und dadurch im Stande ist, Sie in irgend einer Thätigkeit zu verwenden. Ich sinne nur noch darüber nach, wie ich Sie am geeignetsten dort einführe, denn diese Handels-

herren sind meistens sehr wunderliche Leute, gewohnt, auf keine andere und höhere Bildung irgend einen Werth zu legen, die nicht ihren merkantilischen Begriffen und Bedürfnissen entspricht und den Zwecken dient, welche sie ausschließlich verfolgen. Herr van der Rood grade ist ein Mann von ganz besonderem Schlage. Sein bedeutendes Vermögen hat er nur seiner Thätigkeit, unterstützt von dem Glücke, welches ihn auf seltene Weise begünstigte, zu verdanken. Er besitzt keine Kenntnisse weiter, als die, welche er braucht, nämlich Lesen, Schreiben und Rechnen, dann die Gabe des kaufmännischen Instinkts der richtigen Speculation. Macht er Einkäufe in irgend einem Gegenstande, so ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß diese Waare mit Nächstem bedeutend im Preise steigen werde. Schlägt er dagegen seine Vorräthe los, so wird der Artikel in kurzer Zeit heruntergehen. Diesem Scharfblick in die Nothwendigkeit naher Conjuncturen verdankt er die glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen. Herr van der Rood ist, wie man allgemein sagt, ein braver Mann, vor Allem jedoch ist er Holländer und Kaufmann. Das ist Alles, was ich über ihn gehört habe, denn ich selbst habe ihn niemals gesehen.

Warten wir nun ab, was er mir antworten wird auf den Brief, welchen ich morgen zu schreiben gedenke.

Ihre Reise eilt ja nicht und Sie erfreuen uns durch längeres Verweilen.

Hierauf nahm mich Herr von Alchim bei Seite und sprach: Ich möchte, daß Sie so lange hier bleiben, noch Zeuge zu sein von der Ueberraschung unserer Damen, wenn ich ihnen die ewige kleine Tafeluhr in den Saal stelle. Ich hoffe in wenigen Tagen damit fertig zu sein und will nun in meine Werkstätte gehen, um die Arbeiten fortzusetzen, da ich vor einer halben Stunde bereits mehrere Tiegel und Pfannen mit metallischen Mischungen auf der Gluth einiger Oefen, die von dem Wasserrade durch Bälge unterhalten wird, zurechtgesetzt habe. Ferner versuche ich heute eine ganz neue Schmelzung in größeren Massen, die mich vielleicht die ganze Nacht durch in Anspruch nehmen wird. Ich würde Sie gebeten haben, dabei Zuschauer zu sein, weil der Guß, den ich aus verschiedenen kleinen Hochöfen mit Hülfe eines Dieners zusammenfließen lasse, eine ganz neue Erscheinung sein wird. Da jedoch einige Gefahr damit verbunden sein kann, wenn sie auch höchst unwahrscheinlich ist, glaubte ich mich verpflichtet, auch meinen Diener im entscheidenden Augenblicke in der nöthigen Entfernung zu halten. Morgen früh hoffe ich Ihnen ein höchst interessantes Resultat mittheilen zu können. Es ist die Erfindung eines neuen Metalls, welches statt Quecksilber bei Deckung des Glases

dienen und einen Spiegel darstellen wird, der die Eigenschaft besitzt, das erste Bild, welches er empfängt, für immer festzuhalten, ohne je ein anderes noch in sich aufzunehmen.

Für den heutigen Abend bitte ich Sie, den Frauen Gesellschaft zu leisten. Auf Wiedersehen also!

Als ich in den Saal trat, kam mir Agnes entgegen mit den Worten: Es ist gut, daß Sie kommen, denn ich bedarf Ihres Rathes. Eine mir sehr liebe Freundin schreibt, daß ihr Vater wegen Schulden im Gefängniß sei, und sie bittet mich, Ihr die unbedeutende Summe zu seiner Befreiung zu senden. Ich habe meine Sparbüchse zu diesem Zwecke in Anspruch genommen, nur möchte ich auch noch Ferneres thun und den trefflichen Leuten über weitere Verlegenheiten hinaushelfen, so daß ihnen die zweite Geldsendung als von unbekannter Hand zukommt. Wenn Sie nun in Düsseldorf Jemand wüßten, der diese Vermittlung übernähme, so wäre die Sache leicht und einfach geordnet.

Mit Vergnügen, ich schicke das Paket an die Adjutantur des Regiments, in dem ich diente. Lassen Sie mich nur einige Zeilen schreiben an den Offizier, mit dem ich in sehr freundschaftlicher Beziehung stehe.

Agnes brachte ihre Mappe herbei und wir ordneten

das Nöthige, sandten dann einen Boten ab, der Briefe und Pakete nach Cleve zur Post besorgte.

Wir waren vom Tische aufgestanden, noch einen Spaziergang im Garten zu machen, und traten eben die Treppe hinab, als wir durch einen donnerähnlichen Schlag erschreckt wurden, der die Luft erschütterte und das ganze Haus in seinen Grundfesten erbeben ließ.

O Gott, was ist das? rief Agnes voll Bestürzung.

Ich wagte keine Antwort, denn der Gedanke an das Laboratorium des Herrn von Alchim und an ihn selbst erfüllte mich mit entsetzlicher Ahnung.

In diesem Augenblick stürzte Agnes Mutter herbei, das Gesinde lief voll Schrecken durcheinander und der alte Diener, welcher von der Rückseite des Schlosses her zu uns eilte, schrie außer Athem beinah: Mein Herr, mein guter Herr ist todt, verunglückt, dort liegt er mit zerrissenen Gliedern auf den Boden hingestreckt zwischen dem Schutte des Hintergebäudes! Ich hatte ihn genug gewarnt, doch vergebens!

Mein geliebter Vater, mein armer Vater! Ist es möglich! Nein, Gott verhüte es! rief Agnes, und eilte mit uns auf den Schauplatz der Zerstörung. Hier lag der Körper ihres Vaters, schrecklich verstümmelt, die Kleider halb verbrannt, halb verkohlt, Leib, Arme, Beine

mit Brandwunden bedeckt und der Kopf fast unkenntlich verstellt durch Risse und Blut.

Von der Werkstatt über der Erde war nur die eine Seitenwand nach der Richtung des Kellers umgestürzt, aber der Keller mit dem Raume, wo die Oefen und Feuerheerde standen, vollkommen zerstört. Wir hoben vor Allem die Leiche des Herrn von Alchim vom Boden auf und trugen sie ins Haus zurück. Trotzdem der Tod sicher eingetreten war, ja im Augenblick der Entzündung selbst schon erfolgt sein mußte, schickte man schleunig nach den Aerzten und Wundärzten der Stadt, doch natürlich vergebens.

Als ich Frau von Alchim und ihre Tochter ihrem Schmerze überlassen hatte, denn was nützte Trost in so schrecklichem Augenblick, eilte ich an den Ort zurück, wo das Unglück stattgefunden. Man kann sich kaum ein ärgeres Chaos denken. Alles lag in Trümmern zerstreut und zerrissen, und vom Perpetuum war nicht ein Stück mehr zu finden, in dem ich einen Theil dieser Maschine hätte erkennen wollen.

Mit meiner Trauer um den Tod des verehrten Mannes vermischte sich der Schmerz über den unersetzlichen Verlust seiner drei Erfindungen, denn es ist die große Frage, dachte ich, ob in Jahrhunderten einst, oder

überhaupt je ein Andrer so glücklich sein wird, diese drei Probleme aufs Neue zu lösen.

Es war mir unmöglich, mich unter den jetzigen Verhältnissen hier von den Damen zu trennen, die meiner in mancherlei Geschäften und häuslichen Anordnungen bedurften. Ich verweilte noch einige Wochen, und als ich besonders Agnes heftigen Schmerz nach und nach einer ruhigen Trauer und angemessenen Schwermuth weichen sah, auch die schriftlichen Arbeiten, Briefe und Mittheilungen, welche der Tod des Herrn von Alchim nothwendig machte, von mir im Auftrage der Frauen besorgt worden waren, schickte ich mich endlich zur Reise an und hatte vorher noch einige anziehende Unterhaltungen mit Agnes.

Einmal besuchten wir das Grab ihres Vaters. Es befand sich am Ausgange des größeren Gartens an dem Ufer des kleinen Sees, welcher die eine Seite des Gutes begrenzte. Agnes ordnete die Blumenstöcke, welche rings um den kleinen Hügel dufteten, streute Rosenblätter auf den Rasen, unter dem ihr Vater schlummerte, und sagte zu mir, als wir nach Hause zurückkehrten: Es freut mich, daß ich darauf bestanden habe, den theuern Todten hier zu bestatten, denn meine Mutter war schon bereit, dem Geistlichen des nahen Dorfes die Beerdigung auf seinem Friedhofe zu überlassen. Mich widert jene Ord-

nung an, auf den Leichenäckern die Todten wie Soldaten in Reih und Glied aufmarschiren zu lassen.

Hier war ein Lieblingsruhepunkt meines Vaters auf seinen Spaziergängen. Er hat die Bank eigends zu diesem Zwecke selbst errichtet, und ich glaubte, ihm diesen stillen reizenden Ort auch zur ewigen Ruhe bestimmen zu sollen.

Wie oft hat mein Vater von den unvergleichlichen Friedhöfen der Morgenländer gesprochen, welche die angenehmsten und erfrischendsten Gärten bilden und den Besucher in jene eigenthümliche zwischen Schwermuth, Wehmuth und Freude getheilte Stimmung versetzen, welche aus der Trauer um den Verlust und zugleich aus der Ahnung des nunmehrigen Glückes der Verblichenen ihren Ursprung nimmt. Da es nun auch den Todten selbst sehr gleichgültig sein kann, wo und wie ihre irdische Hülle zum Staube wiederkehrt, so meine ich, sollten diejenigen, welche sie im Leben zurücklassen, darauf bedacht sein, dem Anblicke der Gräber nur erhebende und freudige Vorstellungen zu gesellen, um dem Schmerze um ihren Verlust einen Balsam zu gewähren, welcher wohlthut und sänftigt. Statt unnützer Klagen und prunkhafter Trauerkleider, die man, lächerlich genug, nicht sich und den Geschiedenen, sondern den Blicken einer gleichgültigen Menge zur Schau trägt, will ich mich bestreben,

das Andenken meines Vaters, die Erinnerung an seine Tugenden zu ehren, indem ich von meiner Mutter darin unterstützt, seine Liebe und Sorge für die leidende und bedürfende Menschheit nach unsern Kräften und Mitteln fortleben lasse. Dies betrachte ich als die geeignetste und würdigste Todtenfeier und die Ausübung solcher von meinem Vater ererbten Lebenspflicht wird meine Mutter wie mich, so lange wir auf Erden zu weilen bestimmt sind, mit dem allein reinen und vollkommnen Glücke belohnen, welches man in dem Bewußtsein empfindet, seine Pflichten gegen Andere zu erfüllen. Ich wenigstens kenne keine befriedigendere Glückseligkeit als die Wonne, Armen eine Wohlthat, würdigen Menschen eine Freude zu bereiten, und begreife nicht, wie es Leute geben kann, die im Besitze aller Mittel dazu, sich solchen Genuß entweder ganz versagen, oder ihn doch so selten zu erringen suchen.

Sie kennen mich, hoffe ich, zu gut, Friedrich, um in meinen Worten ein Selbstlob zu erblicken.

Meine Grundsätze, mein Handeln machen keinen Anspruch auf irgend ein Verdienst. Warum? Weil mir Ausübung der Nächstenliebe, das Bedürfniß des Wohlthuns angeboren ist und zur zweiten Natur ward. Denn, streng genommen, ist das, was wir Tugend im gewöhnlichen Leben zu nennen belieben, nur Erfüllung selbst-

redender Pflichten. Tugend im eigentlichen und höheren Sinne ist: mit Aufopferung unsres Selbst, mit Hingabe des zu unserm eigenen Unterhalte Nöthigen, mit höchster Spannung unsrer geistigen oder körperlichen Kräfte zum Nutzen oder Vergnügen Anderer leben und wirken. Darum ist und bleibt Jesus Christus das erhabenste Beispiel reinster Tugend, wiewohl uns die Geschichte aller Völker und Zeiten auch andere Männer und Frauen nennt, die unter den verschiedensten Verhältnissen reine Tugend im Leben und Tode bewiesen.

Nun wollen wir nach Hause zurückkehren, und da Sie trotz aller Bitten schon morgen weiter zu reisen beschlossen haben, den letzten Abend noch heiter und gemüthlich verleben.

Ich kam im Heimwege auf Das zurück, was Agnes über Tugend geäußert, und fügte hinzu: die Erscheinung Ihres Vaters, dessen Verlust auch ich in tiefem Schmerz empfinde, seine nähere Bekanntschaft, so wie die mit Ihnen und Ihrer trefflichen Mutter wird mir stets unvergeßlich und heilig bleiben. Nicht Sie und Ihre Mutter, nicht ich, den Ihr Vater mit Freundschaft, Güte und Vertrauen beehrte, nicht wir allein haben einen Verlust zu beklagen, der für Jedes von uns unersetzlich bleibt, auch die Welt verlor in ihm und seinem Wirken, in den glücklichen und außerordentlichen Erfolgen seiner

Thätigkeit, in den überraschenden Schöpfungen seines Geistes, einen Schatz, den sie nicht würdigen konnte, weil sie ihn — nie besessen hat.

Ich allein war so glücklich, mit Erstaunen kennen zu lernen, was sein Genie am Vorabende seines Todes gleichsam entworfen und vollendet hat, und es hing nur noch an dem Verlaufe weniger Tage, daß auch Sie und bald darauf die ganze gebildete Welt den Eindruck außerordentlicher, ich möchte sagen, wunderbarer Erscheinungen empfangen, Wissenschaft und Kunst die höchsten Triumphe des menschlichen Geistes gefeiert haben würden.

Was wollen Sie mit diesen dunkeln Worten sagen? fragte Agnes erstaunt.

Ich will Ihnen damit ein Geheimniß eröffnen, welches — doch kaum hatte ich die vorigen und die letzten von mir gesprochenen Worte überdacht, als ich zu meinem Aerger bemerkte, daß ich einen großen Fehler begangen, Agnes ein Geheimniß entschleiern zu wollen, welches ihr und ihrer Mutter besser verborgen blieb; denn so geringschätzend auch Herr von Alchim in jener Stunde über die Fähigkeit der Frauen, seine Erfindungen in ihrem wahren Werthe zu erkennen, sich geäußert hatte, so lebhaft war ich doch vom Gegentheile überzeugt, besonders in Anerkennung von Agnes seltnem Geist und Verstande. Ich suchte sie daher von der Verfolgung des Gedankens an

ein Geheimniß abzulenken, welches mir auch insoweit gelang, daß sie sich mit meiner Behauptung zufrieden gab, ihr Vater sei an der Vollendung irgend eines schriftstellerischen Werkes von Bedeutung durch den plötzlichen Tod verhindert worden. Ich behielt mir dagegen insgeheim vor, sie erst nach Jahren mündlich oder schriftlich über die Erfindungen zu unterrichten, welche mit Herrn von Alchim verloren gegangen waren, statt sie jetzt mit einer Eröffnung zu überraschen, die sie zwar im ersten Augenblicke in Entzücken versetzen, sie dagegen für die nächste und fernere Zeit ihrer Trauer mit noch lebhafterem und verdoppeltem Schmerze erfüllen mußte. Aus diesem Grunde verbot ich auch nach reiflichem Nachdenken dem früher erwähnten Diener des Herrn von Alchim, welcher von den beiden Erfindungen Etwas wissen und gesehen haben konnte, dieser Dinge jemals gegen irgend Jemand zu erwähnen, und gab ihm auch die Ursache an, warum er sich schweigend zu verhalten habe.

Du wirst leicht begreifen, lieber Leser, daß ich mich von den beiden Frauen, besonders von Agnes, nur mit den tiefsten und wehmüthigsten Empfindungen am andern Morgen zu trennen vermochte.

Agnes und ich liebten uns und nur eine mir selbst unbegreifliche Zurückhaltung allein, die mich unzähligemal

im Leben, wie Du im weiteren Verlaufe desselben wahrnehmen wirst, an meinem Glücke verhinderte, hielt mich ab, um Agnes Hand zu werben, und Dich so — um die Bekanntschaft meiner seltsamen Geschichte zu bringen.

Neuntes Kapitel.

Wie Friedrich nach Amsterdam geht und Herrn van der Nood aufsucht. Schilderung seines Empfanges. Friedrichs Bekanntschaft mit einem Sonderlinge, der ihn in seine Familie einführt.

Seien Sie uns immer willkommen! rief Frau von Alchim mir nach, als ich Abschied genommen, und wenn Sie uns wieder mit einem Besuche erfreuen, so lassen Sie uns auf längere Zeit dieses Vergnügens froh werden!

Agnes unterdrückte eine Thräne, reichte mir die Hand, als wir den Grenzstein des Parkes erreicht hatten, und sagte leise mit weicher Stimme: Leben Sie wohl, Friedrich! Ich werde Sie niemals vergessen!

Damit verschwand sie und ich befand mich wieder auf derselben Stelle allein, wo ich sie vierzehn Tage früher zum ersten Male gesehen.

Ich will den Leser nicht ermüden mit Schilderung der Betrachtungen, die mich bestürmten. Ein kurzer Lichtraum meines Lebens lag hinter mir und ich blickte mit einem Gefühle zwischen Zweifel und Bangen in das unerforschliche Dunkel der Zukunft. Nach einigen Stunden war Rhederruh mit seinen Umgebungen meinem Auge entschwunden und ich befand mich auf dem Boden der vereinigten Niederlande. Drei Tage drauf erreichte ich Amsterdam, ruhte in einem Gasthofe zweiten Ranges von den Anstrengungen der Fußreise aus und durchwanderte dann diese große und bewegte Handelsstadt nach allen Richtungen, um ein Bild ihres mir fremden und überraschenden Lebens zu gewinnen. Da mir die holländische Sprache von früher Jugend geläufig war, sah ich mich nach einigen Tagen ziemlich erleichtert, als ich die Wohnung des Herrn van der Nood in Erfahrung gebracht, weil ich nach kurzer Ueberlegung beschloß, auch ohne Empfehlung diesen Kaufmann zu besuchen und ihm meine Dienste anzubieten, doch trat ich mit einiger Beklemmung in das Haus, welches mir von einem Lehrjungen nach wiederholtem Klopfen geöffnet wurde.

Der Handelsherr empfing mich inmitten seiner Bücher und Rechnungen.

Wer sind Sie? Was wünschen Sie?

Ich nannte meinen Namen, mein Anliegen und setzte

hinzu, daß ich von Herrn von Alchim an ihn empfohlen worden sei.

Dann zeigen Sie mir diese Empfehlung, mein Herr!

Herr von Alchim versprach mir sie mündlich und nur ein plötzlicher Tod hat ihn verhindert, sie mir auch schriftlich zu übergeben.

Das klingt höchst sonderbar und unwahrscheinlich. Wie lange hielten Sie sich bei dem Herrn auf?

Ungefähr vierzehn Tage.

Und am fünfzehnten starb er? Wenn er Ihnen ein Schreiben einhändigen wollte und ließ zwei Wochen darüber verstreichen, wie Sie sagen —

Erlauben Sie, ich sagte das nicht.

Sie verfangen sich in Lügen, junger Mann, und sind sehr im Irrthum, wenn Sie mich für so dumm halten, Dergleichen zu glauben.

Und Sie sind verdammt auf dem Holzwege, alter Narr, einen Edelmann ungestraft verhöhnen zu wollen. Jeden Andern würde ich solcher Impertinenz wegen auf Pistolen fordern, aber ein gemeiner Krämerkerl, wie Sie, ist keinen Schuß Pulver werth! Adieu!

Damit überließ ich Herrn van der Rood seinem Schicksale, welcher zu meinem großen Aerger diesen Abschiedsgruß so ruhig einsteckte wie einen Geldbeutel, und dann, als wäre ich gar nicht dagewesen, seine Additionen fortsetzte.

O Agnes, rief ich aus, als ich die Straße erreicht hatte, was würdest du sagen, wenn du diesen Flegel gesehen hättest!

Sie sind ein Deutscher, mein Herr! redete mich ein wohlgekleideter Mann in mittlern Jahren an, der meinen Ausruf gehört haben mochte. Sie sind fremd hier, wie ich sehe, fuhr er fort. Wenn ich Ihnen in irgendwas dienen kann, mit Vergnügen!

Diese liebevolle Anrede in gebrochenem Deutsch unterschied sich zu wohlthuend von dem Empfange bei van der Nood, als daß ich sie nicht mit freundlichstem Danke beantwortet hätte. Ich folgte also dem herzlichen Landsmann durch einige Straßen in eine Weinschenke, die an der Seeseite lag und eine schöne Aussicht auf den von Schiffen belebten Hafen bot.

Herr Vonhart, so hatte sich der freundliche Begleiter mir vorgestellt, ließ eine Flasche Bordeaux kommen und bestellte zugleich ein gutes Mittagessen für uns Beide.

Diese verrückten Holländer essen erst um fünf Uhr Abends zu Mittag, sagte Herr Vonhart. Wir Deutsche lieben unsre heimathliche Sitte, und deshalb lade ich Sie freundlich ein, mein Gast zu sein. Sie wissen nicht, welche Freude es mir macht, wenn ich in dieser Krämerstadt hin und wieder einen Landsmann finde, dem ich nützlich sein kann. Sie gefielen mir gleich, ich sah Ihnen

an, daß Sie aus guter Familie sind, und am Ende ganz fremd hier sich im Gedränge verlieren, in gefährliche Schlupfwinkel oder in die Hände von schlauen Betrügern gerathen könnten, die Sie trotz aller Vorsicht plündern und den Seelenverkäufern überliefern würden, und hielt es daher für meine Pflicht, Sie zu warnen. Wie manchen jungen Deutschen habe ich nicht schon aus ihren Klauen gerettet, und kann Ihnen gar nicht sagen, wie süß das Bewußtsein solcher That ist. Ich bin ein wohlhabender Mann, treibe kein besonderes Geschäft und gehe nur meinem Vergnügen nach. Dieses Vergnügen besteht aber darin, meinen Nebenmenschen zu helfen nach Kräften. Sie sehen, ich bin ganz offen gegen Sie. Trinken wir, der Wein ist vortrefflich. Doch eben, da ich zahlen will, fällt mir ein, daß ich unglücklicherweise meine Börse vergessen, als ich zu Hause meine Kleider gewechselt. Wollen Sie einstweilen hier die Zeche berichtigen, so schicke ich gleich nachher den Kellner zu meiner Frau, mir Geld zu holen, oder besser, Sie begleiten mich nach meiner Wohnung, die nur einige Straßen entfernt ist, um Ihnen die Auslagen zu erstatten und Sie meiner Frau vorzustellen, die sich freuen wird, Sie für den Abend zum Thee bitten zu dürfen.

Ich zog mit der größten Bereitwilligkeit meinen Geldbeutel hervor, in dem sich ungefähr funfzig Friedrichsd'or

befanden, die ich aus dem Verkaufe meiner Pferde und Habseligkeiten in Düsseldorf bewahrt hatte, und zahlte den Wein und die Mahlzeit. Dann brachen wir auf zu Herrn Bonharts Wohnung, welche indessen über eine halbe Stunde weit in einer Seitengasse lag, wo ein hübsches Mädchen uns empfing, die Herr Bonhart mir mit dem poetischen Namen Betjen als seine Schwester vorstellte. Seine Frau sei eben ausgegangen und werde zu seinem großen Leidwesen erst gegen Abend heimkehren. Ich befand mich in einem niedlichen, sehr bequem eingerichteten Gemach, und Herr Bonhart verließ uns, um seine Börse zu holen.

Kaum war ich mit Fräulein Betjen einige Augenblicke allein, als sie bat, sich eben entfernen zu dürfen, um ihr Dienstmädchen mit Zubereitung des Kaffees zu beauftragen, trotzdem ich einen Glockenzug im Zimmer bemerkte.

Da ich den ganzen Vormittag auf den Beinen gewesen und die Hitze drückend war, sank ich in die Kissen des Sopha zurück und schlief vor Ermüdung ein. Wie lang ich so lag, weiß ich nicht, und fühlte plötzlich eine Annäherung neben mir, die vielleicht schon einige Sekunden gedauert haben mochte, als ich erwachte. Betjen, welche an meiner Seite saß, suchte eine kleine Ueberraschung zu verbergen, indem sie mit der Hand schnell unter die

Schürze fuhr, so als wenn sie irgend Etwas in die Tasche ihres Kleides zu stecken suche. Weil nun Herr Bonhart noch immer nicht zurückgekommen war, und mir die mehr als gewöhnliche Zuthulichkeit seiner Schwester verdächtig zu werden begann, griff ich, unwillkürlich von einem mahnenden Gedanken geleitet, in meine Rocktasche und gewahrte mit peinlicher Befremdung, daß mein Geldbeutel fehlte. Jetzt faßte ich die Dirne an, beschuldigte sie der Entwendung, und drohte ihr mit Gewalt, wenn sie mir nicht im Augenblick das Gestohlene zurückgebe. Zu meinem Schrecken merkte ich, daß ich es mit einer abgefeimten Betrügerin zu thun hatte, denn das Mädchen entwand sich mit unglaublicher Schnelligkeit meinen Armen, sprang auf die andere Seite des Tisches und schrie mit verstellter Entrüstung: Wenn Sie Ihre Börse auf der Straße verloren haben und mich nun des Diebstahls beschuldigen, so werde ich gleich Hülfe herbeischaffen gegen Ihre Frechheit, mein Herr. Sie hatte diese Worte kaum vollendet, als die Thür geöffnet wurde und Herr Bonhart mit zornglühendem Gesichte hereinstürzte.

Das ist also der Dank für meine Freundschaft, Herr! Fort aus meinem Hause, auf der Stelle! Pit und Jan, werft mir einmal den ungehobelten Deutschen zur Thüre hinaus! rief er in holländischer Sprache, und zwei un=

geschlachte Kerle eilten herein, packten mich trotz allem Widerstande und schoben mich über die Treppe hinunter zur Thüre hinaus, welche sie gleich hinter mir riegelten, und mich ohne ein weiteres Wort meinem Schicksale überließen. Ich merkte mir genau den Eingang und trat in ein benachbartes Haus, die Leute um Beistand zu bitten. Hier fand ich einen Käsehändler in seinem Laden, der mir, als ich ihm mit wenigen Worten mein Unglück erzählte, den Rath ertheilte, auf weitere Schritte gegen die Diebe zu verzichten. Der Schauplatz meiner Beraubung sei ein verrufenes Haus, wo sich dergleichen Gesindel zusammenfinde und nach gelungener Plünderung eines Opfers, das sie dahin gelockt, sofort ohne eine Spur von Entdeckung nach verschiedenen Richtungen durch eine Hinterthür zerstreue, die auf eine entgegengesetzte Straße führe. Wolle ich also auch die Polizei um Hülfe bitten, so würde dies doch zu keinem Erfolge führen, da selbst der Eigenthümer jener Wohnung sich nicht um Das bekümmere, was oben vorgehe.

Ich verfluchte meine Leichtgläubigkeit und wünschte Herrn Bonhart, seine Frau, obschon ich sie niemals gesehen, seine Schwester nebst der Mutter, welche sie geboren, in den tiefsten Abgrund der Hölle.

Zehntes Kapitel.

Friedrich besucht die Amsterdamer Börse. Unverhofftes Zusammentreffen. Eine neue Bekanntschaft.

Dumpfe Verzweiflung hatte sich meiner bemächtigt, als ich aus der Wohnung des Käsehändlers trat, und wenig fehlte, ich hätte mich von einer der vielen Brücken, die ich fast bewußtlos überschritt, in den Kanal gestürzt.

Ich war ungefähr eine halbe Stunde so kreuz und quer durch neue mir völlig fremde Quartiere der Stadt geschlendert, als ich auf einen Platz kam, in dessen Mitte eine große Bude aufgeschlagen war. Ich trat näher an den Eingang dieses Zeltes und las auf einem Zettel, daß heute Abend unwiderruflich zum alleralllerletzten Male große Vorstellung der berühmten Kunstreitergesellschaft unter Leitung des Herrn Director Courier sei, wozu ein hochgeehrtes Publikum um so dringender eingeladen werde, als Demoiselle Celine ihren weltberühmten Salto-mortale und Madame Cicogna den Ritt des Mazeppa auf den zwei unvergleichlichen Pferden Ikarus und Byron in neuem glänzenden Costüm und unter bengalischer Beleuchtung mit niegesehener Bravour zur Ergötzung des

hochverehrten Publikums beim Schlusse dieser letzten aller Vorstellungen ausführen würden und zwar bei herabgesetzten Preisen aus besonderer Hochachtung für das Publikum, welchem Herr Courier für die ihm bewiesene Gunst und Nachsicht tief verpflichtet sei, weshalb er auch von der großen, reichen und edlen Stadt Amsterdam mit dieser heutigen Darstellung auf längere Zeit tiefergebenst Abschied nehme, und sich deren wohledlen und hochedlen Einwohnern auf künftige Zeiten ergebenst zu empfehlen, pflichtschuldigst nicht zu ermangeln verabsäumen wolle.

Während ich diesen Riesenzettel durchlas, griff ich in Gedanken in meine Westentasche und fand zu meiner Ueberraschung und Freude noch einige Gulden Silbermünze, die mir ganz entfallen waren, seit mir die Wirthin heut morgen die Stücke herausgab, als ich ihr meine Rechnung für heute bezahlt hatte.

Da die Vorstellung um acht Uhr beginnen sollte, hatte ich noch einige Stunden Zeit, wenn ich ihr beiwohnen wollte, was ich zu thun entschlossen war, um mich für den Rest des Tages zu zerstreuen und meinen Aerger über den Verlust meiner Baarschaft in etwas zu vergessen. Zugleich tauchte der Gedanke in mir auf, mich bei diesen Kunstreitern anwerben zu lassen. Ich konnte dann meine Liebhaberei an Pferden einigermaßen befriedigen, und da ich ein eleganter Reiter war, vielleicht

mein Glück machen bei irgend einer reichen und hübschen Dame, die sich in mich verlieben würde. Was mich nicht wenig in diesem Vorhaben bestärkte, war noch die schöne Aussicht auf Gelegenheit, in aller Welt herumzuziehen und ein Leben voller Abenteuer zu genießen.

Ich trat nun auf's Neue meine Wanderung durch die Stadt an und gerieth ganz zufällig an den Eingang des Börsengebäudes, als die Geschäftszeit gerade vorüber war und die Kaufleute in Masse herausströmten. Da ich ganz in Gedanken um die Ecke des Gebäudes gebogen war, und erst nachher erfuhr, daß es die Börse sei, konnte ich mir die Ursache des Gewühls nicht erklären und drängte mich daher an die Thüre, um den Eingang zu gewinnen.

In diesem Augenblicke rannte ein Mann gegen mich und stürzte von dem heftigen Anprall zu Boden. Offenbar hatte er seitwärts gesehen, ehe der Zusammenstoß erfolgte. Er raffte sich mit Mühe von der Erde auf und schleuderte einige derbe Flüche durch die Zähne. Die Stimme kam mir bekannt vor, und als ich den Kerl genau in's Auge faßte, erkannte ich Herrn van der Nood, der mich mit grimmigen Blicken maß und dann schweigend weiter eilte.

Ich trat jetzt in den inneren Raum des Heiligthums, sah aber nichts, was meine Neugier auch nur einiger-

maßen hätte befriedigen können, verließ es daher eilig und begab mich in ein Kaffeehaus, welches wenige Häuser entfernt lag. Hier wimmelte es von Kaufleuten und ich setzte mich an einen Tisch mit Zeitungen.

Neben mir saßen einige Herren, die vermuthlich von der Börse kamen, denn ihre Gespräche bezogen sich nur auf die heute dort abgeschlossenen Geschäfte. Da ich durch Nennung des Namens van der Nood aufmerksam geworden, vernahm ich eine Aeußerung, die mich ebensosehr überraschte, als mit boshafter Freude erfüllte. Mynheer van der Nood, hieß es, habe heute seine Zahlungen eingestellt und also Bankerott gemacht. Ich erkundigte mich, da ich meinen Ohren kaum trauen mochte, bei einem dieser Herren nach den näheren Umständen und erfuhr, daß das Haus van der Nood total ruinirt sei.

Wer weiß, dachte ich nun bei mir selbst, ob dieser Mann dich nicht besser empfangen haben würde, wenn er noch in guten Umständen gewesen wäre, deine erste Freude über seinen doppelten Fall war also sehr ungerecht und im höchsten Grade lieblos.

Mein Groll schwand und das Mitleid mit dem Unglück trat an seine Stelle. So ist der Mensch, und trotzdem mich der Bankerott dieses reichen Handelsherrn über meinen eigenen Verlust in etwas trösten konnte, so hätte ich es doch über mich gewinnen können, dem Manne

wieder auf die Beine zu helfen, wenn ich die Mittel dazu besessen hätte.

Diesem frommen Wunsche folgte die Belohnung auf der Stelle, denn einer der Kaufleute, ein gebildeter Deutscher, welcher sich vor einigen Jahren in Amsterdam niedergelassen hatte, schien des Bedauerns wegen, welches ich in einigen Worten dem Unglücke des Herrn van der Rood gezollt hatte, Gefallen an mir zu finden, ließ sich mit mir in ein trauliches Gespräch ein und erkundigte sich theilnehmend nach dem Zwecke meines Hierseins.

Ich sagte ihm das Nöthige und verschwieg ihm auch das Unglück nicht, welches mich heute betroffen hatte.

Wenn Sie etwas von kaufmännischer Correspondenz verstehen und eine hübsche Hand schreiben, so biete ich Ihnen eine Stelle an, denn Sie scheinen mir ein braver junger Mann, den irgend ein frühes Unglück verfolgt hat. Ueber den Verlust Ihrer Baarschaft beruhigen Sie sich, denn mit einigem Fleiß und gutem Betragen können Sie, wenn Sie kein Verschwender sind, in wenigen Monaten dieses Deficit decken. Folgen Sie mir nun gefälligst in meine Wohnung, Ihre Effecten will ich aus dem Gasthofe holen lassen und Ihnen dann ein kleines Zimmer einräumen, welches Sie noch heute beziehen können. Mein Name ist Delbrück und mein Haus hier ganz in der Nähe.

Ich dankte diesem wohlwollenden Manne für sein Vertrauen und seine Theilnahme in herzlichen Worten, und folgte ihm dann in seine Wohnung, wo uns ein schönes Mädchen von höchstens siebenzehn Jahren begrüßte.

Ich habe lange mit dem Essen auf dich gewartet, Papa, und glaubte schon, du werdest vielleicht auswärts speisen, sagte sie im reinsten Deutsch.

Dafür bringe ich dir nun einen Gast, liebes Kind! Herr von Horst! Meine Tochter Dorothea! Nun zu Tisch, denn es muß nahe an fünfe sein.

Dorothea legte sogleich ein Couvert für mich hin und nahm dann meinem Sitze gegenüber ihren Platz ein. Je länger ich dieses Mädchen ansah, desto schöner und anmuthiger erschien sie mir. Selten erblickte ich einen so schönen Wuchs, eine so reine und edle Haut. Alles Uebrige konnte man übereinstimmend nennen. Ihre Haare waren schwarzbraun, die Augen vom tiefsten Blau, mit langen, sanften Wimpern.

Als die Mahlzeit vorüber war, führte mich Herr Delbrück auf mein Zimmer, dann lud uns die Tochter zum Kaffee und brachte die köstlichsten Cigarren.

Wenn Sie's nicht übel nehmen, begann Herr Delbrück, werde ich Sie bitten, sich heute Abend noch außer dem Hause die Zeit zu vertreiben, weil Sie hier ganz allein sein würden. Meine Tochter und ich sind zu einem

Thee gebeten und kehren erst um Mitternacht nach Hause. Sie selbst können bis dahin zurückkommen und anklopfen, wann Sie wollen, die Magd wird Ihnen öffnen und auf's Zimmer leuchten. Morgen früh ruhen Sie aus, so lange Sie wollen, und alles Weitere wird sich finden.

Während nun die Tochter sich empfahl und wir allein waren, drückte er mir ein Goldstück in die Hand mit den Worten: Ich weiß, daß Ihnen ein Schuft heute die Börse gestohlen. Nehmen Sie einstweilen dies auf Rechnung Ihres Gehaltes, damit Sie heute Abend nicht in Verlegenheit kommen. Und nun auf Wiedersehen bis morgen!

Eilftes Kapitel.

Friedrich besucht die Kunstreiter und findet daselbst einen Bekannten. Herr Delbrück giebt Aufschlüsse über die Art seines Gemäldehandels. Dorotheens Verlobung.

Als Herr Delbrück sich entfernt hatte, verließ ich sein Haus, begab mich in ein Café, um Zeitungen zu lesen, und da die Zeit kam, zu den Kunstreitern zu gehen, schlenderte ich ungefähr denselben Weg zurück, den ich früher von dem Platze, wo die Bude aufgeschlagen war, nach der Börse genommen hatte.

Da die Vorstellung schon begonnen hatte, nahm ich mir eine Karte für den ersten Rang, konnte aber des starken Gedränges wegen nur bis zur Gallerie des dritten Platzes vordringen. Hier saß ich unmittelbar hinter einer der Säulen, die das Zelt stützten, so daß mich mein Vordermann nicht sehen konnte. Genauere Blicke nach diesem Manne, während er seine Augen seitwärts nach den Reiterspielen des Circus richtete, überzeugten mich, daß es kein Andrer sei als Herr Bonhart in höchsteigner menschenfreundlicher Person, und sobald ich dieser interessanten Entdeckung gewiß war, überlegte ich, was zu thun sei. Ich ließ meine Blicke in der Nähe herumschweifen, einen Polizeidiener zu entdecken, konnte aber keiner Person ansichtig werden, die die Abzeichen dieses Standes getragen hätte. Als ich meine Rundschau ohne Erfolg beendet hatte und gleichsam instinctmäßig wieder nach Herrn Bonhart blickte, sah ich, daß der Freund grade die Bekanntschaft mit der Rocktasche seines Nachbars vor ihm eröffnete, in demselben Moment aber urplötzlich von den kräftigen Fäusten desselben gepackt wurde, worauf denn zwischen Beiden ein Gebalge entstand, welches nicht verfehlen konnte, die Aufmerksamkeit des herumsitzenden Publikums zu erregen. Die daraus entstehende Aufregung und Verwirrung schien Herr Bonhart benutzen zu wollen, um die nahe Thüre zu erreichen, ward

aber sogleich von zwei Polizeidienern in die Mitte genommen und an die Luft gesetzt. Ich folgte ihnen auf dem Fuße, schloß mich den Dienern der h. Hermandad an, mit der Erklärung, sie bei Fortführung des Diebes bis zur nächsten Sicherheitswache begleiten zu wollen, weil ich selbst heute von ihm bestohlen worden sei.

Als wir zur Wache kamen, wurde Herr Bonhart sogleich in Numero Sicher untergebracht, ich gab Alles, was sich auf meine Begegnung mit demselben bezog, zu Protokoll, bezeichnete genau das Aussehen und den Inhalt der mir entwandten Börse und überließ das Weitere der Justiz. Diese ist in Holland trefflich und schnell. Schon am Tage darauf erhielt ich die Börse zurück, zu meinem großen Erstaunen mit dem vollen Inhalte, welchen man, von Herrn Bonhart noch unangegriffen, in dessen Taschen gefunden hatte.

Ich eilte sehr vergnügt nach Hause und erwartete dort die Rückkehr des Herrn Delbrück und seiner Tochter, denen ich den Vorfall in der Reiterbude mit vieler Genugthuung erzählte.

Als das Frühstück zu Ende und ich mit Herrn Delbrück allein war, begann er von den Geschäften, die ich für ihn besorgen würde, und sprach: Vorerst muß ich Ihnen bemerken, Herr von Horst, daß ich einen Theil

des Jahres in Amsterdam, den andern in London und eine Zeit lang in Paris verlebe.

Ich b n Gemäldehändler, und obschon ich großer Liebhaber, ein wenig Kenner und selbst im Besitz einer kleinen, aber werthvollen Privatsammlung bin, behandle ich doch den An- und Verkauf für Andere lediglich vom kaufmännischen Standpunkte.

Folgende Grundsätze leiten mich in Ausübung des Geschäfts: ich erwerbe auf Auctionen und bei Privatl uten im Auftrage von kunstliebenden Fürsten und reichen Liebhabern werthvolle Bilder, begnüge mich mit bescheidenem Vortheil und erwerbe mir dabei ein anständiges Auskommen. Bin ich selbst aus Speculation in den Besitz eines seltenen und kostbaren Bildes gelangt, so lasse ich es direct oder durch Freunde Solchen, die es zu schätzen wissen, anbieten. Finde ich einen Käufer, der die Vorzüge und Schönheiten eines Gemäldes mit warmer Begeisterung lobt, noch eh i h den Preis dafür genannt, so überlasse ich das Bild zum niedrigsten Ansatz und bescheide mich mit dem kleinsten Vortheile, kriege ich aber reiche Engländer, Russen oder Amerikaner ins Garn, die von Bildern häufig so viel verstehen, wie die Sau von Juwelen, und die Schönheit und den Werth eines Gemäldes nach der Höhe des Preises beurtheilen, so schraub' ich sie, daß es eine wahre Freude ist. Kann

ich solchem Barbaren obendrein irgend eine Copie als Original aufhängen, so mache ich das vortheilhafteste und lustigste Geschäft. Vult decipi, decipiatur ergo! Ist es wirklich ein Original, was er will, und ich besitze keine Copie, die ich ihm statt des Originals aufschwatzen könnte, dann lasse ich ihn im Unwillen über den Verlust, den Kenner dadurch erleiden, daß ein solcher Schatz in die Fäuste eines Esels geräth, den dreifachen oder zehnfachen Betrag dessen zahlen, was ich von einem wirklichen Liebhaber und Kunstfreund fordern würde.

Dank der zahlreichen Sippschaft vornehmer, reicher und prahlender Dummköpfe, bleibt das Geschäft mit den Copieen, wie Sie leicht denken können, immer das einträglichste, und manches schlechte Bild, das ich einem reichen Pinsel als werthvolles Original verkaufte, trug mir größeren Vortheil ein, als zu Zeiten ein schönes und seltenes Gemälde berühmter Künstler.

Sie haben ganz Recht, Herr Delbrück, ich würde es ebenso machen. Auch ist ein solcher Ignorant weit glücklicher, wenn er eine hohe Summe für ein Bild bezahlt hat, das mit dem zehnten Theil derselben wenig Werth in seinen Augen haben würde. Wollte man überhaupt nur im Leben jeden Menschen so behandeln, wie er be-

handelt zu werden wünscht, die ganze Welt wäre zufrieden und glücklich.

In diesen Worten sprechen Sie zugleich auch das wichtigste Geheimniß des Umganges und der Conversation aus, Herr von Horst.

Wollen Sie mich nun in meine kleine Gallerie begleiten, so kann ich Ihnen einige hübsche Bilder zeigen. Ihr Geschäft bei mir wird darin bestehen, einen Theil meiner Korrespondenz zu übernehmen und Buch zu führen über die Ein- und Verkäufe von Gemälden. Diese Arbeit wird höchstens einige Stunden des Tages ausfüllen, die übrige Zeit haben Sie ganz zu Ihrer Verfügung, und wenn Sie einige Wochen bei mir gewesen sind, will ich Ihnen einen Gehalt festsetzen, mit dem Sie zufrieden sein werden.

Wir besahen die Sammlung, welche Herr Delbrück nach und nach für sich selbst angeschafft hatte; sie enthielt einige Landschaften, mehrere historische und Genrebilder, lauter Originale, die zum Theil von hohem Werthe waren und einen gebildeten Kenner verriethen.

Ich hatte im väterlichen Hause von Jugend auf, später in Düsseldorf im täglichen Umgange mit Künstlern, besonders Malern, zu viel von Gemälden und Kupferstichen gesehen, aller Art Urtheil über die Kunst gehört und mich dadurch sowohl wie durch eigenes

Schauen und Studium gebildet, als daß ich nicht einige Kenntniß der Malerei, ihrer Schulen und Meister gewonnen haben sollte, was Alles mir nun hier sehr zu Statten kam, und die Gunst des Herrn Delbrück in bedeutendem Maße erhöhte.

Die Zwischenstunden der Arbeit und der Rest des Tages verflossen, wenn ich nicht auswärts war, im glücklichen Umgang mit Dorotheen, und wir gewöhnten uns bald so freundschaftlich aneinander, daß auch die Liebe bereits im Entstehen war, ehe wir uns dessen versahen. Inzwischen hatte ihr Vater, was ich bald genug erfuhr, einen Plan zur Reife gebracht, der unserer Leidenschaft noch zeitig Schranken setzte, denn ein Vetter von Dorotheen, wohnhaft in Prag, der früher um sie geworben, und von Herrn Delbrück besonders begünstigt wurde, traf, durch Briefe herbeigerufen, die nicht ich, sondern Herr Delbrück selbst geschrieben hatte, noch zur rechten Zeit ein, um größeres Unheil für ihn zu verhüten, denn ich hatte mich schon mit Dorotheen erklärt und nur wenige Tage verhinderten uns, des Vaters Entscheidung zu wagen.

Der Vetter erschien, die Verheißene als Braut zu begrüßen, mußte aber noch einige Kämpfe mit Dorotheen bestehen, bevor sie sich dem entschiedenen Willen ihres Vaters fügte.

Ich befand mich jetzt in einer sehr schiefen und demüthigenden Stellung und beschloß daher ohne lange Ueberlegung, Herrn Delbrück meine Dienste zu kündigen und sein Haus alsbald zu verlassen. Von Dorotheen nahm ich schriftlich Abschied, erklärte ihrem Vater meinen Entschluß, verzichtete auf jeden Gehalt für die kurze Zeit meiner Arbeit und kehrte dann in den Gasthof zurück, welchen ich Anfangs bewohnt hatte.

Als ich am folgenden Morgen beim Frühstück saß, trat ein Laufbursche herein und überreichte mir ein Schreiben des Herrn Delbrück. Der Gemäldehändler beklagte darin meine Trennung von ihm und sandte mir eine Banknote von hundert Gulden. Auch Dorothea erfreute mich noch mit einigen herzlichen Zeilen, in denen sie mich von dem plötzlichen Tode ihres Bräutigams unterrichtete, der heute Nacht, wahrscheinlich betrunken, in einen Kanal gestürzt, am Morgen als Leiche herausgezogen worden sei. Sie legte einen Diamantring bei, den ich zur Erinnerung an sie tragen solle.

Ich bedauerte nun schmerzlich meine Uebereilung und verwünschte den Vetter in die böhmischen Wälder, lange bevor ihn der Kanal verschlingen konnte, doch war ich zu stolz, jetzt noch eine Wiederannäherung zu wagen.

Zwölftes Kapitel.

Wie Friedrich mit dem Käsekrämer, Herrn Jan te Baje, näher bekannt wird. Interessantes Abenteuer mit Fräulein Natjen.

Es war vom Schicksale beschlossen, daß ich noch länger im Wahne leben sollte, in Amsterdam mein Glück zu finden. Ich blieb also in dem Gasthofe, las jeden Morgen alle Anzeigen einheimischer und auswärtiger Zeitungen in der Hoffnung, irgend eine offene Stelle zu finden, die meinen Wünschen entsprechen könne, und schlenderte den Tag über bis spät in die Nacht durch die Stadt, ihre Merkwürdigkeiten nach und nach kennen zu lernen und die Zeit bis dahin todtzuschlagen, wo ich durch irgend eine vortheilhafte Bekanntschaft auf einen grünen Zweig kommen würde. Die erste Begegnung mit Herrn Bonhart hatte mich indessen vorsichtig gemacht und ich übergab nun meine Baarschaft jedesmal, eh ich ausging, in die Hände meiner Wirthin, während ich nur das zu mir steckte, was ich den Tag über zu meinen Ausgaben nöthig glaubte.

Da ich mich eines Mittages zu meiner Ueberraschung in der Nähe des Bonhart'schen Hauses sah, beschloß ich

einzutreten, um mich ebener Erde nach den Bewohnern des ersten Stockes zu erkundigen. Auf dem Wege dahin hörte ich plötzlich eine weibliche Stimme in deutscher Sprache rufen: Kommen Sie doch einen Augenblick herein, mein Herr! Als ich mich umsah, winkte mir ein junges Mädchen, kaum fünfzehn Jahre alt, näher zu treten. Ich gehorchte und befand mich nun in dem Laden des Käsehändlers, den ich damals nach dem Diebstahle um Hülfe gebeten.

Das Mädchen führte mich durch den Laden in ein dunkles Hinterzimmer, welches sehr deftig (wie die Holländer sagen und wofür wir im Deutschen kein Wort besitzen) und mit Geschmack eingerichtet war, zog mich neben sich auf ein Sopha, und sprach: Vor einigen Wochen an dem und dem Tage Nachmittags traten Sie in diesen Laden zu meinem Vater und baten ihn um Hülfe wegen eines an Ihnen begangenen Diebstahls.

Ich habe die Börse wiedererhalten, schönes Kind!

Ich war hinter der Thüre verborgen, sah Sie und hörte jedes Wort, wußte aber ebensogut als mein Vater, daß jeder Versuch, die Diebe zu verfolgen, unnütz sei, sonst wäre ich die Erste gewesen, Ihnen beizustehen. Eh mein Vater nun nach Hause kommt, der mich sehr strenge hält, erlauben Sie mir die Frage: Wer sind Sie, wo

wohnen Sie hier und was treiben Sie eigentlich in Amsterdam?

Ich beantwortete die beiden ersten Punkte, über den letzten schwieg ich.

Gut! Für einen Ladenburschen oder Commis —

Ich danke schön!

Sind Sie zu nobel, denn Sie sehen aus wie ein Offizier. Ich war einige Zeit in Cöln bei meiner Tante und habe die schönen Herrchen oft gesehen. Wenn ich Ihnen worin dienen kann, sagen Sie mir's. Mein Vater ist ein angesehener und wohlhabender Mann. Ich selbst habe ein eigenes Vermögen, und wenn ich einmal heirathe, bin ich ganz frei. Da kommt mein Vater, sagen Sie Nichts von dem, was wir gesprochen, und thun Sie als wollten Sie ihm von der Börse erzählen, die Sie so glücklich waren wiederzubekommen. Rasch in den Laden jetzt, damit der Vater Nichts merkt!

Wir hatten uns kaum zurecht gestellt, als der Alte, welcher sich auf dem Schilde des Ladens Jan te Baje nannte, hereintrat und mich begrüßte. Ich erzählte ihm, weil ich seiner Theilnahme schon von damals überzeugt sei, die Rückkehr meines Geldes, und empfahl mich dann, um das Töchterlein nicht in Verlegenheit zu bringen.

Einige Tage drauf saß ich nach Tische im Saale des

Gasthofes, als ein Knabe hereintrat, mir ein zierliches Billet unter Couvert einhändigte und sich schleunigst entfernte. Der Inhalt lautete:

„Ein Frauenzimmer, das Sie liebt und Ihre Verhältnisse erfahren hat, will mit Ihnen glücklich sein, wenn Sie wollen. Kommen Sie heut Abend 9 Uhr an die Brücke da und da, wo Sie Alles erfahren werden.“

Ich dachte, als ich diese Zeilen las, trotz dem Käsegeruch, von dem der Brief duftete, mit keiner Sylbe mehr an die Kleine von vorgestern und zerbrach mir daher den Kopf über dieses Abenteuer.

Wenn nur Herrn Bonharts Schwester nicht im Spiele ist, sagte ich zu mir, als ich zur bestimmten Zeit zu der Brücke ging, fand aber die niedliche Krämerin aus dem Käseladen.

Kommen Sie schnell mit mir nach Hause! Der Vater bleibt bis Mitternacht aus, und wir dürfen ungestört plaudern. Haben Sie meinen Brief erhalten, Herr von Horst?

Sonst könnt' ich ja nicht hier sein, Liebe.

Ach, wie dumm ich doch bin! Hören Sie nun, was ich Ihnen zu eröffnen habe. Ich bin Ihnen von Herzen gut, und wenn Sie mich nun auch lieb hätten, so könnten wir ganz glücklich sein. Ich erfuhr Alles über Sie, was ich wissen wollte, daß Sie bei Delbrücks waren,

die voll Lobes über Sie sind, und daß Sie nun in dem Gasthofe sich langweilen. Auch bin ich eine Deutsche, fuhr sie fort. Meine Mutter war aus Cöln. Die Gute ist schon lange todt. Mein Vater und ich sind allein. Ich selbst besitze von meiner Tante und Mutter ein Vermögen von dreißigtausend Gulden. Das läuft aber schon lange fort, Zinsen auf Zinsen. Wollen Sie mein Mann werden, so sagen Sie's nur! Wir können heirathen, wann's beliebt. Nicht wahr, Sie lieben mich?

Damit warf sie sich an meine Brust, schlang den Arm um meinen Nacken und erstickte mich fast unter glühenden Küssen. Ich erwiederte natürlich die Liebkosungen des trunkenen Mädchens, und selbst leidenschaftlich erregt von den berauschenden Wonnen ihres süßen Mundes, dem stürmischen Wogen des jungfräulichen Busens, in dem die Gewalt der Liebe allen Rückhalt der Schüchternheit überwältigt hatte, konnte ich nur in gebrochenen Worten erwidern: Köstliches Mädchen, ich liebe Dich, aber wir können uns niemals vereinigen vor der Welt.

Warum nicht vor der Welt, da wir es doch vor Gott sind bereits?

Wäre ich nun ein Moralphilosoph gewesen, ich würde ihr die Antwort nicht schuldig geblieben sein, doch mußte mir Weltkind die Kritik der reinen Vernunft allein

zu Hülfe kommen, und ich erwiderte daher, als wir uns in etwas beruhigt hatten: weil wir Beide noch zu jung sind, mein Engel, und —

Ist denn Niemand im Laden heut Abend? schrie eine rauhe Stimme draußen, die wir schon mehrmals überhört haben mochten.

Gleich, gleich! rief Natjen, entschwand meinen Armen und eilte aus dem Zimmer.

Ein Quartpfund Süßmilchkäse! lautete die Stimme weiter. Ich erblickte eine Alte, die Natjen ein Stück Geld übergab, und eben den von ihren schönen Händen eingewickelten Käse empfing, als noch ein kleiner schmutziger Schusterjunge in den Laden trat, gleichfalls für zwei Stüber Käse erhielt und ihn dann in einen der Stiefel warf, die er am Arme trug.

In diesem Augenblicke sank ich in das Sopha zurück, denn Natjen hatte eben ein kleines Stück Käse in ihren Mund geschoben, als die Käufer fort waren, verhüllte mein Gesicht und wünschte mich tausend Meilen von hier. Heimath, Emma, Agnes, Dorothea, Alles drang mit zermalmendem Gewicht auf meine Seele ein.

Wie lang ich so in schrecklicher Angst verweilte, ist mir unbekannt. Ich seufzte unter dem Gewicht des Augenblickes.

Als ich mich besann und mit Schaudern sah, daß

ich noch hier sei, stand Natjen vor mir, wusch meine Schläfe mit Essig und bat mich dann um Trost für sie selbst.

Neue quälende Gewissensbisse, Folter und Reue. Endlich sprang ich auf und sagte: Vergiß auf immer, daß und wie wir uns sahen, vergiß Alles, was heute geschehen, denn wir können uns niemals besitzen! Verzeihe mir! Ich allein bin schuldig!

Mit diesen Worten, die ich in Verwirrung und Eile hervorstieß, drückte ich sie noch einmal an meine Brust und suchte mich dann sanft ihren Armen zu entwinden.

Du liebst mich also nicht mehr? schluchzte sie, unterdrückte ihre Thränen und setzte hinzu: Ja, nicht Du, ich allein habe mich betrogen und will Dich niemals wiederseh'n! Lebe wohl denn für immer!

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch.

[illegible]

Familie Paul

[illegible]

Erstes Kapitel.

Friedrich kehrt nach Deutschland zurück. Er reiset den Rhein hinauf und schließt interessante Bekanntschaften.

Dichte Wolken hatten einen schönen Morgen verdunkelt, unfreundliche Schauer sich entladen über das Verdeck des Dampfers, welcher auf der Bergfahrt Coblenz erreichte, als die Sonne endlich den Schleier lüftete und ihre ersehnten Strahlen ausgoß über den Strom und die umliegenden Höhen.

Eine Fahrt auf dem Rheine ist immer angenehm und erquickend, wenn das Wetter günstig und die Gesellschaft heiter ist. Sie ist entzückend, wenn man jung ist, sich in Hoffnungen des Lebens wiegt und das Bedürfniß des sehnenden Herzens seiner Befriedigung entgegeneilt.

Die Gesellschaft auf dem Verdeck jubelte, die Kajüte entlud alle langweiligen und sich langweilenden Engländer und die Romantik schmachtenden Ladies eilten mit ihren Mappen herauf, um noch eine flüchtige Skizze der

Festung Ehrenbreitstein zu erhaschen, die sie für eine Ruine hielten, bevor Stolzenfels den rastlosen Stift allein in Anspruch nehme.

An den Stufen zum Steuer saß eine Engländerin von ungefähr zwanzig Jahren.

Sie gehörte zu keiner Gesellschaft und der zur Seite herabgelassene Schleier verbarg ihr Gesicht der zudringlichen Neugier.

Wie kommt es, daß wir an den meisten Frauen dieser Nation mit Gleichgültigkeit vorübergehen? Und worin besteht der unbeschreibliche Zauber, welchen einige üben und so wenige besitzen?

Es lag ein geistiger Rang in dieses Mädchens Erscheinung, welcher sie beim ersten Blick über viele Andere erhob.

Seit zwei Tagen fuhr ich in ihrer Gesellschaft, die ich einem günstigen Zufall verdankte, und hatte ihr eben Einiges aus den Rheinsagen vorgelesen.

Als Kind schon kannte ich diese schönen Legenden, sagte Marie, denn meine Mutter war am Rhein geboren. Sie begleitete meinen Vater nach Indien und ließ mich in England zurück, weil sie den schädlichen Einfluß des Klimas fürchtete und nach wenigen Jahren wiederzukehren gedachte.

Ich habe meine Eltern nie wieder gesehen. Eine ent-

fernte Verwandte, eine vortreffliche Frau, erzog mich bis zum sechszehnten Jahre und als sie mir durch den Tod entrissen ward, betrat ich das Haus meines Vormundes.

Dieser hatte einen einzigen Sohn, dem er mich zur Gattin bestimmte.

Nie hätte eine unglücklichere Verbindung stattfinden können, denn mein Verlobter war ein Mensch der niedrigsten Gesinnung und ohne alle Bildung. Er war sich des Abscheues bewußt, den er mir einflößte, allein der Besitz meines ansehnlichen Vermögens reizte ihn um so mehr, als er selbst verhältnißmäßig arm war.

Man hielt mich in der drückendsten Sklaverei, bis endlich der Zeitpunkt herannahte, wo unsere Verbindung vollzogen werden sollte.

Mit einer treuen Dienerin entfloh ich vor wenigen Tagen und bin nun im Begriff, eine Jugendfreundin meiner Mutter aufzusuchen, die im südlichen Deutschland auf ihren Gütern lebt.

Dies ist in der Kürze meine Geschichte.

Sie waren erstaunt, mich mit der deutschen Sprache so vertraut zu sehen; es ist ja die meiner unvergeßlichen Muter. Und kann Sie meine Heiterkeit, meine Seelenruhe befremden, wenn Sie bedenken, daß ich mich der verhaßten Bande, welche mich noch vor einigen Tagen erwarteten, für immer entledigt fühle?

Diese Seelenstärke ist unstreitig das Ergebniß Ihrer früheren Erziehung, der größeren Selbstständigkeit, welche man in England der Entwicklung und Befestigung des Charakters einräumt, und ich möchte behaupten, daß wenige Mädchen einer andern Nation fähig gewesen wären, in solcher Lage rasch und entschieden zu handeln.

Das Schicksal meiner jugendlichen Reisegefährtin erregte meine innigste Theilnahme, und ihre Schönheit die allgemeine Aufmerksamkeit in dem Grade, daß sie längst der Magnet aller Blicke war.

Einige Bekannte von mir hatten in unsrer Nähe Plätze gefunden; das Gespräch ward allgemein.

Marie entzückte durch ihren Geist; nicht weniger durch seltne Schönheit.

Karl Rieger, ein junger Maler aus Düsseldorf, bemühte sich im Vorzug, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln.

Es gelang ihm vollkommen, und ich freute mich, die nähere Veranlassung zu sein.

Nie hatte ich ein Paar gesehen, das sich mehr für einander eignete.

Sie lächelte mit unverhehltem Entzücken, als ich heimlich seiner Huldigung erwähnend, ihn mit dem Be-

dürfniß all der Freundschaft pries, welche ich für ihn empfinde.

Von seinen Werken kannte sie Einiges durch die öffentliche Kritik, Anderes durch die davon erschienenen Zeichnungen.

Er Künstler, sie Denkerin, beide in blühender Jugend, unabhängig, frei.

Er reich an Genie, sie an Geist und Vermögen.

Liebte ich ihn nicht, ich hätte ihn beneidet.

Wie habe ich mich stets gesehnt, sagte Marie, das Heimathland meiner Mutter zu begrüßen! Jeder Hügel, jedes Thal weckt mir die Erinnerungen und Vorstellungen meiner Jugend an Königswinter, wo ich mit meinen Eltern einen herrlichen Sommer verlebte, da ich noch ein kleines Mädchen war.

Jenes köstliche Siebengebirge! von dem Byron sang:

Der Drachenfels vom Schloß bekrönt
Starrt ob dem weitgekrümmten Rhein,
Deß Wasserbrust so weit sich dehnt
Durch Rebenhügel tief hinein!
Am Berge Bäume blütheschwer,
Die Flur verheißend Korn und Wein,
Und Städte rings zerstreut umher
Mit Mauern weiß im Mondenschein. —
Ein Anblick, der mich doppelt freute,
Wärst du Geliebte mir zur Seite!

Landmädchen mit den Augen blau,
Zur Hand mit reicher Blumenspende,
Gehn lachend durch die üpp'ge Au.
Dort Thürme an der Hügel Ende
Mit grünem Moos an grauem Wall,
Dort manche schroffen Felsenwände,
Schwibbogen stolz noch im Verfall
Schau'n durch das Thal der Rebgelände.
Doch mir fehlt hier an Rheines Strand:
Daß meine liegt in deiner Hand.

Wäre ihm aber die Geliebte zur Seite gewesen, wir würden vielleicht diese schönen Strophen im Childe Harold entbehren.

Sie haben Recht, entgegnete ich, denn die Sehnsucht nach Mitgefühl ist fast immer die Mutter der Poesie.

Ja, erwiderte Marie, weil in der Anwesenheit derer, die wir lieben, die genügende Befriedigung des Augenblicks liegt, und oft nur eine spätere, wenn auch kurze, Trennung das poetische Echo jener Empfindungen ins Leben ruft.

Die Tische waren weggeräumt und die Stühle in die Mitte gestellt, so daß man ungehinderte Aussicht nach beiden Seiten genoß.

Neben mir hatte sich ein Herr von reiferen Jahren niedergelassen, in Gesellschaft einer jungen Dame.

Herr Walther aus B. reiste mit seiner Tochter An-

tonia den Rhein hinauf, und wollte eine ihm befreundete Familie in Wiesbaden besuchen.

Ich stellte sogleich die neuen Bekannten vor.

Antonie und Marie näherten sich bald, und es erfolgte rasch unter uns Allen jene vertrauliche Geselligkeit, als hätten wir nicht Stunden, sondern Wochen und Monate zusammen gelebt.

Ich fand nun Gelegenheit, zu beobachten, wie sehr die jungen Mädchen einander würdigten.

Wo wären auch je zwei so liebenswürdige Geschöpfe nur eine Stunde zusammen gewesen, ohne eine Freundschaft zu stiften, deren Dauer sie mit Du und Kuß besiegelten?

Nach meiner spätern Beobachtung lag in Beiden eine große Verschiedenheit, die zwar nicht verhinderte, daß sie sich in der herzlichsten Aufrichtigkeit umfaßten, die taubenartige Kindlichkeit einer werdenden Freundschaft aber nicht so schwesterlich offenbarte, als es wohl je zu geschehen pflegt.

Marie, ruhig in ihrem äußern Dasein, aber heiter in der Seele, und lebhaft, ja blitzschnell in Verbindung eigner und fremder Gedanken.

Ihre Ruhe war das Resultat der Erziehung und besonnenen Denkart, Antoniens mehr die des Friedens, dessen Stille noch von keiner Leidenschaft bewegt war.

Marie, begeistert für Kunst, Poesie und alles Geordnete, Schöne, erfaßte mit Scharfblick. Ihr Verstand der Dinge war das Ergebniß reifer Prüfung, und sie erleuchtete Alles, dessen sie sich bemächtigt hatte, mit dem Strahle ihres Geistes.

Antonia's Berührung mit der Außenwelt beruhte weniger in der Beobachtung als in der Erfindung. Sie war mehr Kind, das sich den regellosen Pfaden des Gedankens und der Einbildung überließ, ihr Gefühl weicher, ihre Seele jedem Eindruck offener, ihr Herz argloser.

Sie lebte im Reiche unbestimmter Ideale, und kannte die Welt, d. h. die Menschen, nur aus wenigen Büchern.

Marie hingegen war durch die Prüfungen einer ernsten Schule gereift.

Darum lag auch in der Verschiedenheit der Anschauung, in der Weise, wie Marie das Leben beobachtete und seine Erscheinungen prüfte, gegenüber der glücklichen Ungebundenheit ihres Verehrers, dessen Kultus das Ideal war, eine schöne Bürgschaft beiderseitigen Glückes.

Sie konnte in ihm den Genius finden, der sie über die Wirklichkeit erhob, wo das Gebiet der Phantasie anfing, ihr ersetzen zu müssen, was sie in der wirklichen Welt entbehrte.

Er dagegen ward an ihrer Hand in diese zurückge-

leitet in dem Augenblicke, da er vielleicht Gefahr lief, in den Räumen zu verschweben, die sich seinem Fluge erschlossen.

Wir fuhren eben an Stolzenfels vorüber, als Marie sich an Karl wandte:

Sie haben mit Ihrem Freunde lange in Italien gelebt, wie ich vorhin gehört; geben Sie uns Etwas aus Ihrer Erinnerung von dort!

So gestatten Sie mir, Ihnen Allen aus dieser Handschrift, welche mir einst entwendet wurde und erst später wieder in meine Hände kam, die Geschichte zweier Liebenden vorzulesen, die ich vor mehreren Jahren unter den Papieren meines Vaters fand und schon früher aus seinem Munde vernommen.

Mit diesen Worten zog Karl aus einem netten Futteral ein zierlich geschriebenes Bändchen hervor und begann:

Zweites Kapitel.

Die Vermählung nach dem Tode.

In heller Mondnacht unter tiefblauem Himmel empfing mich am Strand von Fusina die schwarze Gondel,

und wie ein Hauch so stille von des Ufers Lippe, da wo die Brenta die Lagunen küßt, glitt sie hinaus in den Golf.

In enger Felsa hingedehnt auf weichen Polstern, schien mir ein Sarg diese Gondel, der Küste, dem Strand des Erdenlebens mich entrückend.

Mit dem Takt der Ruderschläge hoben sich die Flügel meiner Sehnsucht nach Venedig, dem räthselvollen Eiland meiner Erwartung.

Ich habe manche Meeresfahrt zu allen Stunden gemacht, in den Reizen geschwelgt, die die Bucht von Neapel an frühem Morgen verherrlichen und das Segel meiner leichten Barke vom kühlen Abendwind schwellen gesehen, wenn ich das Ruder gegen die plätschernden Wellen bog, und die Strahlen der untergehenden Sonne die dunkeln Formen des Vesuv in dem Golde der Fluthen wiederspiegelten.

An den lieblichen Küsten der jonischen Inseln habe ich mich in einem Fischerkahne gewiegt, und auf den Wogen geschaukelt, die Sappho's liebeglühenden Busen kühlten.

Mächtige Wellen trugen mich zur Insel Cythere und die Ufer betrat ich, welche Aphroditen aus dem Schaume des Meeres empfingen.

Das war himmlich schön! Aber herrlich, unvergleichlich bist du, Beherrscherin des Meeres, Venedig!

Vom Monde verklärt, dem Freund der Ruinen, steigst, Königin, du wie mit einem Zauberschlage nun aus dem Schooße der Fluth.

Dem Gondolier hatte ich geboten, mich durch die Schlangenwindung des Canal grande bis zur Riva Schiavoni zu führen.

So genoß ich in langen Zügen den Anblick der schönsten Straße der Welt.

Wer dich kennt, Venedig, wird mein Entzücken theilen.

An der Piazetta entließ ich die Gondel und gab den Auftrag, mein Gepäck in den Gasthof zu führen.

Wenige Häuser zählt Venedig, die nicht irgend eine historische Erinnerung böten, und ich wählte als Lokanda denselben Palast, in dem die schöne und unglückliche Bianca Capello geboren ward und ihre Jugend verlebte.

Ihre abenteuerliche Geschichte, die romanhaften Schicksale ihrer heimlichen Flucht, ihr mütterlicher Ehrgeiz, ihre verborgene und öffentliche Vermählung mit dem Großherzoge Cosmo von Medici, ihr Glanz und ihr Ruhm, ihre und des Herzogs Ermordung mit Gift

durch den Cardinal Fernando von Medici sind bekannt.

Letztere fällt, wenn ich nicht irre, in dasselbe Jahr des Heils, als Michael, Erzbischof von Salzburg, einen Wildfrevler in eine Hirschhaut nähen, auf den Markt tragen und von seinen Jagdhunden lebendig zerreißen ließ, bemerkte Herr Walther.

Ich nahm meinen Weg in diesen Gasthof über die Piazetta und den Markusplatz, und nachdem ich mich von diesen großartigsten Hallen der wundervollen Stadt nur mit Widerstreben losgerissen, erreichte ich nach kurzen Windungen meine Wohnung.

Die erste Zeit meines Aufenthalts verging mit Besichtigung der zahllosen Merkwürdigkeiten und Denkmale der Kunst, welche Venedig, vorzüglich der vielen Gemäldesammlungen wegen, zu einer der ersten Gallerieen der Welt und wohl der einzigen in ihrer Art erheben.

Ich hatte Zeit, Geld und Freiheit, drei Dinge, die sich bei einem jungen Manne meines Standes nicht immer vereinigt finden, beschloß daher, einige Monate zu verweilen, meine schon durch frühere Bestimmung für die Malerei genährte Vorliebe für die Künste zu befriedigen,

und dann nach Mailand, später nach Paris zu gehen, um dort meine medicinischen Studien fortzusetzen.

Der immerwährende Wechsel des vielen Neuen, was jede Stunde um die andere zeigte, und die rastlose Begierde, nicht eher zu ruhen, bis ich die äußersten Inselpunkte der ausgedehnten Lagunen kennen gelernt, stürzten mich in einen Taumel, der mich in dieser Stadt voller Wunder alles Andere vergessen ließ.

Ich hatte nach Abgabe meiner Empfehlungsbriefe und Erwiederung von Besuchen Zeit, Abenteuer aufzusuchen, und wer vermöchte in Venedig zu leben ohne sie!

Der eingetretene Carneval begünstigte solche, und so ward ich immer mehr in einen Strudel von Zerstreuungen gezogen, der mir wenig Ruhe ließ.

Einen großen Genuß fand ich auch, mich allein dem Zufalle zu überlassen, und nachdem ich mich aus einem Cirkel losgerissen, in das schwarze Gehäuse einer Gondel zu verbergen, bald diesen bald jenen Kanal nach der Willkür meines Gondlers zu befahren und mich mit den Vermuthungen zu ergötzen über den geheimnißvollen Inhalt irgend einer begegnenden Gondel, welche mit dem gleichförmigen Ruderschlage oder dem melancholischen Gesange ihres Führers die schweigende Oede eines entlegenen Stadtviertels störte.

Es giebt wohl kaum eine andere Stadt, die besonders während des Carnevals auf den größern Plätzen, den Brücken und den besuchteren Straßen zwischen den Kanälen so lärmende und fröhliche Geschäftigkeit des Müssiggangs im Gegensatze rastloser Thätigkeit von Krämern, Schiffern und Handwerkern bietet, aber auch keine zweite, die wenige Schritte daneben in den lautlosen Wasserstraßen vieler Gegenden ein auffallenderes Bild des Todes liefert, indem man von einer Gondel aus all diese langgedehnten Massen von Häusern und Palästen begraben wähnt.

Dort schien mir oft, als ob das Ungeheuer der Pest das Leben dieser gewaltigen Stadt dahingewürgt, die Vernichtung ihr unsichtbares Reich inmitten dieser endlosen Steinmassen gegründet, und ich selbst mich neugierig und verwegen in dieses Labyrinth des Todes wage, seine Schrecken zu empfinden.

Aber wie überraschend nun der Austritt aus dem schwimmenden Sarge!

Kaum hat man die festen Quader einer Treppe betreten und sich der Oede eines Kanals entzogen, ist bald das Schauspiel verändert und man sieht sich im lärmenden Gewühl einer sorglosen Menge.

Dieser Wechsel ist entzückend, betritt man nun gar den unvergleichlichen Markusplatz, bei dessen Anblick

Sannazar die Worte sang, und vom Senat hundert Dukaten für jede Zeile als Dank erhielt:

„Viderat adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et toto ponere jura mari:
Nunc mihi Tarpejas quantumvis, Jupiter, arces
Objice, et illa tui moenia Martis, ait.
Si Pelago Tiberim praefers, urbem adspice utramque:
Illam homines dices, hanc posuisse Deos.“

Ah, wie prachtvoll klingt das! rief Antonia; wenn wir's nur auch verständen!

Deutsch, bemerkte Karl, kann es so lauten:

„Mitten in Adrias Flut sah dich der stolze Neptunus,
Herrliche Stadt, die ihr Recht wogendem Meere vertraut.
Prahle nur, sprach er, o Zeus, mit deiner tarpejischen Felsburg
Und den Mauern, die kühn führte der Enkel des Mars:
Ziehst du die Tiber dem Ocean vor? Betrachte die Städte,
Menschen nur bauten dein Rom, Götter, Venezia dich!“

Vielen Dank! Lesen Sie weiter, wir bitten; sagte Marie.

Auf dem Markusplatz besonders umgiebt uns die laute Heiterkeit des venezianischen Volkes. Türken, Griechen, Armenier, Juden, Reisende aus allen Ländern, Matrosen und Fischer, Abenteurer und Gondolieri, Frauen und Kinder jedes Alters bewegen sich im buntesten Wirrwarr geschäftig oder müßig durcheinander.

Früchtehändler stapeln die goldschimmernden Orangen und Citronen an schrägen Gerüsten auf, Kastanien-

weiber schreien an allen Ecken hinter ihrem tragbaren Kohlenheerde, die Fischer von Chiogga loben ihre Austern, Bandhändler vom Rialto ihren beweglichen Kram, wandernde Buden voll der niedlichsten Muscheln und Perlen stoßen aneinander, Agenten der Zuckerbäcker drängen sich mit vollen Körben der köstlichsten eingemachten Früchte zu den Kaffeehäusern, wo der Bottega kaum Platz findet, seinen duftenden Kaffee nebst Eiswasser vor die Gäste zu bringen, welche im Freien unter den Arkaden sitzen.

Ein Improvisatore ladet mit lauter Stimme die Vorübergehenden ein, ihm ein Thema zu geben. Der Policinello ergötzt aus seiner Leinwandbude den gaffenden Pöbel, während noch das Marionettentheater einen Teller herumsendet mit dem Rufe: Manca ancor' un soldo, Signor! (Es fehle nur noch ein Kreuzer, um anfangen zu können.)

Niedliche Wasserträgerinnen bieten ihre Last feil und schäkern mit den Matrosen, und durch all diesen Lärm tönen die Accorde einer Mandoline oder Guitarre, begleitet von den schwelgenden Melodieen eines vollen Tenors oder einer Sängerin, welche der Reihe nach zu jedem Gaste tritt und eine Strophe aus dem Stegreif auf seine äußere Erscheinung singt, sei er nun ein Officier, ein Beamter, ein Kaufmann, ein Matrose oder ein Preté.

Man denke sich dies Schauspiel noch durch die vielen Maskenzüge belebt, welche jauchzend und neckend jeden Zuschauer in Bewegung bringen, und weile dann bis tief in die Nacht, wo der Lärm seine äußerste Höhe erreicht, wenn jeder der vielen Tausende die papierne Laterne in der Hand oder auf dem Hute trägt, und die unzähligen kleinen Pfeifchen in den verschiedensten Tönen schrillen. Wer hier nicht pfeift, wird ausgepfiffen.

Unter den Arkaden der Prokurazieen wogt die noble Welt.

Alle Kaffeehäuser sind glänzend erleuchtet, und die schönen Frauen Venedigs entzücken die Vorübergehenden durch ihre Reize.

In solchen Augenblicken dachte ich mich oft in die Zeiten zurück, als die Republik noch in ihrem Glanze strahlte, ihre Flaggen auf allen Meeren wehten, die Standarten dreier eroberten Königreiche von den Mastbäumen vor der Basilika flatterten, und der Doge aus seinem Marmorpalaste trat, von den Großen und aller Pracht seiner Würde umgeben, den Bucentauro bestieg, um sich seiner Braut, dem Meere zu vermählen.

Stolze Venedig, wie bist du gesunken!

Wo sind jene glänzenden Gesandtschaften der Fürsten Europa's, die sich vor deinen Herzogen beugten?

Deine Werfte sind verödet und das Arsenal nur noch ein trauerndes Denkmal verblichener Größe!

Kaiser und Könige buhlten um ein Lächeln deiner Gunst und Staaten sonnten sich im Glanze deiner Majestät!

Deine Flotten machten die Küsten des Mittelmeeres erzittern und die stolze Byzanz in ihren Grundfesten erbeben.

Deine Feldherrn erschienen deinen bedrängten Bundesgenossen wie schützende Götter, und aus dem weiten Gebiete deiner Eroberungen strömten die zahllosen Schätze der Kunst und die Reichthümer dreier Welttheile in deine Tempel und Paläste.

Und wenn nun Adria, deine dir so oft vermählte Braut, jemals ihre Wogenarme um dich schlingen und in ihren Tiefen die ewige Vermählung mit dir feiern würde?

Eine einsame Fischerbarke wird dann über die Wellen gleiten, welche deine Zinnen bespülen, der Delphin durch die Marmorfenster in die Oede deiner Paläste blicken, und das wehmüthige Auge eines späten Dichters auf den unwirthbaren Einöden der Fluthen irren, nicht einmal die Stelle findend, wo du ruhst!

So träumte ich, als ich mich eines Nachts spät in eine Ecke des Café ai' Quadri zurückgezogen.

Weder das Geräusch um mich her noch die Klänge der Mandoline, welche allmälig verschollen waren, hatten meine Gedanken unterbrochen, bis ich durch meine lauten Worte endlich aus meinen Träumereien plötzlich erwachte.

Mit einem Blick um mich her gewahrte ich in meiner Nähe eine Dame in Maskenkleidern, die in dem Buche las, welches ich in der Zerstreuung auf dem Marmortische liegen gelassen. Es war ein Band mit Uhlands Gedichten.

Die Dame trug die Kleidung einer Morgenländerin.

Ein weiter Schleier von Silbergaze mit Goldpunkten übersät umfloß ihre Gestalt. Er war durch ein Diadem an der Stirn befestigt, über den Kopf zurückgeworfen und ihr Haar unter den Falten desselben verborgen.

Ihren zarten Leib umfing ein Unterkleid von weißem Sammt mit goldnen Rosen gestickt, und ein Ueberwurf von purpurrother Seide, mit Hermelin besetzt, faßte den schönen Leib wie einen Rahmen ein.

Ihr niedlicher Fuß schaukelte auf der Spitze einen Pantoffel von weißem Sammt mit einer kleinen Schnalle von Diamanten.

Die Hüften umschlang ein bunter Shawl und eine vierfach gewundene Perlenschnur ihren schlanken Hals.

Die Falten des Obergewandes wurden unter der Brust durch ein Schloß von Brillanten zusammengehalten.

Der Busen hatte in allen Theilen die schönsten Formen und vollendete durch die Weiße und Zartheit der offenen Mittellinie zwischen den Hügeln den Eindruck der vollkommenen künstlerischen Schönheit.

Ich weidete mein Auge lange an diesen idealen Linien und suchte die reine und edle Bildung dieser himmlischen Brust meinem Gedächtnisse einzuprägen.

In der Linken hielt sie das Buch und blieb einige Zeit in den Inhalt vertieft. Ich gewann dadurch Zeit, die süße Gestalt mit durstenden Blicken zu trinken.

Sie mochte fünfzehn Jahre zählen. Alles an ihr war frisch und jungfräulich.

Sobald ich unwillkürlich eine Bewegung machte, mich mehr nach ihr hinzuwenden, schlug sie die langen Wimpern auf.

Neben dem Glanz ihrer dunkeln Augen erblich das Funkeln der Geschmeide.

Dein Interesse für dieses Buch verräth mir, holdes Mädchen, daß Du keine Türkin bist, obwohl Du ihre Kleidung trägst.

Ich gestehe, Signor, daß ich aus meiner Rolle fiel, allein der Genuß, den mir stets die herrliche Sprache Eures Landes (denn ich vermuthe, daß Ihr ein Deutscher seid) und besonders ein Blick in dieses Buch gewährte, hält mich vollkommen schadlos für das Lächerliche meiner Zerstreuung.

So entschuldige meine Kühnheit, edles Mädchen, wenn ich Dich bitte, es als Dein Eigenthum zu behalten, um es mit mehr Muße in einer Stunde zu lesen, wo Du nicht durch die lärmenden Zerstreuungen des Carneval unterbrochen wirst. Damit ich aber die holde Besitzerin erkenne, wenn mir je das Glück wird, Dich wiederzusehen, gestatte mir einen Moment in das Antlitz zu blicken, welches jetzt wieder diese neidische Larve verbirgt!

Sie zögerte, doch bald darauf wandte sie sich gegen mich und zog die Maske ab.

Eine erröthende Schönheit lächelte mich an. Mit einer Stimme, deren Lieblichkeit mich schon Anfangs entzückt hatte: Ich willfahre dir, sprach sie, und bitte nun, mich mit dem Namen dessen bekannt zu machen, dem ich dies angenehme Geschenk verdanke.

Ich nannte ihn; darauf schob sie die Maske vor und

wandte sich an einen eben eintretenden Diener, der ihr Begleiter schien:

Mitternacht ist längst vorüber, wir brechen auf, Moreno. Bestelle meine Gondel an die nächste Brücke der Contrada dei Mercanti oder besser an die Riva der Piazetta, dort warte auf mich und Ihr, Signor, habt wohl die Güte, mich dahin zu begleiten, denn ich muß um Euern Arm bitten, weil ich meinen Cavalier im Gedränge verlor.

Der Diener entfernte sich, nachdem er die Erfrischungen bezahlt, die sie genossen hatte.

Ich legte ihr den Mantel um, und sie ihre Hand auf meinen Arm.

Obwohl der Weg sehr kurz war, brauchten wir doch beinah eine halbe Stunde, ehe wir die Riva erreichten, denn noch immer wimmelte der Platz von unzähligen Masken.

Wir fanden den Diener hier mit der Gondel, und nachdem ich sie hineingehoben, fragte ich ihn leise um ihren Namen.

Ich darf ihn nicht verrathen, flüsterte er, und sprang in die Gondel, welche sogleich vom Ufer stieß.

Ich wartete einige Zeit, bis sie sich anscheinend im Gedränge verloren, behielt sie aber wohl im Auge, und sobald ich mich unbeachtet glauben durfte, schwang ich

mich behend in eine andere, und befahl dem Führer, jene, die ich ihm bezeichne, um keinen Preis aus den Augen zu verlieren.

Wir fuhren nun eine Strecke den großen Kanal hinauf und kamen dem Rialto nahe, wo jene Gondel ihre Richtung nach der Treppe eines der entfernteren Paläste zu nehmen schien.

Unmittelbar vorher befand sich ein sogenannter Trachetto (Ueberfahrt), wo immer einige Barken hin und wieder gleiten, um die durch den breiten Kanal getrennten Stadttheile zu verbinden.

Hier nun war das Gedränge auf dem Wasser so dicht, daß die Gondel meiner Maske schon am Trachetto anzulegen gezwungen wurde.

Der Austritt aus einem Fahrzeuge auf eine solche Stiege ist, besonders während der Nacht, wenn die Stufen durch Glatteis schlüpfrig geworden, stets mit mehr oder weniger Gefahr verbunden, und es geschah in diesem Augenblick, daß meine schöne Unbekannte den sichern Tritt verfehlte und mit einem Schrei in den Kanal glitt.

In demselben Moment brachte auch ein kräftiger Stoß meines Führers seine Gondel näher an die Treppe, worauf ich mich durch einen im Dunkel der Nacht und bei geringem Lampenschein sehr gewagten Sprung von

meiner Gondel auf das unterste Bret der Stiege schwang, welches vom Wasser überfluthet war, und die fast Versunkene mit großer Anstrengung heraufzog. Sie blieb ohnmächtig, dem Schein nach bereits leblos, in meinen Armen.

Durchnäßt, bleich, ein Bild des Todes, lag das arme Geschöpf an meiner Brust.

Während ich sie forttrug zu ihrer nahen Wohnung, schlug die fast Entseelte ihre Augen auf.

Moreno, der einige Schritte vorausgeeilt war, kam mir am Thore mit der Dienerin entgegen.

Zum ersten Male in solchem Falle übte ich nun die Pflichten meines Berufes, und schickte mich darauf an, das Gemach auf kurze Zeit zu verlassen, als sie mich zu sich winkte, während ihre Umgebung sich einen Augenblick entfernt hatte, um die Eltern der jungen Dame vorzubereiten, sobald dieselben von einem Besuche heimkehren würden.

Signor, hub sie an, wie kann ich Euch eine Erkenntlichkeit ausdrücken, die vergebens Worte sucht? Ich danke Euch mein Leben. Gestattet mir Eins! Nehmt zum Gedächtniß an diese Stunde und als schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit dieses Kreuz! Es ist mir das Theuerste, was ich besitze, und erinnere Euch, daß es

unter dem Gewande der Heidin an dem Herzen einer Christin ruhte, diesem Herzen, dessen Glück fortan darin bestehen wird, für Euch zu schlagen.

Sie löste ein kleines Diamantkreuz an goldner Kette aus ihrem Busen und überreichte es mir.

Ich küßte die zarte Hand, welche den Druck der meinigen erwiederte, und verbarg das Geschenk an meiner Brust.

Lebt wohl, Signora! Nie wird dies Zeichen so schmerzlich süßer Erinnerung seine Stelle an dem Herzen verlassen, worin Euer geliebtes Bild mit unlöschbaren Zügen lebt!

Drittes Kapitel.

Die Vermählung nach dem Tode.

(Fortsetzung.)

Ich eilte zum Kanal, warf mich in meine Gondel und gab dem Ruderer die Weisung, noch eine Zeit lang in dieser Gegend auf und nieder zu fahren, denn ich konnte mich nicht sobald von den Mauern entfernen, die mein Glück umschlossen.

Der Gondolier erzählte mir nun auf meine Frage,

daß meine Gerettete die Gräfin Emilia P., die einzige Tochter einer alten und reichen Familie sei.

Diese Nachricht schlug alle meine Hoffnungen nieder.

Wenn ich auch in dieser verhängnißvollen Nacht ihre Achtung und Freundschaft gewonnen und sie mir ewig verpflichtet hatte, wenn ich auch die Liebe dieses reizenden Wesens errungen, so war doch nun und nimmer an ihren Besitz zu denken, da meine Stellung in der Gesellschaft zu unbedeutend war, um in den Augen der Eltern meine Ansprüche auf ihre Hand geltend zu machen.

Emilia liebte mich. Das Geständniß dieser Liebe konnt' ich in ihrem Blick, in dem ganzen Benehmen nach ihrer Rettung lesen. Hatten nicht die letzten Worte, welche sie sprach, deutlich das Geheimniß ihrer Liebe verrathen?

Diese Ueberzeugung beruhigte mich endlich, und welcher Liebende läßt sich in der Lebhaftigkeit seiner Gefühle von den Hindernissen und Widerwärtigkeiten zurückschrecken, die ihm die hartnäckige Macht der Vorurtheile entgegenthürmt?

Gedankenvoll durchflog ich den Lauf einer einzigen Stunde, welche über mein Schicksal entschied.

Ich hatte nie geliebt, wenigstens fühlte ich jetzt, daß in mancher früheren Neigung sich nur ein vorübergehendes Bedürfniß des Herzens kundgegeben.

Die Gewalt und das überraschende Zusammenwirken an sich zufälliger Ereignisse ließen mich das Verhängniß erkennen, welches in den Begegnungen dieser Nacht gewaltet.

Die Glocken einiger nahe liegenden Kirchen erinnerten mich endlich, daß es schon spät, vielmehr sehr früh am Morgen und Zeit sei, an die Heimkehr zu denken. Ich nahm daher den Weg in meine Wohnung.

Mehr als eine Woche war vergangen, eh ich von Emilien hörte.

Meine Ungeduld und die Sorge um das Wohl der Geliebten stieg mit jedem Tage. Wie gerne wär' ich zu ihr geeilt, nach ihrem Befinden zu fragen.

Mehre Male des Tages fuhr ich in ihre Gegend, doch wenn ich bedachte, wie unzart es scheinen werde, mich der Familie als Emiliens Retter zu zeigen, verzichtete ich schmerzlich darauf, ihre Wohnung zu betreten, und als mich später dringende Umstände nach Mailand riefen, hatte ich nur so viel Zeit, meinen Gondoliere zu beauftragen, den Moreno gelegentlich von meiner Abreise dahin zu unterrichten.

Einen Monat und länger sollt' ich in Mailand verweilen, eine Zeit, die sich mir zur Ewigkeit ausdehnte.

Es mochten vierzehn Tage verflossen sein, als ich

einmal zur Stunde des abendlichen Gottesdienstes die herrliche Kathedrale besuchte.

Wer diesen Tempel gesehen, wird sich lebhaft des unbeschreiblichen Eindrucks erinnern, den er auf den Geweihten hervorbringt.

Die großen und edlen Verhältnisse des Ganzen, die einfache Größe der himmelanstrebenden Pfeiler, das magische Licht, welches seine flimmernden Strahlen durch die Rosette des Chors in die hohen langen Säulenhallen wirft, welche sich über uns erheben wie ein versteinerter Wald, die vollen Ströme der Harmonieen, welche die Orgel durch diese weiten Gewölbe dehnt, das Alles wiegt die Seele auf der Woge gewaltiger Begeisterung.

Ich ließ mich auf eine einsame Bank nieder, und als die Töne der Orgel endlich verstummten, weilte ich noch, um in diesem ungeheuern Raume die Einsamkeit zu erwarten.

Immer hab' ich in der lautlosen Verlassenheit dieser großen Kirchen einen unnennbaren Reiz gefunden, und meine Seele gern in das tiefe Schweigen ihrer feierlichen Ruhe versenkt, wenn die bewegte Menge diesen Hallen entströmt war, und der weite Dom mit dunkler Majestät in tiefster Stille mich umfing.

Die fernen Tritte der Kirchendiener, welche das Echo der Gewölbe weckten, mahnten mich an den Aufbruch, und als ich mich erhob, sah ich, daß mir Jemand auf dem Fuße folgte.

Ich erkannte sogleich Gestalt und Stimme.

Seit gestern such' ich Euch vergebens, Signor, und habe Eure Wohnung nicht erfragen können, redete Moreno mich an. Gräfin Emilie übergab mir diesen Brief, und gebot, nicht eher zu ruhen, bis ich ihn in Eure Hände geliefert.

Wie befindet sich Deine Gebieterin? rief ich mit Ungeduld.

Sie ist noch immer nicht von den Folgen jenes Sturzes hergestellt und ein Fieber gebietet ihr, das Zimmer zu hüten.

Voller Hast begab ich mich mit dem Diener in meine Wohnung und erbrach den Brief. Sein Inhalt war folgender:

Die Gewalt des unglücklichen Schicksals, welches über mich hereinbricht, verbannt jede Rücksicht, die mich unter anderen Verhältnissen abgehalten hätte, an Dich zu schreiben, mein theurer Freund. Doch in Dir verehre ich ja den Retter meines Lebens. Daß ich aber noch tiefere und innigere Gefühle für meinen Wohlthäter em-

pfinde, wird Dir mein Benehmen in den Augenblicken verrathen haben, da Du an meinem Lager weiltest. Nie hatte mein Herz für einen Mann gefühlt. Du bist der erste und einzige, dem ich angehören kann, und wenn Deine Gefühle so wahr und innig sind, wie Dein Blick versicherte, und Deine Worte verriethen, so weihe meinem Andenken eine Thräne.

Seit vier Tagen bin ich die Braut eines Mannes, den mein Vater mir zum Gatten bestimmt. Diese Verbindung soll die leichten Bande entfernter Verwandtschaft unsrer Familie mit der jenes Kavaliers fester knüpfen. Ich habe den Marchese L. vor einigen Jahren in Bergamo gesehen, aber die Person und das Wesen dieses Mannes konnten mir nie Vertrauen, viel weniger Liebe einflößen. Und doch zwingt man mich, ihm meine Hand zu reichen.

Die Vorbereitungen zu dieser Verbindung sind getroffen, und vor wenigen Tagen schrieb mein Vater von Bologna an meine Mutter hieher, daß er sich mit dem Marchese in Verona zusammenfinden und sofort in Venedig eintreffen werde, uns zu vereinigen.

Der morgende Tag kann mein Schicksal entscheiden. Ich habe meiner Mutter den Zustand meines Herzens entdeckt und sie beschworen, diese unglückselige Heirath zu verhindern. Statt Mitleid und Vergebung erregte ich ihren höchsten Unwillen. Mit Begeisterung schilderte

ich Deine Verdienste um mich und erklärte, daß sie mich niemals zwingen könne, mich dem Marchese zu verbinden.

Vergebens flehte ich; sie beharrte in ihrer Verblendung und berief sich auf den unabänderlichen Willen ihres Gemahls.

Lebe wohl auf immer, mein einziger, mein geliebter Freund! Und wenn Du vernimmst, daß mein Herz dem Gram und der Verzweiflung erlegen, so tröste Dich der Gedanke, daß wir uns dort wiederfinden werden, wo die Liebe keinen Kummer kennt und treue Herzen sich niemals trennen!

Der Brief entsank meiner Hand. Ich überließ mich dem Schmerz um den Verlust dieses engelgleichen Wesens, welches meine rettende Hand ins Leben zurückgerufen, um es von Neuem auf weit schrecklichere Art zu verlieren.

Die widerstreitendsten Gefühle zerrissen meine Brust. In der ersten Wuth meiner Verzweiflung beschloß ich nach Venedig zu eilen, dem Marchese sein Opfer zu entreißen und vor den Augen des tyrannischen Vaters zu entführen.

Daß dies nur mit Gefahr ihres Lebens geschehen könne, und daß es jetzt überhaupt unmöglich sei, bedacht'

ich nicht, von der Annahme ganz abgesehen, daß ich trotz aller Eile zu spät in Venedig eintreffen würde.

Welchen Reiz konnte das Leben für mich haben, wenn ich die Geliebte verloren?

Meine ganze Zärtlichkeit erwachte aufs Neue, wenn ich an die Gewalt dachte, die jener Gemahl üben werde, und wie sich das zarte liebliche Geschöpf den rohen Umarmungen des Verhaßten entwinde.

Nein, nimmermehr, rief ich, soll der Unverschämte seine frevelnden Arme um sie stricken! Aus dem Rausche seiner rohen Begierden will ich den Räuber meines schuldlosen Lammes aufschrecken und ihn mit den Händen erwürgen, wenn er den angstvollen Seufzer ihres bedrängten Herzens erstickt!

Ueberwältigt von diesen Empfindungen sank ich auf mein Lager zurück und als ich endlich zur Besinnung erwachte, und noch einmal das Schreiben durchlas, welches den schönen Traum meines Glücks auf immer zerstörte, fand ich auf der andern Seite folgende Nachschrift:

So eben bringt ein Kourier Nachricht meines Vaters aus Verona. Er wird mit meinem künftigen Gemahl, meine Hand widersteht, seinen verhaßten Namen niederzuschreiben, noch heute hier eintreffen, und morgen mit Einbruch der Nacht die Verbindung in unserm Hause vollzogen werden.

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich vermählt. Doch nein! Eh sich meine Hand in die seine lege, durchbohrt sie dieses Herz, das nur Dir gehört und lieber stirbt, als an die Brust des Unwürdigen sinkt.

Lebe wohl, Geliebter! Jede irdische Sorge habe ich von mir geworfen. Im Grab ist Ruhe und Hoffnung auf eine Liebe, die ewig dauert und von keinem Leide mehr getrübt wird.

Viertes Kapitel.

Die Vermählung nach dem Tode.

(Fortsetzung.)

Ich verbarg den Brief, dies traurige Vermächtniß ihrer Verzweiflung, an meinem Herzen, bestellte augenblicklich Post, und eilte nach Venedig zurück.

Moreno war am Abende vorher dahin abgereist. Ich holte ihn in Mestre ein und fuhr mit ihm durch die Lagunen.

Ich beschloß, ihn vorauszusenden und in einem der nächsten Kaffeehäuser unweit des Palastes seine Rückkehr zu erwarten, und dann zu überlegen, was zu thun sei.

In der größten Ungeduld harrte ich über eine Stunde. Endlich erschien er in Begleitung einer bejahrten Dienerin

des Hauses, welche Emilien seit ihrer frühesten Jugend umgeben hatte. Aus ihrem Munde vernahm ich Folgendes:

Der Marchese ist mit seiner Gemahlin (hier fühlte ich das Blut in meinen Pulsen stocken) vorgestern nach Florenz abgereist. Doch zuvor laßt Euch erzählen, Signor, was sich in den letzten Tagen begeben hat.

Der Graf, fuhr sie fort, kehrte am Abend vorher von der Reise zurück, mit ihm der Marchese, der sogleich seiner Braut vorgestellt wurde und über ihre Schönheit in Entzücken gerieth, wiewohl sein Empfang kein freundlicher gewesen.

Da es schon spät war, verschob man alles Weitere auf morgen und die Damen zogen sich in ihre Gemächer zurück.

Der Graf verweilte noch eine geraume Zeit in Gesellschaft seines Eidams, und ich hörte, als ich einmal durch den Saal ging, wie sie über die Feier des morgenden Tages sprachen, und der Marchese über den Empfang unzufrieden war, der ihm von seiner Verlobten geworden.

Als ich die Braut in ihr Schlafgemach begleitete, sank sie an meine Brust und machte in einem Strom von Thränen ihrem Schmerze Luft.

Vergebens suchte ich sie zu beruhigen. Sie verwarf jeden Trost und ich mußte sie ihrem Grame überlassen.

Plötzlich richtete sie sich auf und es schien, als wenn ein gewaltiger Entschluß ihr wie ein Blitzstrahl durch die Seele leuchte.

Sie entließ mich darauf und gab mir Befehl, am andern Morgen früh ihren Vater um eine Unterredung zu bitten.

Sie hat mir diese nachher selbst mitgetheilt. Offen und kühn erklärte sie dem Grafen, daß es noch Zeit sei, diese ihr verhaßte Verbindung rückgängig zu machen. Sie könne und werde nie den Marchese lieben, ihr Herz habe eine andere Neigung und bindende Pflichten; ihr Retter sei es, den sie verehre und anbete. Nur ihm könne sie ein Leben weihen, das sie ihm ja verschulde, und der heiligen Pflicht der Dankbarkeit müsse doch jede andere Rücksicht weichen.

Nur sie allein könne diese Schuld abtragen, und alle Schätze ihres Vaters seien nicht hinreichend, Den zu belohnen, dessen edle Denkungsart darüber erhaben sei. Wolle man über ihre Person gebieten, so erfordre es schon die Billigkeit, daß Derjenige vorher auf seine Rechte verzichte, dem ihr Leben angehöre.

Doch ihre Thränen und Bitten machten keinen Ein-

druck auf einen Mann, der von den Vortheilen geblendet war, die diese Heirath verhieß.

Er erkenne die große Verbindlichkeit, welche die Familie Euch schulde, erwiderte er, und er werde trachten, sie zu lösen, jedoch niemals durch die Hand seiner Tochter. Auch er habe Pflichten und sie seien weit älter und viel weniger verletzbar.

Was ihre Abneigung gegen den Bräutigam betreffe, so hoffe und erwarte er, daß sie nur vorübergehend sei und ein vertrauterer Umgang sie bald mit seiner äußeren Erscheinung aussöhnen werde. Er und seine Gemahlin haben frühere Verpflichtungen gegen die Familie des Marchese, und er werde sie erfüllen. Sein gegebenes Wort sei ihm heilig, und nimmer könne er sich vor dem Freunde, dessen Schuldner er nach dem Tode des Vaters sei, und vor den Augen der Welt als einen Mann brandmarken, der mehr von den Launen einer eigensinnigen Tochter als von den Geboten der Ehre und Erkenntlichkeit abhänge.

Mit stummer Ergebung kehrte die junge Dame in ihr Zimmer zurück und bereitete sich vor, in Gesellschaft ihrer Mutter einen Besuch des Marchese zu empfangen.

Sie nahm ihn kalt und gleichgültig auf, schien aber jede Abneigung gegen ihre Vermählung zu unterdrücken.

Ihr Benehmen war mir höchst räthselhaft.

Inzwischen traf man die näheren Vorbereitungen zur Trauung, die am Abend in der Familienkapelle vollzogen werden sollte.

Die Stunde nahte. Viele Verwandte der Braut, der glänzendste Adel Venedigs, hatten sich bereits in der Kapelle versammelt und endlich erschien auch Emilie.

Die Blässe ihres Gesichts wurde durch ein Kleid von schwarzem Sammt und den langen weißen Schleier, der ihre schwankende Gestalt umfloß, noch mehr hervorgehoben.

Ihr unsichrer Schritt und ihr geisterartiges verstörtes Wesen deuteten an, daß sie kaum wisse, wo sie sei, und kaum ahne, was mit ihr vorgehen solle.

Als der Marchese sich näherte, ihre Hand ergriff, sie zum Altare zu geleiten, stieß sie ihn von sich und zog mit wilden Blicken ein Stilet aus den Falten ihres Kleides, um sich die Brust zu durchbohren.

Ihr Vater, dem schon die erste dieser Bewegungen nicht entgangen war, ergriff ihren Arm und entwaffnete ihn.

Seine Blicke sprühten Wuth, der Bräutigam zögerte, aber der Graf schob ihn rasch an ihre Seite, ergriff die Hand seiner Tochter und zog sie zum Altare.

Mechanisch, kaum hörbar beantwortete Emilia die

Fragen, bewußtlos fiel ihre Hand in die des christlichen Sponsen und sie wurden so für die Welt in eine Ehe verbunden, während Gott den Schwur vernahm, mit dem die Gattin ihren Gatten verfluchte.

Die meisten der Anwesenden waren tief erschüttert und ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten.

Man trug das Opfer der christlichen Ehe bewußtlos aus der Kapelle und übergab die Leidende der Pflege des Arztes.

Unvermögend, einem Leiden Linderung zu gewähren, das außer dem Bereiche seiner Kunst lag, empfahl uns der Arzt die größte Ruhe um sie und verließ die Kranke.

Sie vermied bis zur Abreise jede Annäherung ihrer Familie.

Als der Augenblick nahte, da die Vermählten sich zur Reise anschicken sollten, begab sich die Gräfin zu ihrer Tochter, und führte sie bald nachher mit dem Marchese in die Gondel, welche sie an's Festland brachte.

Von dort setzten beide in Gesellschaft der Eltern ihren Weg nach Florenz fort, und der Graf verließ sie in Ferrara, um sich auf seine Güter bei Ravenna zu begeben.

Hier endete die Dienerin und kehrte mit Moreno in die verlassene Wohnung zurück.

Fünftes Kapitel.

Die Vermählung nach dem Tode.

(Fortsetzung.)

Mit blutendem Herzen verließ ich Venedig, den Schauplatz so trüber Erinnerungen, und mit dem Vorsatze, diese Stadt nie mehr zu betreten, begab ich mich nach Mailand.

Ich beschloß, mich nun ganz meinen Studien zu widmen und nur meinem Berufe zu leben, um in der Ausübung meiner menschlichen Pflichten allmälig die Ruhe wieder zu gewinnen, deren ich bedurfte.

Moreno, ein edler und über seinen Stand gebildeter Mann, der meinen Schmerz erfaßte und mein Freund geworden, hatte gelobt, mir von Zeit zu Zeit Nachrichten über das Schicksal Emiliens zu senden.

Einige Monate später, als ich meine Angelegenheiten in Mailand geordnet, ging ich nach Paris und arbeitete dort fast ein Jahr in der tiefsten Zurückgezogenheit von den Zerstreuungen der Welt für meinen Beruf, als ich einen Brief von Moreno erhielt mit der Nachricht, daß Emilie sich seit drei Monaten bei ihren Eltern befinde. Ein tiefes Seelenleiden habe ihre ehemals so

blühende Gesundheit untergraben und sie aufs Krankenbett geworfen, das sie wohl nicht mehr verlassen werde. Der Gram beherrsche sie, die Heiterkeit ihrer Wangen sei längst verblichen und die engelgleiche Schönheit dieser lieblichen Gestalt bereits vom Hauche des Grabes angeweht.

Der Marchese, müde bis zum Ueberdruß, am Siechbett seiner hinwelkenden Gattin zu verweilen, sei nach Neapel gereist, um sich in den Zerstreuungen einer zügellosen Ungebundenheit für die Entbehrungen zu entschädigen, die ihm die äußere Achtung in seinem Benehmen gegen die Familie seiner Gemahlin geboten, und der Graf sowohl wie die Gräfin endlich über den eigentlichen Charakter eines Elenden enttäuscht, dessen Habsucht nach dem glänzenden Vermögen Emiliens es unter der Maske wahrer Zuneigung gelungen, dem Vater sein Wort zu entreißen, und der Mörder ihres stillen Glückes zu werden.

Jede irdische Hülfe verschmähend, beschäftige sich die arme Leidende in den wehmüthigen und schmerzvollen Erinnerungen an die heiteren Tage ihrer Jugend und an ihre Liebe, nur mit der Hoffnung auf den Tod, der ihren Leiden bald ein Ende mache.

Ihre Eltern beweinen die Verblendung, welche sie die Glückseligkeit ihres einzigen Kindes opfern ließ, und sehen mit furchtvoller Ahnung den Augenblick heran-

nahen, der dies edle Wesen ihnen auf immer entreißen werde.

Emiliens einziger und letzter Wunsch für dieses Leben sei, mich noch einmal zu sehen, bevor sie sterbe.

Er beschwöre mich nun, fügte Moreno hinzu, einer Sterbenden diese Beruhigung zu gewähren, und, wenn es nur irgend möglich sei, nach Venedig zu eilen, um den letzten Hauch solch inniger Liebe von ihren Lippen zu empfangen. Sie habe wiederholt diese Sehnsucht nach mir ausgesprochen, und den Himmel um die Gnade angefleht, ihr diese einzige Gunst zu gewähren, welche sie hienieden noch hoffe.

Trotz dieser dringenden Aufforderung und über die unausweichbaren Hindernisse, welche meine sofortige Abreise unmöglich machten, fast verzweifelnd, konnte ich erst am folgenden Tage Paris verlassen.

Ich fuhr Tag und Nacht durch und erreichte Venedig in der sechsten Nacht um zwei Uhr.

Sogleich schrieb ich an Moreno, nannte ihm meine Wohnung und bat ihn, Emilien auf meine Ankunft vorzubereiten, und die Sache so einzuleiten, daß ich zu ihr gelangen und mich wieder entfernen könne, ohne Jemandem von der Familie zu begegnen, weil ich fürchte, dem Grafen genannt zu werden, und doch jeden Verdacht zu

vermeiden wünsche, als ob ich seine Aufmerksamkeit auf Emiliens Lebensretter lenken wolle.

Ich übergab das Billet dem Gondolier, der mich herübergefahren, versprach ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn er es unbemerkt abliefere, und befahl ihm, für den Fall er den Diener nicht antreffen sollte, es in die Hände der alten Frau, welche ich ihm nannte und beschrieb, zu übergeben.

Die Anstrengungen der Reise, die marternde Ungeduld und die Unruhe um den Zustand der Geliebten, und all die tausend leidenschaftlichen Aufregungen meines Gemüths seit dem Augenblicke, da ich Paris verlassen, die wenige Ruhe endlich und der stets unterbrochene Schlaf, den ich während der langen Fahrt nur selten genoß, hatten mich in einen Zustand körperlicher und geistiger Zerrüttung versetzt, der mich völlig unfähig machte, die Rückkehr des Boten zu erwarten.

Ich löschte meinen brennenden Durst in einem Glase Wasser und sank auf das Sopha, in einen tiefen, aber unruhigen Schlummer.

Furchtbare Träume quälten mich unaufhörlich. Bald sah ich die Geliebte wie damals in den Kanal sinken und mattete mich vergebens ab, ihr zu Hülfe zu eilen. Bald war es die Kapelle, welche mich umgab, und wo ich unter den Anwesenden verborgen ihrer Trauung bei-

wohnte. Zuletzt erschien sie mir gestorben, ihre Eltern und Verwandte um sie beschäftigt, alle in Trauerkleidern und der Sarg bereit, sie aufzunehmen. Ich selbst stand bei ihrer Leiche, bog mich über sie und berührte ihren kalten Mund mit einem Kusse.

Ich fühlte, wie ihre Lippen sich leise bewegten und nur meinem Ohre hörbar folgende Worte hauchten: selbst im Tode, mein Geliebter, empfind' ich Deine Nähe, denn im Grabe noch lebt meine Liebe. Kommst Du endlich, Dein armes Mädchen zu begrüßen? Wo weiltest Du, daß Dich die Seufzer meiner Sehnsucht nicht erreichen konnten?

Jenseits des Grabes bin ich wieder Dein, komme bald, ich ahn' es, dort finden wir uns wieder!

Emilie! rief ich und erwachte. Neben mir stand Moreno. Sein Auge war feucht und ruhte mit dem Ausdruck des Schmerzes auf mir.

Die Ihr nanntet, ist nicht mehr. Der Tod hat sich ihrer erbarmt.

Ihre Eltern lagen in Schmerz versunken vor ihrem Lager. Sie flehten sie in den rührendsten Worten um Vergebung für allen Kummer, den sie ihr bereitet.

Sie verschied sanft wie ein Kind, und mit Eurem Namen hauchte sie ihren letzten Seufzer aus.

Wo ruht sie? fragte ich.

Wir geleiteten die Gondel, welche ihre sterbliche Hülle aufnahm, in das Leichenhaus des Campo Santo und stellten sie in den Rettungssaal des Wächters.

Mit Blitzesschnelle bei dem Worte: Rettungssaal fuhr mir der Gedanke an meinen Traum durch die Seele und die darin vernommenen Worte Emiliens, als ich ihre Lippen berührte.

Führe mich sogleich dahin, Moreno, doch harre zuvor eine Viertelstunde.

Schleunigst eilte ich nun in die nächste Apotheke und versah mich mit Allem, was mir nöthig schien, einen Rettungsversuch an der Leiche zu machen, denn mein wunderbarer Traum bestärkte mich mehr und mehr in dem Glauben an die Möglichkeit, daß Emilie nur im Scheintod schlummre.

Nachdem ich jede Vorbereitung getroffen, bestiegen wir eine Gondel und fuhren zum Friedhofe.

Als der Wächter öffnete, gab ich ihm die Versicherung, daß ich ein Arzt sei.

Er führte uns nun durch den Saal, wo sich die Leichen befanden mit den um sie angebrachten Vorrichtungen zum Herbeirufen der Hülfe im Augenblick des körperlichen Erwachens.

Vergebens suchte ich jene, um die allein ich hieher gekommen, bis Moreno mir sagte, daß sie in einem

kleinen Nebenzimmer liege, und den Wächter bat, sie uns zu zeigen.

Als ich den Leichnam erblickte, warf ich mich vor ihm nieder, bedeckte ihn mit Küssen und ergoß meinen Schmerz in einen Strom heißer Thränen.

Einer welken Lilie gleich ruhte die Geliebte. Nie hatte ich den Tod in so schöner Hülle gesehen, und konnte mich kaum dem Gedanken vertrauen, daß ihm das Leben dieser noch schwellenden Formen verfallen sei.

Dieser Körper, der wie ein Geheimniß, das Leben oder den Tod, mein Glück oder meine Verzweiflung in sich schloß, erschien mir, obwohl kalt, bleich und mit eingefallenen Schläfen, noch immer voll lebender Anmuth, und wenn ich daran dachte, daß ihn je wieder die namenlose Grazie umschweben, die zarte warme Hand sich darbieten könne, die meinige zu fassen, die seid'ne Wimper sich sanft heben und das Auge einen Strahl des Himmels ihrer erhabenen Seele in das meinige senden könne, schienen mir alle Schätze der Erde nicht genügend, sie diesem Besitze zu opfern.

Sechstes Kapitel.

Die Vermählung nach dem Tode.

(Schluß.)

Als wir die Leiche verließen und dem Wächter in seine Wohnung folgten, um ihn in mein Vorhaben einzuweihen, erschien der Arzt, welcher hier angestellt war.

Ich fand zu meiner Ueberraschung und Freude einen Bekannten während meines früheren Aufenthalts zu Venedig in ihm, zog ihn in das Geheimniß meiner Liebe, entdeckte ihm meinen Traum in der vorigen Nacht, und beschwor ihn, mich nicht zu verrathen. Er gelobte mir Verschwiegenheit mit lebhafter Theilnahme und wir versicherten uns nun des Wächters durch ein bedeutendes Geschenk. Dann baten wir ihn und Moreno, jede Störung zu verhindern, verschlossen uns in das Gemach und öffneten beide Fenster, um die frische Luft einströmen zu lassen.

Mit Eifer und Vorsicht schritten wir nun zur Anwendung der Mittel. Wir rieben den Körper mit warmem Flanell, die hohle Hand und die Fußsohle mit der Bürste und ließen überhaupt Nichts unversucht. So fuhren wir mehre Stunden fort, doch ohne jeden Erfolg.

Mein Freund ward bald dringender Geschäfte wegen fortgerufen und ließ mich allein.

Ich ruhte einige Augenblicke von meinen Anstrengungen und begann sie dann aufs Neue. Alle bekannten und denkbaren Mittel wandte ich mit der größten Behutsamkeit und Ausdauer an, und wenn man den unausgesetzten Eifer meiner Bemühungen bei der engen Verwandtschaft meines Schicksals mit dem Erfolge in Erwägung zieht, ist wohl nie ein derartiger Rettungsversuch mit so inniger Theilnahme und so großer Erschöpfung unternommen worden.

Eine Stunde war bereits verflossen und mein Freund noch immer nicht zurück. Ich mußte vor Schmerz und Müdigkeit fast umsinken und hatte alle Hoffnung aufgegeben. Zum Ueberfluß wandte ich noch den Magnetismus an, und als auch dieser Nichts vermochte, bedeckte ich den Körper mit warmen Tüchern und die Herzgrube mit einem in Tuch gewickelten warmen Stein, legte meinen Mund an ihre Wangen, blies ihr zu wiederholten Malen Athem in den Mund und blickte mit sehnsüchtigem Verlangen auf ihre Augenlider.

Auf einmal, wer beschreibt mein Entzücken! fühlt' ich eine leise Bewegung ihrer Hand, welche in der meinigen lag, sank aber zugleich vor Erschöpfung und Schwäche ohnmächtig zu Boden.

Wie lang ich in diesem Zustand verharrte, ist mir unbekannt. Als ich erwachte, sah ich den Freund um mich beschäftigt, der meine Schläfe wusch und mein Gesicht mit kaltem Wasser besprengte.

Ich ermannte mich schnell und erzählte ihm, was meiner Ohnmacht vorhergegangen sei, daß nun vielleicht dieser günstige Moment nie wiederkehre und sie erst mit furchtbarer Gewißheit für mich verloren sein werde. Er sprach mir jedoch Muth ein und wir vereinigten unsere Bemühungen neuerdings rastlos und unverdrossen.

Wir hatten kaum eine halbe Stunde damit fortgefahren, als sie die Finger bewegte und die Augen aufschlug.

Ich wurde fast wahnsinnig vor Freude und konnte den lautesten Ausbruch derselben kaum mäßigen.

Behutsam legten wir sie nun auf ein Bett von warmer Asche, flößten ihr wenige Tropfen sehr geistigen Weines und stärkende Gerüche ein, bis sie endlich anfing mich zu erkennen und mit schwacher Stimme meinen Namen nannte.

Welch' himmlische Klänge! Sie erfüllten mich mit Seligkeit, und als sie nach und nach lauter zu sprechen begann, mich mit den schmeichelndsten Namen rief und das Glück pries, von nun an nur mir zu gehören, kannte mein Entzücken keine Grenzen.

Gegen Abend mußte ich Alles erzählen, wie ich ihren Tod erfahren, was mir überhaupt seit unserer Trennung begegnet war, wie ich sie im Traume gesehen, und sie zu mir gesprochen habe.

Ach, mein Geliebter, hub sie an, wie glücklich hat mich dieser Tod gemacht! Aus den rohen Armen jenes Elenden führt mich seine kalte Hand an Dein warmes Herz! Auch mir erschienst Du, als ich im Todesschlafe lag, und drücktest Deine brennenden Lippen auf meinen erstorbenen Mund.

Moreno ward nun beauftragt, nach Hause zu eilen, Kleidungsstücke für sie und ihre Juwelen zu holen, deren Werth hinreichend war, uns jeder Sorge für die Zukunft zu entheben.

Dem Arzt, meinem Freunde, verehrte sie einen Diamantring von besonderer Schönheit und der Wächter erhielt ein reiches Geschenk.

Als Moreno mit der Garderobe gekommen, war es bereits dunkel.

Ich hob Emilien in die Gondel und wir flohen nach Mestre. Der treue Moreno folgte einige Wochen später nach Genua, wo wir im besten Wohlsein anlangten, einige Wochen ruhten, und bald darauf nach Nizza

reisten, wo ich mit Emilien eine kleine, aber reizende Villa bezog.

Da ich doppelte Rechte auf ihren Besitz gehabt und sie ohne mich scheintodt begraben worden wäre, demnach für den Marchese zu leben aufgehört hatte, stand nun unserer Verbindung Nichts mehr im Wege und wir schlossen sie im Beisein weniger Freunde.

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Herr Walther erzählt von einem italienischen Volksfeste.

Und wer waren wohl die Glücklichen? fragte Marie.

Meine Eltern, erwiderte Karl. Sie zogen später nach Deutschland, in die Heimath meines Vaters, und ich betraure ihren Tod seit einigen Jahren.

Sie haben uns auf eine angenehme und überraschende Weise mit Personen bekannt gemacht, deren eigenthümliche Schicksale, treue Liebe und merkwürdige Vereinigung schon an sich Interesse gewähren, um so mehr nun, als der Urheber Ihres Daseins.

Die Reihe des Erzählens ist nun an Ihnen, Herr Walther:

Auch ich verlebte mehrere glückliche Jahre in jenem himmlischen Lande. Wie oft war ich in dem schönen

Venedig, während ich in Padua und später in Vicenza verweilte, einer Stadt, die ich lieb gewann wie keine andere dort.

Stets erinnere ich mich noch des Eindrucks, den sie auf mich gemacht, als ich zum erstenmal in Gesellschaft einiger Freunde dahin kam, und werde das Bild, welches sie bot, um so weniger vergessen, als ich dort die Bekanntschaft des liebenswürdigen Künstlers machte, der uns eben eine venezianische Liebe erzählte, mit der sein Leben so innig zusammenhängt.

Es war ein schöner Junimorgen, da wir in einer leichten Timonella den Weg von Padua nach Vicenza, beiläufig achtzehn Miglien, in wenigen Stunden zurücklegten.

Eine von Weingärten und üppigen Feldern unterbrochene Reihe freundlicher Dörfer und Weiler, reizender Villen und Campagnen, wo von der Ulme zum Maulbeerbaum die Reben ihre Guirlanden ziehen, besäumt die schöne Straße, und wie einen großen Park durchschlängelt diese in wechselnden Richtungen einen Theil des Landes, welches mit so vielem Recht der Garten von Europa genannt wird.

Der Eindruck des lieblichen Gemäldes, um welches südlich die Euganeischen Hügel, gegen Westen und Nordost die Tyroler Hochgebirge mit ihren Schneekuppen einen

weiten erhabenen Rahmen ziehen, ist um so überraschender, wenn man aus den Mauern Padua's kommt, einer Stadt, die durch düstre, ernste Bauart wenig den Sitz der Musen bekundet, welcher ehemals ihren Ruhm über den Erdkreis verbreitete.

Froh, wie einem Kerker entschlüpft, überließen wir uns dem Zauber, in welchem die Morgenlandschaft dem ersten Strahl der Sonne entgegenlächelte.

Tausend Stimmen der Vögel erwachten und in die Lüfte erhob sich mit ihrem Jubel die Lerche.

Je mehr wir uns dem Tage näherten, um so größer ward die Lebendigkeit an der Straße.

Gruppen festlich geschmückter Landleute zu Wagen und zu Fuß fuhren wir vorüber. Freundliche Morgengrüße wurden gewechselt, bis der verhallende Klang der Glocken manch reizendes Landmädchen in eine nahe Kirche rief.

Als wir endlich den Monte Berico mit seinen schönen Arkaden und der Kirche Madonna del Monte vor uns sahen, nahm uns bald das freundliche Vicenza auf.

Das mannigfache Auf- und Abwogen in den Straßen zeigte von mehr als gewöhnlicher Feier und das Aeußere jedes Begegnenden trug das Gepräge einer fröhlichen Geschäftigkeit, einer gespannten Erwartung.

Eine große Menge Fremder aus Verona, Padua,

Venedig, Treviso, Mantua und anderen Orten der Umgegend war herbeigeeilt, die Fröhlichkeit des Tages zu theilen und einige Stunden in dem Genusse der herrlichen Landschaft zu schwelgen, die Vicenza umbreitet.

Nach genommenem Frühstück wanderten wir zur Madonna del Monte, um dort die Zeit bis zur eigentlichen Feier des Tages auszufüllen.

Es war eine Begebenheit im zwölften Jahrhundert, welche diesem eigenthümlichen Fest das Entstehen gab. Zu jener Zeit geriethen Padua und Vicenza in einen Grenzstreit und es entwickelte sich daraus ein kleiner Feldzug, der jedoch bald mit dem Siege der Vicentiner endete. Alte Chroniken erzählen, daß bevor die Heere in's Feld rückten, als Zeichen der Kriegserklärung und des Aufgebots zu den Waffen jede Partei einen pomphaften Wagen auf öffentlichem Platze ausstellte, welcher den Anhängern dasselbe, was den Muselmännern das Entfalten der Fahne Mahomeds. Dieser Siegeswagen bewegte sich dann auf dem sichersten Punkte inmitten des Heeres, und von ihm herab lenkte der Führer die Schlacht.

In einer finstern Nacht nun wagte sich ein junger Krieger aus dem Vicentiner Lager in das der Paduaner, überrumpelte die Wachen und zerstörte den Siegeswagen. Ein demselben entrissenes Rad bringt er in sein Lager

zurück, sofort beginnt der Kampf, und die Paduaner, entmuthigt durch die Schändung ihres Palladiums, erleiden eine förmliche Niederlage.

Die Chronik erwähnt dieser Begebenheit mit besonderer Bedeutung, und seitdem blieb jenes Rad ein Heiligthum der Vicentiner.

Wen sein Weg aus der Schweiz oder dem südwestlichen Tyrol durch die Fluren der Lombardei führt, wird ungern Vicenza durcheilen und sich wohl einige Tage den Reizen hingeben, womit die Natur die Umgebungen dieser Stadt so verschwenderisch überstreute.

Voll der erhabenen Eindrücke, welche die großartige Landschaft der Schweiz oder das majestätische Tyrol in der Seele zurückließ, wird er in jenen lachenden Gefilden Italiens einen verwandten Genuß empfinden, wie ihn nach dem Studium von Shakspeare's großen Dramen etwa die blühende Poesie Calderons gewährt.

Bei dem Austritt aus der Lombardei in's Venezianische besonders bietet dieser Weg durch die Nähe der Hochgebirge eine Reihenfolge erhabener und großartiger Umgebungen, die mit jedem Vorschreiten durch neue Gruppirung und Frische das Auge überraschen und erfreuen.

Vom Lago di Garda, dem herrlichen See, dessen schimmernder Spiegel, vom grünen Gelände besäumt,

die großen Bilder seiner nördlichen Grenzgebirge auf sanften Fluten schaukelt, dehnt sich die gesegnete Ebene des venezianischen Gebiets zum Po und dem adriatischen Meere.

Von Vicenza's anmuthigen Rebenhügeln und malerischen Bergen schweift das Auge in die nahen Alpen und weiten Fluren gegen Padua, Rovigo, Mantua und Este.

Dort hinüber ein freundlicher Gruß in die liebe deutsche Heimath, hier eine Thräne stillen Entzückens, hier, wo die Natur eine Schäferstunde feiernd, von jenen erhabeneren Werken auszuruhen schien, diese anmuthigen Gefilde in's Dasein zu rufen.

Wir erreichten die Colonnade, welche vom Fuße des Berges zur Rotunde führt, vor uns zerstreute Gruppen von Wanderern, der Morgenandacht zueilend, für die eben die großen Glocken der Kirche Madonna del Monte ihre letzten Klänge in langen Schwingungen verhallen ließen.

Das allmälige Hinaufsteigen des Berges legt dem Auge ein mit jedem Schritte sich erweiterndes Rundgemälde dar, bis man endlich auf der Plattform oben eine Aussicht gewinnt, die das Erhabene der ungeheuern Gebirgsmassen und das Idyllische der niederen Fluren umschließt, und nach Verona hin, in der Entfernung

weniger Miglien, die schönen Ruinen von Montecchi und Capuletti zeigt, der romantischen Heimath Juliens und Romeo's, unsterblich durch die Muse des unsterblichen Briten.

Rechts gleitet der Blick über den grünen Teppich, bis er in dem leichten Nebelflore ruht, der das weite Meer und die stolze Venedig umhüllt. Das Auge trägt nicht ferner, und überläßt es der Phantasie, sich im unermeßlichen Gebiete des Verborgenen zu beschäftigen oder zu verweilen in dem endlosen Labyrinthe der verworrenen Pfade, der unzähligen Brücken und Kanäle mit ihren tausend Gondeln jener Königin aller Meeresstädte, die sich mit ihren Hunderten von Kirchen und Palästen wie ein Wunder aus den Fluten der Adria erhebt.

Wir wandten uns südlich, wo die abenteuerliche Kette der Euganeischen Berge die Ebene beherrscht und sich dann in südöstlicher Richtung gegen den Po zieht. Hier lebte und starb Petrarca in einem kleinen Dorfe mit Namen Arqua.

Schloß Montegalda, von Cypressen umschattet, auf rebenumkränztem Hügel, erscheint dem Auge als Ruhepunkt, zu dem es gern vom Fluge über die weite Landschaft wiederkehrt.

Im Mittelgrund Padua's Thürme und Kuppeln. Gen Osten vergoldet die Sonne die unabsehbare Kette der

friauler Gebirge, über welche fern das Weiß der karnischen Alpen schimmert.

In der Ebene die zerstreuten Thürme vieler Dörfer und einzelne Villen mit ihren Campagnen, freundlich aus zartem Grün, mit Trauerweiden und Platanen durchwoben.

Weidende Heerden auf einem Wiesenteppich, von Reihen schlanker Pappeln eingefaßt, deren Alleen sich von einzelnen Villen bis an die Stadt ziehen und die verschiedenen Gelände umzeichnen.

An den Hügeln durchspült der Fluß ein Gewölbe von Trauerweiden, die mit zärtlicher Dankbarkeit ihre schattenden Zweige auf die Flut senken, von der sie ihr Leben erhalten.

Wir begaben uns dann in die Kirche und durchwanderten die verschiedenen Säulengänge.

Auf einem der Seitenaltäre befindet sich das große schöne Bild der heiligen Jungfrau, wenn ich nicht irre, von der Meisterhand Gian Bellini's, dem Stifter der venezianischen Schule.

Die Mutter Jesu ruht an die Hütte gelehnt und das Kind auf ihrem Schooße. Zwei Engel, denen es die Händchen entgegenstreckt, bringen ihm Blumen und Früchte. Die heilige Jungfrau blickt mit freudiger Dankbarkeit die Engel an, welche dem Kinde ihre Gaben

bieten. Ihr Antlitz spiegelt das Bild ihrer himmlischen Seele. Die höchste weibliche Würde und das Bewußtsein ihrer erhabenen Bestimmung sprechen ihre Züge aus. Ueber die Landschaft im Hintergrunde des Bildes breitet sich die Glut des Orients. Von dem ganzen Zauber jener Abendröthe übergossen, belebt sie das Helldunkel der Scene, über die einige Palmen ihre dünnen Schatten werfen.

Wir entrissen uns mit Mühe dem Eindruck dieses Bildes und traten den Rückweg in die Stadt an. Eine feierliche Procession der lustigen Vicentiner verhüllte kaum ihren Spott über das zahlreiche Pfaffenthum. Endlich erklangen auch die Glocken vom Municipalitätsgebäude und der Ruotathurm, im vicentiner Dialect gemeinhin nur Rua genannt, bewegte sich auf Rädern und Rollen unter einem Freudenschrei und dem fortdauernden Jubel des Volkes durch die Straßen der Stadt. Nachdem er nun die Runde gemacht, hat er für ein Jahr seine Rolle gespielt.

Die Menge zerstreute sich allmälig in die verschiedenen Quartiere der Stadt, Wein-, Speise- und Kaffeehäuser füllten sich, man überbot sich im Preisen des über alle Erwartung gelungenen Festes und harrte mit Sehnsucht des Augenblickes, wo das Pferderennen auf der langen und schönen Straße des Corso beginnt.

Alle Häuser derselben bieten nicht Raum für die Menge der Schaulustigen und manch zartes weibliches Wesen erliegt einer nicht fingirten Ohnmacht. Da wir in der Lokanda zu lange verweilt hatten, weil uns der Wein zu sehr behagte, fanden wir Alles schon besetzt, ereilten aber noch einen der vielen offenstehenden Paläste, wo man uns auf den oberen Balkonen mit dem den Vicentinern eigenen Zuvorkommen zwei Fenster bot, unsere Neugier zu vergnügen.

Ein plötzliches Jubelgeschrei ertönte, und ein Renner nach dem andern flog mit Windesschnelle den Corso herab. Ueber den ersten und zweiten, die in halber Bahn gestürzt auf dem Pflaster lagen, setzte der dritte in weiten Sprüngen und errang den ersten Preis, dann folgten die übrigen in Zwischenräumen.

Nach beendetem Rennen begaben wir uns in ein Café bei der Porta di Castello und erwarteten dort den eigentlichen Corso, zu dem eine große Anzahl Wagen auf den Campo di Marzo rollte, dessen schöne Rasenebene dem stolzen Vierspänner, dem gewandten Reiter wie dem leichten Tilburi zum Tummelplatze diente. Vor dem Tagstheater entrollt sich die Colonne. Hier ein offener Staatswagen, dessen Besitzer im Geiste die Worte parodirt: Seid umschlungen, Millionen! während die schöne Ehehälfte ihrem vorbeireitenden Cicisbeo flüchtig

einen Kuß zuwirft, aber mit der heimlichen Bedeutung: Diesen Kuß der ganzen (mich anbetenden) Welt!

Wir überließen Hunderten zärtlicher Paare die einsamen Spaziergänge und gewannen die lärmende Stadt, wo im gastlichen Lokal bei gewählter Cena der Becher kreiste mit Vin vicentin. E viva!

Der Tag neigte sich zum Ende, unsere Timonella stand bereit und so flogen wir mit einem Lebewohl aus den Thoren der Stadt, deren köstliche Erinnerungen mich noch heute erfreuen, und die mir damals bald darauf den öfteren Anblick einer Schönheit gewährte, die mein Freund Karl gemalt hat, ein Bild, welches mich stets an eins der schönsten weiblichen Portraits von Tizian erinnert, das im Dogenpalast die Bewunderung aller Kenner fesselt, und wirklich auch mit der schönen Vicentinerin, die aus derselben venezianischen Familie stammt, überraschende Aehnlichkeit bot.

Zweites Kapitel.

Die Gesellschaft bewegt sich in wehmüthigen Erinnerungen an Schiller.

Antonia hatte uns, als wir dem Felsen der Lorelei vorüberfuhren, die Sage vorgelesen, und gab mir das Buch, indem sie bemerkte:

Unter allen Legenden des Rheines finde ich keine so wahrhaft poetisch, wie diese, und ich kann ihr nur jene von der Jungfrau des Drachenfels an die Seite stellen. Die Gewalt der Liebe und die Macht des Glaubens. Der Schiffer im zerschellenden Kahn ist ein schöner Gegenstand für die Dichtkunst; doch meine ich, daß sich hier die Poesie an der Wahrheit vergeht, wenn wir doch einmal der Mythe eine Wahrheit oder auch nur eine Geschichte zu Grunde legen wollen. Der untergehende Schiffer erscheint mir nur als ein Opfer blinder Leidenschaft, und indem sich der Dichter dieses Elements als des für ihn wichtigsten der Sage bemächtigt, und als Hauptereigniß zur Anschauung bringt, denn Heine thut es, nicht doch Brentano, begeht er, wie mich dünkt, eine Ungerechtigkeit an der armen Lorelei selbst, die er als den bösen Dämon der in Leidenschaft zu ihr entflammten Pilger, deren Untergang sie allein verschulde, hinstellen will, während ja der näher liegenden Deutung der Fabel nach, der versinkende Schiffer, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur eine untergeordnete Rolle spielt, und die verzweifelnde Liebe der Jungfrau selbst eigentlich doch das schönste Bild ist, welches diese köstliche Legende bietet. Nein, nicht als Hexe erscheint sie mir, als Unglückliche vielmehr, die sich aus den Qualen der Verzweiflung in die Rettung des Todes stürzt.

Die liebenswürdige Antonia sprach dies mit einer Regung, die ihr sehr wohl stand, und bis jetzt hatte sie mehr eine ruhige als thätige Theilnahme an der Unterhaltung bewiesen.

Marie, in stilles Nachdenken versunken, umarmte sie mit einer Art freudiger Ueberraschung und Genugthuung.

Wenn diese junge Dame dazu geschaffen schien, einen ebenbürtigen Mann zu beglücken, so lag doch in Antonia's ganzer Erscheinung Etwas, welches mich mehr anzog und dem ich noch selten begegnet war.

Ihr Vater blickte mit gerechtem Stolz auf dies liebliche Geschöpf. Er sagte mir, daß sie seit der Mutter Tode stets um ihn sei, und er sich nicht habe entschließen können, ihre Erziehung Fremden anzuvertrauen. Und wahrlich, diese Erziehung machte ihm Ehre.

Antonia war siebenzehn Jahre alt. Welche Fülle von Glückseligkeit muß sich um den häuslichen Heerd verbreiten, dem sie als Gattin eines geliebten Mannes angehören wird!

Wenn jeder Mann, um im Besitze eines Weibes sein Glück zu finden, s e i n Weib für das beste auf Erden halten muß, so wird der Deutsche, mit noch größerem Rechte, das deutsche Weib als die Verwirklichung seines Ideals betrachten dürfen, welches er über alle andern stellt,

da eine schöne, anmuthige und gebildete Deutsche Alles und in höherem Grade vereinigt, was wir einzeln mehr oder weniger bei den Frauen anderer Nationen entbehren.

Wie ergreift mich diese Nachricht! bemerkte Marie, indem sie in die Zeitung blickte, welche auf einem Tische zur Seite lag.

Schillers Schwester, schreibt man, ist gestorben, in hohem Alter und bis zum Tode im Besitz fast ungeschwächter Geisteskräfte.

Welchen Schatz besaß diese Frau! Welche Sterbliche, die Mutter Napoleons vielleicht ausgenommen, bewahrte in unsern Tagen eine glorreichere Erinnerung an einen Todten?

Da es aber nur Eine Größe giebt, sagte Antonia: die uneigennützige gute That, wie kann man Napoleon groß nennen? Einen Menschen, der die Verkörperung des Eigennutzes selbst war und Millionen Menschen unglücklich machte!

Und nun Schiller! Des Dichters Lorbeer duftete von den Thränen der Freude und des Entzückens. Mit der Friedenspalme der Dichtkunst und Wissenschaft eroberte Er alle Herzen. Er veredelte und beglückte Millionen der Mit- und Nachwelt. Der Duft Seiner Poesie erquickte und befruchtete wie himmlischer Thau

Sein ganzes Vaterland, ja die gebildete Welt, und aus dem reichen nieversiegenden Born Seines Geistes schöpfen wir, so lange ein deutscher Laut von einer Lippe weht, ewig die Schätze dieses himmlischen Genius.

O könnte Er, dessen jugendliches Haupt einst in Armuth auf nackter Erde schlief, jetzt aus dem Grabe wiederkehren! Wie würde Sein Volk in Jubel Ihn umringen, die Edelsten der Nation den Herrlichen empfangen, Ihn, der verfolgt und geächtet mit Zwang und Noth zu kämpfen hatte, bis Ihm endlich Ruhe und Geltung ward!

Welch erhebende Genugthuung mußte nicht Seine Schwester stets empfinden! Sie, die sich als die Nächste in den Strahlen des Ruhmes sonnte, den Sein Name über die ganze Erde verbreitet! Wäre sie die Schwester eines Herrschers dieser Welt, und Millionen ihr als Erbe zugefallen, was ist das Alles gegen Seinen unsterblichen Namen?

Nichts hat mich mehr gerührt als die Begegnung in Seiner Jugend, wie Er heimlich nach Frankfurt kam und unter fremdem Namen bei einem Buchhändler eintrat, der die Räuber vor dem Laden ausgestellt hatte, und Ihm auf die Frage nach Beifall im Publikum eine so befriedigende Antwort gab, daß der junge Dichter freudig erregt, nicht länger im Stande war, Sein Incognito

zu bewahren, Seinen Namen nannte, und von dem guten Manne mit Entzücken umarmt wurde.

Wie schön! setzte Antonia hinzu. Es war ein süßer Balsam in das wunde Gemüth des Dichters nach den Entbehrungen der Reise und dem Nachtlager im Walde. O wüßte ich die Stelle, wo Sein Haupt geruht, ich würde eine Rose dahin pflanzen, und sie der Pflege eines Landmädchens der Gegend übergeben. Die Dornen dieser Rose und dann ihre Blüthe und ihr Duft: die Leiden und Widerwärtigkeiten Seiner Jugend, Seine Poesie und ihr Ruhm!

Drittes Kapitel.

Landschaftliche Betrachtungen. Ankunft in Bingen.

Als ich mit Herrn Walther auf der Seite des Verdecks hin und wieder wandelte, fragte ich ihn, wie lang ich noch das Vergnügen genieße, in seiner und Antonia's Gesellschaft zu sein.

Wir werden, entgegnete er, einige Tage in Bingen verweilen, dann über Wiesbaden, Frankfurt, Heidelberg und Mainz wieder den Rhein hinab und nach Hause rei-

sen, denn schon ist die Frist verstrichen, die wir für unsre Heimkehr bestimmten.

So wollen Sie mir denn gestatten, in und um Bingen Ihr Begleiter zu sein?

Mit Vergnügen, und wir werden nun hören, was unsre Reisegefährten beschließen.

O, ich zweifle nicht, daß sie ebenfalls von der Partie sind, denn ob Marie einige Tage früher oder später an ihr Reiseziel gelangt, wird ihr wohl einerlei sein, und was Karl betrifft, der hat gar keine Eile und wäre wohl bereit, ihr bis an's Ende der Welt zu folgen, so sehr liegt er in den Banden der Liebe.

In der That, denn als Marie vorher eine Busenschleife verlor, ohne es zu bemerken, nahm er sie heimlich auf, küßte sie und steckte sie dann rasch in seine Brusttasche.

Sahen Sie auch, wie Marie sehr wenig daran gelegen schien, ihr Bild selbst zu behalten, und es an Karl zurückgab, damit er es als Andenken bewahre?

Gewiß, und sie verrieth dadurch ihre Gefühle zu deutlich, um uns auch an ihrer Neigung einen Zweifel zu lassen.

Nun, ich bin begierig, ob sie noch in diesen Tagen zu einer Erklärung gelangen.

Mögen sie dies, denn Beide scheinen mir vollkommen würdig, einander zu besitzen.

Ob aber nicht, entgegnete ich, seine Kunst durch ihre Verbindung verlieren werde, ist eine andere Frage. Ihre Früchte gedeihen zuweilen besser auf dem Boden der Noth und Sorge, als auf den üppigen Gefilden des Reichthums und Ueberflusses, und so vieles Große, was wir in Wissenschaft und Kunst, in so manchen Resultaten menschlichen Strebens besitzen, ist ja größtentheils aus der Dunkelheit hervorgegangen, wie auch aus der Quelle des Mangels, dem gewöhnlichen Ursprunge bedeutender Schöpfungen des Geistes. Und die göttliche Vorsehung hat wie in Allem, auch darin nicht ohne Weisheit verfahren, indem sie der Thätigkeit die Dürftigkeit zur rastlosen Triebfeder gegeben, dagegen auch den Armen so oft mit den Reichthümern des Geistes beglückte und statt des Palastes die Hütte mit den Strahlen des Genius erleuchtete und verherrlichte.

Antonia und Marie waren zu uns getreten. Ich führte dies Gespräch fort, um Marie zu einer Aeußerung über Karl zu veranlassen, aber sie entging jeder Schlinge.

Der Maler hatte sich dem Steuermann zu Füßen gesetzt, um für sie eine Skizze des Rheinstein zu entwerfen.

Wie beneidenswerth ist doch das Leben eines Künstlers, rief ich aus, was man auch dagegen sagen möge!

Es ist wahr, er hat, wenn er arm an geldlichen Mitteln ist, mit dem Elende zu kämpfen, das sich wider ihn verschworen, allein mit der Zeit überwindet er es doch, und gelangt dann, wenn er kein mittelmäßiges Talent ist, zu Genuß, Ruhm und Ehre. Wie schön ist der Beruf eines Malers! Er denkt, lebt und wirkt in der heitern und glücklichen Welt der Ideale. Das lichte, unbegrenzte Reich der Phantasie erschließt ihm seine goldnen Räume, wohin er sich retten kann aus der Erbärmlichkeit unseres modernen, ach, so nüchternen Lebens! Und zudem, die ganze Welt steht ihm offen. Seine Schätze trägt er mit sich, ohne daß sie ihn beschweren oder ihm je geraubt werden könnten, und er vermag sie in allen Ländern der Erde gegen die Bedürfnisse des Lebens zu tauschen, ohne sich dabei ihres eigentlichen Besitzes zu entäußern.

Wie anziehend erscheint die häusliche Glückseligkeit eines solchen Mannes, wenn er ein Weib an seiner Seite hat, das ihn versteht, würdigt, und den Beruf erfüllt, ihm als Gattin und Hausfrau das Verbindungsglied mit der Welt zu bleiben, der er auf diese Weise angehören kann, ohne der Sklave ihrer Gesetze zu sein.

Antonia blickte, während ich sprach, mit schalkhaftem Lächeln auf ihre Freundin. Diese erröthete und wandte sich zur Seite, indem sie mit der Hand nach dem Rheinstein wies:

Sehen Sie doch, wie strebend jene Burg ihre Zinnen erhebt, als wollte sie über den Strom gebieten, der unbekümmert in seiner stolzen Woge vorüberzieht! Ein schöner Punkt der wilden Gegend!

Welche Zeit! als die Ritter aus diesen Raubnestern hervorstürzten, um sich entweder zum Frühstück die Hälse zu brechen, oder wie hungrige Geier auf eine friedlich vorüberziehende Karavane fielen und den Raub in ihre Horste schleppten!

Das Geschlecht ist noch nicht ausgestorben, bemerkte Karl, der mit seiner Zeichnung fertig war, und scheint durch eine Seelenwandrung oder in der Nachkommenschaft der Knappen fortzuleben. Es hat sich die Sache heutzutage nur bequemer gemacht, wohnt in schönen Hotels an den Ufern des Stromes und lebt von den gespickten Börsen, welche sich ihm freiwillig in die Hände liefern. Das ist die Gastfreundschaft der heutigen Zeit, die für Alle, die sie genießen, zur Lastfreundschaft geworden, wo wir, früher von den nächtlichen Kobolden und Gespenstern gastfreier Schlösser geplagt, mit unserm Schrecken den Tribut der gastlichen Aufnahme entrichtend, jetzt nach Bezahlung einer überraschenden Rechnung noch von hungrigen Knaben überfallen werden, die den Passagezoll an den Thoren erheben.

Sie haben Recht, sagte Herr Walther, und trotz den

täglich wiederholten Klagen fügt man sich doch nach wie vor diesem erzwungenen Almosen. Nichts erscheint lächerlicher, als so ein Herumlungerer mit gedrillter Serviette unterm Arm, in drallanliegenden Unaussprechlichen und einem Jockeispenser, der hinten kaum den Theil erreicht, den er bedecken sollte, wenn er als tellerklappernder, mit drei Zoll langen Schritten durch den Saal hupfender Automat sich die ganze Zeit über einen „Herrn Kellner" tituliren läßt, und am Ende, wenn wir im Begriff sind, das Haus zu verlassen, wie ein Bettler dann mit einem Kratzfuß ganz gehorsamst ein Trinkgeld erwartet.

Läßt man sich mit einigen Freunden oder einer Familie an einem Tische nieder, in vertraulicher Unterhaltung einige Stunden zu plaudern, gleich steht solch ein Gesell hinterm Stuhle, behorcht jedes Wort und entfernt sich nur, um sogleich und auf der Stelle wieder da zu sein.

Wie viel Gasthöfe giebt es, wo man eine freie, geräuschlose Bedienung findet, die nicht belästigt, sich behaglich und wohl fühlt wie zu Hause und bei allem Comfort doch verhältnißmäßig geringe Preise bezahlt? Bei einer Rheinreise wird man noch am angenehmsten auf den Dampfbooten bedient, wo die Tafel gut, die Weine controlirt und die Preise angemessen sind. Aber kommen wir auf etwas Anderes!

So will ich denn, sagte Antonia, unsere Freundin bitten, einige Tage mit uns in Bingen zu verweilen, wo wir auf kurze Zeit von der Reise ausruhen, die verheißenen Spaziergänge machen, und unsere Notizen mit den Erinnerungen der letzten Tage vermehren wollen.

Ich eile nicht, liebe Antonia, legen wir also unsre Sachen bereit, denn nach der Karte hier und dem Thurme dort, der kein anderer als der Mäusethurm sein kann, müssen wir uns gleich im Angesichte dieser Stadt befinden.

Und so war es auch. Wir landeten bald und befanden uns kurz darauf im Gasthofe zum weißen Roß. Die Damen gingen auf ihre Zimmer und wir Männer in den Garten. Weine, Obst und sonstige Erfrischungen wurden herangetragen und wir versanken in die ruhige Beschauung der herrlichen Gegend.

„Der Kühlung Stunde war's. Der Sonnenball
Schwand purpurn hinter dunkler Bergesreihe,
Die dann erschien, als ob der Erde All
Sie jetzt umschloß. Zu sanfter Ruhe Weihe
Schlief die Natur; es störte sie kein Schall.
Der Mond ging auf; der Strom in ferner Bläue
Ward von dem Himmel rosenroth begrenzt,
An dem ein Stern dem Auge gleich erglänzt."

Viertes Kapitel.

Liebeserklärung Karls nebst einigen Seufzern.

Wie freundlich und traulich, wie einladend ist es hier! rief Antonia aus, die mit ihrer Freundin zu uns trat. Wohl nächst dem Siebengebirge der schönste Punkt am ganzen Rheine, denn Alles ist ja hier vereinigt: Berge, Thäler, Ebene, Strom, Rebengelände und Wald, Fluß, Stadt, Dörfer in der Ferne, nah und weit Kirchen, Thürme und Burgen in der reizendsten Unordnung zerstreut.

Hier könnte man ruhen für immer, das Treiben der Welt mit all seiner ermüdenden Gehaltlosigkeit verachten und vergessen, nur der Natur, der Poesie, der Musik leben im Kreise weniger Lieben, die uns verstehen und genügen.

Ja, in den Armen der Liebe, setzte Karl hinzu.

„Zwischen Weltumgang und Einsamkeit ist die Weisheit in der Mitte", sagte Marie, doch würde Ihnen die Liebe Ersatz sein für die Welt, der Sie gehören, die Ihnen eine Zukunft bietet voll Verheißung auf Glück und Ruhm?

„Ich schwör' es, Fräulein, bei dem heil'gen Mond,
Der silbern dieser Bäume Wipfel säumet!"

„O schwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren,
Der immerfort in seiner Scheibe wechselt,
Damit nicht wandelbar dein Lieben sei!"

Doch, es wird spät, fuhr sie fort, und

„Nun gute Nacht! So süße Ruh und Frieden,
Als mir im Busen wohnt, sei dir beschieden!"

„Amen!" erwiederte Karl.

„So holdem Wunsche stimm' ich bei;
Mein Herz soll brechen, brech' ich meine Treu'.
Mög' alle Ruh des Schlummers bei dir wohnen!"

Und sie:

„Des Wunsches Hälfte soll den Wünscher lohnen!"

erhob sich mit diesem Schlusse lächelnd, gab Antonien den Arm, und die lieblichen Mädchen verschwanden durch die Lauben des Gartens.

Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, mein junger Freund, begann Herr Walther. Danken Sie Shakspeare dafür! In Mariens Frage und Antwort lag die deutlichste Entschleierung ihrer Gefühle.

So glauben Sie also, fragte Karl, daß sie meine oder vielmehr Shakspeare's Worte in der Deutung hier genommen, wie ich wünschte, und in diesem Sinne ihre Erwiederung gab?

Daran ist nicht zu zweifeln, fiel ich ein, nach den

Merkmalen, die sie dir bereits während der Reise gegeben, und ein Mädchen, dessen Herz einmal von Zärtlichkeit für einen Mann erfüllt ist, und der Ueberzeugung lebt, daß sie geliebt wird, muß bei jedem ferneren Austausch der Gedanken den Moment erwarten, welcher ihr den Ausdruck seiner Gefühle bringt. Ja, sie wird, ohne sich dessen als einer Absicht bewußt zu sein, diesen Augenblick durch irgend eine Bemerkung oder eine Frage selbst herbeiführen.

So wurde mir vor Kurzem ein Zug weiblichen Edelmuthes erzählt, der dies in noch höherem Grade verrieth, und den Charakter der jungen Dame in einem so schönen Lichte erscheinen läßt, daß man wünschen muß, ähnlichen hochherzigen Handlungen jugendlicher Freiheit und Selbstständigkeit einer edlen weiblichen Seele öfter zu begegnen, und zwar in einem Leben, dessen Dauer so kurz, dessen Enttäuschungen oft so schmerzlich sind, und auf das wir, gleich als würde es ewig währen, meistens eine so übertriebene Vorbereitung, eine so ängstliche Berechnung verwenden, daß wir trotz alledem nach jahrelangem Hoffen und Erwarten, nach mühseligen Anstrengungen und vereitelten Bestrebungen am Ende dahin gelangen, uns gestehen zu müssen, wie weit wir dennoch vom Ziele entfernt sind, welches wir uns als den Ruhepunkt bezeichnet hatten, wo endlich der Genuß des

Glückes anfangen dürfe, uns beschieden zu sein. Mit dahingeopferten Kräften und dem schmerzlichen Rückblick auf eine nutzlos verschwendete Zeit, stehen wir zu unserer Ueberraschung vor dem dachundfachlosen Gebäude vermessener Wünsche, zu dem wir kaum einige Steine zusammengetragen haben — froh, nach so langer Zeit endlich noch einen bescheidenen häuslichen Heerd zu finden, an dem wir uns gleich anfangs hätten niederlassen und längst sein Glück genießen können. Doch, ich komme nun auf die kleine Geschichte, welche ich Ihnen erzählen wollte.

Fünftes Kapitel.

Geschichte Adolphs und Nataliens.

Seit einigen Jahren wirkte Adolph als erster Correspondent in einem sehr bekannten Bankhause Deutschlands, und genoß das Vertrauen und die Freundschaft des Herrn vom Hause in dem Maße, wie es seine Rechtlichkeit, seine Talente, seine Klugheit und Bescheidenheit verdienten.

Der Bankherr hatte eine einzige Tochter, ein hübsches, liebenswürdiges Mädchen von zwanzig Jahren,

welches er als den köstlichsten Juwel seiner Schätze mit einer beinah eifersüchtigen Liebe und Zärtlichkeit bewachte.

Eine junge Dame von Vorzügen und einst Besitzerin von Millionen konnte den Spüraugen beutegieriger Frauenjäger nicht lange verborgen bleiben. So war es denn sehr natürlich, daß sich in kurzer Zeit viele Freier meldeten, Leute mit und ohne Empfehlung, reiche und arme, gescheidte und dumme, von denen, sonderbar in der That, die gescheidten meistens arm, die dummen dagegen reich waren.

Natalie wies sie, einen wie den andern, mit Feinheit und Entschiedenheit von sich. Schönheit ohne Geist ließ sie vollkommen gleichgültig. Rang, Geburt und Ansehen hatten keinen Werth für sie. Gold? Sie besaß dessen mehr als sie bedurfte. Ihr galt nur Adel des Geistes und Herzens, Reinheit und Gediegenheit des Charakters.

Der Vater dachte so edel und weise, ihr stillschweigend vollkommen freie Wahl zu lassen, ohne über die Vorzüge oder den Werth des einen oder andern der vielen Freier ein Wort zu verlieren.

Sie sehen, der Mann handelte höchst vernünftig, und seine Tochter war es nicht minder. Aber so einleuchtend auch eine derartige Vernunft ist, will sie doch den meisten reichen Leuten unsrer Zeit nicht zu Kopfe.

Das ist leider nur zu wahr, fiel Karl ein, und ich kann Ihnen nachher ein Gegenstück erzählen, welches nicht so erbaulich klingt. Doch fahre du in deiner Erzählung fort, damit wir hören, was die liebenswürdige Natalie endlich für eine Wahl trifft, denn das Mädchen fängt an, mich zu interessiren.

Nachdem also der Graf Ichweißnichtwie und der Baron Wieheißterdoch, dann der Sohn des reichen Kornhändlers Wucherpelz, ferner der süßduftende Regierungsrath von Stellenschleicher mit einigen Verdienstbändern, wofür, wußte Niemand, im Knopfloche, sammt und sonders mit ganz unterthänigstem Kratzfuße und einem Korbe unterm Arme abgefahren, schlug Natalie eines Abends nach einem Balle, den ihr Vater gegeben hatte, seufzend die Händchen ineinander und machte sich dann in folgenden Worten gegenüber ihrer Zofe Luft:

Ich bitte dich, Fanny, hole mir einen Trunk frisches Wasser, mir ist ganz unwohl von dem Geschwätz jener Zierbengel. Drauf setzte sie sich eine Viertelstunde an ihren Schreibtisch, faltete dann einen Bogen zusammen, siegelte den Brief und übergab ihn der Fanny mit den Worten: Sieh mal nach, ob Herr Adolph schon auf seinen Zimmern ist, wenn ja, gieb ihm diese Zeilen. Einer Antwort bedarf es nicht.

Adolph hegte seit einiger Zeit eine geheime Neigung

für Natalien, allein nie war absichtlich ein Wort über seine Lippen gekommen, das ihr diese Neigung verrathen hätte. Er liebte sie fast ohne Hoffnung auf Erwiedrung und fern von dem Gedanken an die Möglichkeit, sie je zu besitzen. Er begnügte sich mit dem stillen Glück, sie zu sehen, zu bewundern. Er wußte, sie war ihm gut; weiter dachte er nicht, denn vielleicht war er selbst noch nicht ganz zum vollen Bewußtsein dieser Liebe gekommen. Nichtsdestoweniger mußte er sich doch zuweilen verrathen haben, und Natalie besaß Scharfblick genug, den Zustand seines Herzens zu erkennen. Wo gäb' es auch ein liebendes Mädchen, das in solchem Falle nicht den nöthigen Scharfblick bewiesen hätte? Adolph war gerade im Begriff, seine Thüre zu schließen, als Fanny klopfte. Er öffnete, nahm den Brief und löste das Siegel. Er traute kaum seinen Augen, als er aus der Unterschrift Natalien entdeckte, deren Handschrift er noch niemals gesehen. Noch mehr aber wuchs sein Erstaunen, als er das Schreiben zu Ende las. Sein Inhalt lautete:

Mein verehrter Freund! Eine Zeit lang hab' ich in dem Entschlusse geschwankt, offen und ohne jeden Rückhalt mit Ihnen zu reden. Ich würde wohl erst später dazu gekommen sein, wäre nicht kürzlich ein Wendepunkt meines Lebens eingetreten, der es mir zur Pflicht machte. Baron N. hat um meine Hand angehalten und obwohl

mein Vater mir überhaupt freie Wahl gelassen, wünscht er doch, daß ich mich für diesen in jedem Betracht tadellosen Mann entscheide, wenn mein Herz dieser Wahl nicht entgegen sei. So hab' ich denn meinem Vater erklärt, daß ich für den Baron nie eine Neigung empfunden, noch je empfinden werde, und auf die schonendste Weise für die Ehre seiner Bewerbung gedankt. Ich that es mit vollkommener Seelenruhe, weil ich ihm nie die geringste Ermunterung gegeben, und dies schon aus dem einfachen Grunde, *weil ich bereits liebe*. Wer der Gegenstand meiner Neigung ist, ahnen Sie vielleicht, so wie ich, scheint mir, die Einzige bin, welche mit dem Zustand Ihres Herzens vertraut ist, ohne daß Sie ihn je absichtlich offenbart hätten. Seit längerer Zeit heg' ich die Ueberzeugung, daß Sie mir von Herzen gut sind, und da ich Ihre Gefühle erwiedre, konnte die bescheidne Zurückhaltung, in die Sie sich hüllten, nur dazu beitragen, meine Achtung für Sie zu erhöhen, und meine Neigung zu vermehren, denn ich sah wohl, daß es Ihre Absicht war, mir kein Geständniß abzulegen, weil Sie die Mißbilligung meines Vaters fürchteten, in dem Falle selbst, wenn ich Sie erhören würde. Nun liebt mich aber mein Vater zu sehr, um irgend einer Verbindung entgegen zu sein, die das Lebensglück seiner Tochter begründen kann, und die Hochachtung, welche er für Sie

empfindet, ist so groß, daß ich an seiner Einwilligung nicht zweifeln möchte, wenn Sie ihm offen, voll Vertrauen entgegenkommen.

Ihre persönlichen Eigenschaften, Ihr vortrefflicher Charakter sind ihm Bürgen für mein Glück und ersetzen sowohl in seinen wie in meinen Augen den Besitz eines Vermögens, dessen Sie nicht bedürfen. Drum sprechen Sie morgen mit meinem Vater, er wird Sie so freundlich empfangen, wie Sie es wünschen, und Sie dann selbst zu mir führen, den Bund unsrer Herzen zu segnen.

Wenn Sie wollen, Ihre Natalie.

Die baldige Verlobung und nachherige Verbindung Adolphs mit Natalien war die Folge dieser würdigen Eröffnung. Beide leben in der glücklichsten Ehe, und sind einander vollkommen ebenbürtig. Der Vater ist einige Zeit darauf gestorben. Natalie ist eine Zierde der Frauen und ihr Gatte von Allen, die ihn kennen, ebenso geliebt als geachtet. Nun Haupt dieses Bankgeschäfts, steht er in verdientem Ansehen. Gilt es irgend eine edle Handlung oder die Unterstützung redlicher Männer, die in Ermangelung eignen Vermögens ein Geschäft begründen wollen, oder zur Fortsetzung eines solchen fremder Hülfe bedürfen, so ist Adolph stets dazu bereit, und dankbare Männer, alle Redlichen sind dankbar, erzählen von seiner edlen Uneigennützigkeit die schönsten Züge.

Ich kenne ihn wohl, ohne daß Sie seinen Namen nennen, bemerkte Herr Walther, und stehe selbst mit ihm in geschäftlichen Beziehungen.

Das ist ein edler Mann, sagte Carl. Es thut wohl, so seltnen Menschen zu begegnen, in einer Zeit, wo Eigennutz, Geiz und Wucher nur zu sehr überhandnehmen. Was ich Ihnen erzählen wollte, paßt als Gegenstück ganz daher, nur hinterläßt es also nicht den wohlthuenden Eindruck wie Das, was wir hörten.

Sechstes Kapitel.

Nullus argento color est —
Nisi temperato splendeat usu.
Horat.

Herr Perez Avaro war einer der reichsten Kaufleute von Lissabon. Wenn Geld glücklich macht, war Herr Perez einer der glücklichsten Sterblichen, denn er besaß wohl eine Million Thaler; er besaß ferner ein schönes Haus, große Gärten, einige Landgüter und ein sehr einträgliches Geschäft. Auch hübsche Töchter besaß Herr Perez, kurz alles Das, was das Leben verschönt, wenn ein Leben wie dies schön genannt werden darf, und was solche Mittel bieten, seine Genüsse zu vermehren.

Doch ein wesentliches Element des Glückes, des äußern Glückes nämlich, entbehrte Herr Perez, wiewohl ich überzeugt bin, Herr Perez hielt sich dafür reichlich entschädigt durch den Besitz seines verborgenen Mammon; Herr Perez besaß die öffentliche Achtung nicht, ja er war verhaßt wegen seines schmutzigen Geizes, seiner Anmaßung, und wenn auch wegen seines Reichthums beneidet, doch seiner Armuth an Geist und Gemüth, seiner vernachlässigten Erziehung und rohen Manieren halber ein Gegenstand des Mitleids und der Verachtung zugleich.

Gab aber auch Herr Perez im öffentlichen Leben täglich Proben seiner Beschränktheit und Rohheit, so verstand er doch die Kunst, sein Vermögen zu vermehren, aus dem Fundament, eine Kunst, die ihm alle anderen um so behaglicher ersetzte, da er von den sieben freien Künsten ebensowenig wußte, als von den sieben Weisen Griechenlands.

In der Wahl der Mittel war Herr Perez nur insofern schwierig, als sie keine Sicherheit oder wenig Erfolg boten. Die Moral schien ihn weniger zu kümmern. Seine Töchter wuchsen heran, und es fanden sich Freier ein, die sie zur Ehe begehrten. Unter diesen befanden sich einige, die von den Mädchen geliebt wurden. Sie besaßen so ziemlich alle Eigenschaften, die in den Augen

Vernünftiger einen Werth haben, Stand, empfehlendes Aeußere und eine gute Erziehung. Aber sie besaßen das Einzige nicht, was allein ihnen in den Augen des Herrn Perez einen Werth hätte verleihen können, nämlich Reichthum, und so mußten sie denn Andern das Feld räumen, welche diesen allmächtigen Talisman führten. Ob seine Töchter in ihrem Herzen glücklich oder unglücklich werden könnten, das kümmerte Herrn Perez nicht, denn Glück und Geld waren ihm so verschmolzen, daß er Begriffe nicht zu trennen vermochte, die doch oft so weit von einander entfernt sind.

Nachdem nun Herr Perez seine Töchter versorgt! hatte, ohne selbst eine weitere Geldsorge darüber zu empfinden, legte er sich mit aller Leidenschaft auf die Vermehrung seines Mammon, wodurch er es denn auch in urzer Zeit dahin brachte, daß Hunderte ihm zinsbar wurden.

Doch der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht, und vor dem Falle kommt der Hochmuth. Herr Perez hatte so lange dem Elend der Armen durch seinen Geiz hohngesprochen, er hatte so oft die Noth Anderer benutzt, sich zu bereichern, und seine Arbeiter, die doch den Grund zu seinem Vermögen durch den Schweiß ihrer Anstrengungen gelegt hatten, so rücksichtlos und ohne Hülfe gelassen, daß endlich die allgemeine Entrüstung

losbrach, und Herr Perez, einmal weniger vorsichtig in Verhüllung seiner Niederträchtigkeiten, öffentlich des Wuchers beschuldigt wurde.

Es war um diese Zeit, als ich Portugal verließ, und ich weiß nicht, ob es Herrn Perez gelungen, sich von diesem schwarzen Verbrechen weiß zu waschen. Ich habe nur noch gehört, daß er am Pranger der öffentlichen Meinung die Früchte dessen erntete, was er gesät hatte, nämlich: Verachtung, Spott und Schande.

O blinde Habsucht! Wohin führst du doch den Menschen! Von allen Lastern ist mir der Geiz das unbegreiflichste.

Ja, weil es der Vernunft widerstrebt, sich einen Menschen zu denken, der sich selbst beraubt und sogar darbt, um Andere zu bereichern, die am Ende als lachende Erben sein Andenken dadurch segnen, daß sie ihn, bei aller Freude über den gefundenen Besitz, in ihrem Herzen für einen Narren erklären.

Siebentes Kapitel.

Geschichte Eugenia's und Alfonso's.

Die Berge verschwanden im Dunkel der Nacht.

Der Mond stieg empor und goß sein süßes Licht auf den Strom und die dunkeln Forste des Niederwaldes.

Die Luft war so lind, der Himmel so klar, und im tiefen Blau mit Perlen umsät schwebten silberne Wölkchen vom Monde belächelt.

Aus einem Kahne wehten die Töne eines Liedes zu uns. Ein voller Tenor schwoll näher und verwehte dann in leisen Accorden:

Abendroth, Gruß und Tod.

Am Berge lieg ich oft allein
Und schaue auf den Rhein hernieder,
Dann blick ich in das Fenster dein
Und seufze: Wär' ich drüben wieder!

Um endlich aus des Herzens Drang
Zu lösen dieses lange Schweigen,
Und mich befreit von allem Zwang
In offner Liebe dir zu zeigen.

Dann hält mich keine Macht zurück,
Ich eile durchs Gelände nieder,
Im Kahn zu dir, mein süßes Glück,
Und grüße dich und — schweige wieder

Doch, wenn du bald auf jener Höh
Den Stein erblickst auf meinem Grabe,
Dann sprich: Dort ruht von seinem Weh
Erlöst, den ich getödtet habe!

Der andere Morgen versammelte uns zum Frühstück im Garten, und um die Zeit bis zum Mittag zu kürzen, begann Marie mit folgender Erzählung:

Sie sah, liebte und starb.

Eugenia war die einzige Tochter ihrer Eltern, welche von hoher Geburt, nur geringe Mittel besaßen, ihrem Stande gemäß zu leben.

Ihre Mutter starb früh, doch fand sie in der Liebe ihrer Tante einen Ersatz für diesen Verlust.

Ihr Vater stand als General bei den königlichen Truppen in Neapel, und da sie ihre Jugend auf der Villa ihrer Tante verlebte und der General sie nur selten besuchte, weil beide seit langer Zeit nicht in gutem Einvernehmen standen, wurde Eugenia ihm mehr und mehr entfremdet.

Donna Clara indessen, die Schwester ihrer Mutter, entschädigte Eugenien durch mütterliche Sorgfalt und Liebe für die Entbehrung der väterlichen Zuneigung.

Da Donna Clara nie verheirathet war, genoß Eugenia ihre ganze Zärtlichkeit und für Beide war die stille Zurückgezogenheit und ungestörte Ruhe des Landlebens der Inbegriff des höchsten Glückes.

Eugenia kannte keinen höhern Wunsch als den, Donna Clara zu gefallen, und durch tausend kleine

Dienste der Liebe die Größe der Verehrung zu beweisen, die sie beseelte.

Wohl ihr, hätte sie nie eine andere Liebe kennen gelernt!

Eugenia hatte einen einzigen Bruder. Sein Charakter war wenig geeignet, sie einander zu nähern. Sein früher Eintritt unter die Waffen, in einem Alter, kaum den Knabenjahren entrückt, hatte ihn, ehe sein Charakter gegen die Verführungen dieses Standes gestählt war, nach und nach die unangenehme Rauheit der Sitten annehmen lassen, in welcher sich zeitweise viele junge Leute seines Berufes gefielen.

Eines Abends hatten die beiden Frauen den äußersten Punkt der Campagna erreicht, welche die Villa umgab, und befanden sich auf einem vorspringenden Felsen, der weit ins Meer hinausragte, und dessen Fuß von dem Schaume der Wellen benetzt ward.

Man genoß hier eine der reizendsten Aussichten auf die Bucht von Neapel.

In Betrachtung verloren lehnte Eugenia an einer Säule des Porticus, welcher das flache Dach eines Pavillons stützte. Donna Clara war häuslicher Geschäfte wegen nach der Villa zurückgekehrt.

Der Tag begann sich zu neigen, und die Sonne sank allmälig auf die Linie am Horizont, welche Meer und

Himmel scheidet. Als sie endlich in die Fluten tauchte, überstrahlte noch eine Purpurglut den weiten Golf.

Aus ihrem Nachdenken geweckt ward plötzlich Eugenia mit dem Blick zu der nahen Landstraße gezogen, die sich am Fuße des Felsen gegen den Park schlängelte und auf der ein Reiter mit fliegendem Mantel dahereilte.

Als er das Thor des Gartens erreichte, sprang er vom Pferde, band es am Zaune fest und verschwand im Gebüsch.

Wenige Augenblicke darauf vernahm Eugenia das Nahen eiliger Tritte, und ehe sie sich dessen versah, lag der junge Mann zu ihren Füßen.

In ihrer Ueberraschung fand sie nicht Worte, ihr Erstaunen auszudrücken, und bevor sie sich zu sammeln vermochte, begann der Fremde:

Verzeiht einem Flüchtling diese Kühnheit! Ich verließ die Heerstraße, meine Verfolger irre zu führen, und erreichte diesen Park. Ein grausames Geschick zwang mich, in größter Eile Neapel zu verlassen, um meine Freiheit, vielleicht mein Leben zu retten. Bei den Gefühlen des Mitleids und der Großmuth, die je Euer Herz für das Unglück bewegten, beschwör' ich Euch, mir nicht zu zürnen und mir ein Asyl zu gewähren, das mich den Blicken meiner Verfolger entzieht!

Steht auf, Signor! und gefalle es Euch, mir zu

folgen. Dann mögt Ihr meiner Tante Eure Bitte vortragen. In unsrer Wohnung wird Euch Schutz und Obdach werden, denn noch nie betrat das Unglück unsre Schwelle, ohne Theilnahme zu finden.

Der Fremde dankte mit Blicken mehr als mit Worten, nahm sein Pferd am Zügel und begleitete Eugenien nach Hause. Hier verbeugte er sich vor Donna Clara und wiederholte seine Bitte.

Diese, nachdem sie einen prüfenden Blick auf seine Erscheinung geworfen, nahm ihn freundlich auf und verhieß ihm ihren Schutz.

Signora, hub er an, erlaubt mir, hingerissen von der Güte, die Ihr einem Fremden erzeigt, Euch in wenig Worten mein Mißgeschick zu erzählen, damit Ihr die Ueberzeugung gewinnt, daß ich Eurer Theilnahme nicht ganz unwürdig bin.

Mein Vater bekleidete das Amt eines ersten Kämmerers am Hofe von Neapel und ist vor Kurzem dort gestorben. Er hatte mich vor einem Jahre als Sekretair unseres Ambassadore, meines Onkels, nach Madrid gesandt, um mich dort weiter auszubilden. Der plötzliche Tod meines Vaters rief mich vor wenigen Wochen nach Neapel zurück, um unsere Familienangelegenheiten zu ordnen und meine Schwester Mathilde auf unsere Güter nach Sicilien zu geleiten, da sie sich, durch diesen uner-

warteten Verlust aufs Heftigste erschüttert, einen Aufenthalt zu verlassen sehnte, der ihr nur traurige Erinnerungen bietet.

Ich traf alle Anstalten zu unserer Abreise und miethete vor einigen Tagen ein kleines Fahrzeug nach Messina. Wir warteten nur noch auf günstigen Wind, um den Hafen von Neapel zu verlassen.

Als ich heute früh vom Molo nach Hause zurückkehrte, trat ich auf dem Wege in ein Café, um einige Erfrischungen zu nehmen.

Hier fand ich zahlreiche Gesellschaft, und da die laute Fröhlichkeit meine kummervollen Betrachtungen störte, die nur in den wehmüthigen Erinnerungen an meinen Vater verweilen mochten, zog ich mich in eines der hinteren Zimmer zurück.

Kaum war ich einige Minuten dort, als mehre junge Offiziere von der königlichen Garde eintraten und sich an einem der nebenstehenden Tische niederließen. Sie waren in eifrigem Gespräch begriffen, welches sie auch, ohne sich durch meine Anwesenheit stören zu lassen, fortsetzten, und woraus ich soviel entnahm, daß es sich um galante Abenteuer handelte, worin einer vor dem andern eine Hauptrolle gespielt zu haben vorgab.

Was werdet Ihr aber sagen, bemerkte einer laut, wenn ich Euch die fatale Wendung meiner Geschichte

mit Donna Mathilde, der schönen Sicilianerin erzähle!

So wenig mich nun das Bisherige interessirt hatte, so aufmerksam ward ich bei diesen Worten.

Vor einigen Tagen, fuhr der junge Offizier fort, besuchte ich wie gewöhnlich jene Kirche, wo ich früher Mathilden zum ersten Mal gesehen, in der Hoffnung, sie dort zu finden, und ich täuschte mich nicht. Da ich ihr ein Billet gesandt, worin ich sie um eine Unterredung bat, überließ ich mich der süßen Erwartung, sie werde mir eine Antwort darauf ertheilen. Als der Gottesdienst zu Ende war und sie sich näherte, redete ich sie, da der Abend bereits dunkelte, auf dem Heimwege an.

Gegen meine Erwartung brach sie in den heftigsten Unwillen aus. Verschont mich mit Eurer Vermessenheit! äußerte sie. Bereits erklärte ich, Euern Anträgen kein Gehör zu geben. Hier das Billet zurück, welches Ihr mir auf listige Art zuzustellen wußtet! Ich habe mir die Mühe erspart, es zu lesen und sogleich beim ersten Blick auf die Unterschrift meinen Diener beauftragt, es zurückzubringen.

In demselben Augenblick nahte dieser mit meinem Briefe in der Hand. Ich nahm ihn, zerriß ihn in Stücke und warf sie ihr ins Gesicht.

Für diese Beleidigung werdet Ihr meinem Bruder

Rede stehen, rief sie, und verlaßt Euch darauf, er wird Mittel finden, Euch zu züchtigen!

Das wird er! rief ich voll Entrüstung, sprang auf ihn zu und schleuderte ihn zu Boden.

Jetzt entstand ein allgemeiner Aufruhr. Jeder griff zu den Waffen und man drang von allen Seiten auf mich ein. Ich versah mich dessen, drückte mich schnell in die nahe Ecke, um den Rücken frei zu haben, zog meinen Degen und vertheidigte mich mit der größten Unerschrockenheit.

Das Geklirr der Waffen zog bald eine Menge Neugieriger aus den vordern Räumen herbei, die nicht sobald sahen, daß hier ein Einzelner gegen Viele kämpfe, als sie sich herandrängten und die Angreifenden von mir zurückrissen.

Mein Gegner indessen, der sich schnell vom Sturz aufgerafft und mit Wuth auf mich darkam, machte ihnen am meisten zu schaffen.

Ich bahnte mir endlich einen Ausweg und rief laut:

Wißt, Signor, daß ich der Bruder Mathildens bin, die Ihr nicht ungestraft beleidigtet, und wäre auch diese Dame nicht meine Schwester, so würd' ich mich doch nach dem, was ich von Euch gehört, zu ihrem Vertheidiger aufgeworfen haben. Eine weitere Erklärung holt Euch in meiner Wohnung!

Nach diesen Worten war ich im Begriff, das Lokal zu verlassen, doch jener sprang vor, machte einen neuen Ausfall, und durchstach mir die linke Schulter. Ich kannte nun keine Schonung weiter und rannte ihm meinen Degen durch den Leib, worauf er blutend niedersank.

Ihn für todt haltend, ergriff ich eilend die Flucht, und erreichte glücklich meine Wohnung, wo ich mich schleunigst auf ein Pferd warf, um das Freie zu gewinnen.

Das Glück begünstigte mich, ungefährdet zu entkommen, und so erreichte ich diese Villa.

Achtes Kapitel.

Schluß der Geschichte Eugeniens und Alfonso's.

Donna Clara, die nun sah, wen sie vor sich hatte, denn sie kannte die Familie des jungen Mannes, bat ihn, so lange hier verborgen zu bleiben, bis man über die Folgen dieser Begebenheit Nachrichten eingezogen, und schlug ihm vor, einen ihrer vertrautesten Diener an Mathilden abzusenden, der sie von seinem gegenwärtigen Aufenthalt unterrichte, damit sie sich unverzüglich einschiffe, das Fahrzeug an diesem Theil der Küste lande,

wo er sich dann mit ihr vereinigen und so irgend einen Hafen gewinnen könne, um von dort aus später nach Sicilien überzusetzen, sobald man mit Grund vermuthen dürfe, daß der Vorfall in Vergessenheit gerathen sei und die Polizei durch das Urtheil der öffentlichen Meinung zu Gunsten Don Alfonso's (dies war der Name des Flüchtlings) keine weiteren Schritte gegen ihn unternehmen werde.

Don Alfonso erklärte sich sogleich mit diesem Vorschlage einverstanden und drückte wiederholt seinen Dank aus.

Ein Bote ward nun mit einem Briefe an Mathilden nach Neapel gesandt, worin man sie bat, sobald wie möglich unter Segel zu gehen.

Don Alfonso, der sehr der Ruhe bedurfte, ward in das für ihn bestimmte Gemach geführt, wo er gegen alle Nachforschungen gesichert war, und die Damen begaben sich gleichfalls zur Ruhe.

Eugenia vermochte kein Auge zu schließen, denn vergebens suchte sie das Bild des Fremden aus ihrer Seele zu verbannen.

Sein ganzes Benehmen zeigte ihr, daß sie geliebt sei, und eine Prüfung ihrer selbst, daß sie dieses Gefühl erwiedre.

Aber Er, der Verfolgte, wie ein Verbrecher Entflohene, durfte er sich der Leidenschaft für ein Mädchen überlassen, das, wie er glaubte, seiner verzweifelten Lage nur Mitleid und Bedauern widmen könne?

Als der Morgen angebrochen war, kehrte der Bote mit der Nachricht zurück, Donna Mathilde werde wo möglich schon am folgenden Abende eintreffen.

Don Alfonso weilte in Gesellschaft der Damen, die ihn mit jeder Stunde mehr lieb gewannen, und die zunehmende Neigung Eugenia's blieb ihm nicht verborgen.

Indem sie seine Wunde verband, die durchaus keine Gefahr bot, schlug sie seinem Herzen eine andere, die kein Arzt zu heilen vermochte, als sie selbst.

Als der Abend nahte, erschien seine Schwester, welche ihn wegen der Folgen jenes Kampfes beruhigte. Doch hielt Donna Clara es für alle Fälle gerathener, die Abreise wenigstens um einige Tage zu verschieben.

Sobald der Augenblick des Scheidens kam, sagten die Geschwister ihren neuen Bekannten ein herzliches und dankbares Lebewohl; mit welchen Gefühlen auf Seite der Liebenden, bedarf keiner Erörterung.

Don Alfonso war eben im Begriff, Mathilden aus dem Saale zu führen, als plötzlich die Thüre aufgerissen ward, und Eugeniens Vater eintrat.

Als er Alfonso erblickte, den er kannte, riß er seinen Degen aus der Scheide, und bevor sich jener von seiner Ueberraschung erholen konnte, stieß er ihm denselben mit dem Ausruf: Stirb, Mörder! in die Brust.

Die beiden Mädchen fingen den Sinkenden in ihren Armen auf und Mathilde bedeckte mit ihren Händen die Wunde, aus der das Blut in Strömen floß.

Eh man vor Erstaunen und Schrecken Worte fand, fuhr der wüthende General Donna Clara mit den Worten an: Und Ihr? Wahrlich, es ziemte sich, den Mörder Eures Neffen in Eurer eigenen Wohnung zu verbergen! Doch meine gerechte Rache ist befriedigt, und möget Ihr nun an seiner Leiche Eure Barmherzigkeit beweisen!

Hierauf verließ der Rasende den Saal und schwang sich zu Pferde, bevor noch die Damen eine Erklärung fodern konnten.

Wozu bedurfte es auch dieser? Der schreckliche Zusammenhang der Ereignisse offenbarte sich ihnen durch die That. Eugeniens Bruder war es, der in Neapel von der Hand Don Alfonso's gefallen.

Der auf den Tod verwundete Alfonso, welcher noch Zeichen des Lebens gab, ward in sein Gemach getragen und ein Arzt der nahen Stadt herbeigerufen.

Der Zustand Eugeniens war fürchterlich. Alle Bemühungen um Alfonso blieben vergebens. Die Wunde

war tödtlich. Er verfiel in ein hitziges Fieber und rief nur noch mit schwacher Stimme Eugeniens Namen.

Sie erschien an seinem Lager und ergriff seine Hand. Der Schmerz erstickte ihre Worte.

Alfonso, durch den großen Blutverlust entkräftet, konnte endlich nur noch durch Blick und Zeichen die Geliebte bitten, ihm zu vergeben. Dann sank er zurück, seine Hand zitterte in der ihrigen, seine Lippen bewegten sich ohne einen Laut, er blickte sie mit schmerzhaftem Lächeln voll Zärtlichkeit an, und seine Augen schlossen sich für immer.

Mathilde blieb auf die Bitte Donna Clara's als Kind im Hause. Sie bestrebte sich fruchtlos, Eugenien und sich selbst über den erlittenen Verlust zu beruhigen.

Eugenia war nach kurzer Zeit kaum noch im Stande, sich an heiteren Abenden in den Pavillon tragen zu lassen, wo sie stundenlang gedankenvoll ins Meer hinausblickte.

Mathilde pflegte sie wie eine Schwester, aber einige Monate später schon ruhte Eugenia an der Seite des Geliebten, und Mathildens Kränze auf dem Denkmal des Grabes, wo der Staub beider Liebenden sich vereinigt, sind längst verweht von den Stürmen des Meeres.

Neuntes Kapitel.

Eine Partie auf den Niederwald. Religiöse Betrachtungen und Erinnerungen.

Gleich nach Tische begaben wir uns an den Rhein, wo bereits Schiffer mit dem Kahne warteten zur Ueberfahrt nach Aßmannshausen.

Es war Sonntag. Die Glocken der nahen und fernen Dörfer sandten ihre Klänge über den Rhein, und als wir in Aßmannshausen gelandet waren und die gleich hinter der Kirche liegende erste Höhe erreicht hatten, vernahmen wir den einfachen deutschen Gesang der Landleute, welche in der Kirche versammelt waren, Töne einer höchst lieblichen Melodie.

Wir hatten uns auf den Rasen des Hügels niedergelassen. Zu unsern Füßen lag das stille Dörfchen mit der einfachen Kirche, halb vom Gebüsche beschattet, in dessen Tiefe ein kleiner Bach mit süßem Gemurmel dahinrollte.

Vor uns nach rechts dehnte sich das lange enge Thal, auf einer Seite mit den ersten Herbstfarben des Laubwerks geschmückt, auf der andern mit Rebpflanzungen, die den weltberühmten Wein hervorbringen, rings bedeckt.

Alles strotzte von Ueberfluß. Einige Trauben fingen an sich zu röthen und die Obstbäume bogen, von dem überschwenglichen Segen des Jahres belastet, ihre Zweige zur Erde nieder.

Tief links floß der Rhein, diese trauliche Flur im Vorbeiziehn begrüßend, und gegenüber erhoben sich die steileren Höhen des Hundsrück, von Waldungen verdunkelt.

Das friedliche Dorf inmitten dieses reizenden Thales! Ein schönes ruhiges Bild glücklicher Einsamkeit fern von den Wogen und Brandungen des bewegten, stürmischen Meeres: Welt. —

Es spricht etwas ungemein Rührendes aus diesem schönen einfachen Liede, sagte Antonia, und grade zu dieser Stunde und in solch einsamem Thale! In den Kirchen der Städte hören wir fast immer den langweiligen, einschläfernden Gesang der lateinischen Vesper, von näselnden Geistlichen unzähligemal hintereinander zum Ueberflusse wiederholt. Ich kenne keine so geisttödtende seelenlose Weise, denn Melodie darf man's nicht nennen, als das ewige Herüber und Hinüber dieser ermüdenden Responsen; auch hab' ich selten an einem heißen Sommertage einer lateinischen Vesper angewohnt, in der

nicht der größte Theil der Gemeinde nach der ersten Viertelstunde bereits in einen andächtigen Mittagsschlummer versunken wäre.

Das schöne Lied, dessen Worte wir leider nicht gehört haben, fuhr sie fort, wurde von weiblichen Stimmen gesungen und die Schlußstrophe wiederholt vom Chore der Männer. Der Geistliche muß ein Mann von Herz und Gemüth sein, weil er die Leute so liebe Gesänge lehrt. Und das Kirchlein im Gebüsch, am freundlichen Bach dort, in der Einsamkeit ringsum, wie paßt das Alles so harmonisch zusammen!

In dieser feierlichen Stille beim Scheiden der Sonne fühl' ich stets doppelt die Innigkeit und Tiefe jenes für mich köstlichsten aller süßen Gedichte Herwegh's.

Da mein Bruder am Tode lag, der es liebte, wie ich, bat er mich noch in den letzten Augenblicken, ihm dieses Gebet vorzulesen, und als ich die fünfte Strophe endete, schied er in meinen Armen.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten!
O schöner, sanfter, ungefühlter Tod:
Mich in den Schoß des Ewigen verbluten!

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
In vollstem Glanz, in ungeschwächtem Blinken!
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken!

Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken,
O wollte Gott, wie ihn der Sonne Strahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet,
Und auf dem Fittich blütenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und kaum dem irdischen Metall entflohn
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust erklinget!

Du wirst nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Nicht stirbst du einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken!

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen.
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz — muß stückweis brechen.

Und wie kommt es, sagte Marie, daß man statt so vieler faden Kirchengesänge nicht diese unvergleichlichen Verse singt, die mehr Religion athmen, als alle Homilien, Postillen und Gebetbücher, die jemals geschrieben wurden, weil die Anbetung Gottes des Schöpfers aus jeder Zeile spricht?

Fragen Sie, erwiderte Herr Walther, jene Leute, die von der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit Nichts wissen wollen.

Und der Geschmack ist eben verschieden, setzte ich hinzu, dann auch, wie schon der Apostel schrieb, der Glaube nicht Jedermanns Sache. —

In der heimathlichen Sehnsucht an die Jahre meiner Jugend, welche ich im Rheingau verlebte, erinnere ich mich jetzt einer Begebenheit, die ich Ihnen erzählen will:

Auf einem der schönsten Punkte am Rhein liegt eine einfache Kirche, umgeben von Akazien und Mandelbäumen und bis zum Dache von Epheu rings umschlungen.

Dort wohnte ich vor Jahren einer religiösen Feier bei, die mich tief ergriff.

Der katholische Pfarrer des Ortes war früher verheirathet gewesen und nachdem er seine Gattin verloren, trat er in den geistlichen Stand. Er besaß ein einziges Kind, eine liebliche Tochter von achtzehn Jahren. So alt mochte sie sein, als sie starb, und es war ihr Leichenbegängniß, dem ich beiwohnte.

Der trostlose Vater selbst geleitete sein Kind zu Grabe.

Sie war dahingegangen wie eine blühende Rose, die

vom Sturme entblättert zur Erde sinkt. Der Gram hatte ihr Herz gebrochen, in einem Alter, da sie anfing, das Leben zu umfassen mit all den Hoffnungen auf Glück und Freude.

Ihr Geliebter war einige Zeit vorher in die Welt gezogen, durch widrige Schicksale verfolgt, dann in Algier auf dem Schlachtfelde geblieben.

Die Nachricht seines Todes kam über sie wie der tödtende Strahl aus dunkelm Himmel, denn seit der Trennung war das Leben für sie ohne Helle, doch die Ahnung, ihn nie wieder zu sehen, umwölkte ihre Seele, als er schied.

Der alte Mann begleitete die Leiche zum Friedhofe, gefolgt von allen Bewohnern des Dorfes, dessen reizendste Blume sie gewesen.

Der Zug näherte sich dem Grabe, und beim Hinablassen des Sarges in die Gruft segnete ihn nochmals der greise Vater. Seine Augen hatten keine Thränen mehr.

Wie nun die erste Schaufel Erde von seiner zitternden Hand dumpf hinabrollte auf den Deckel des Sarges, der ergreifendste Moment für die Trauernden stets, da entglitt der Spaten den Händen des zitternden Priesters, sein ehrwürdiges, vom Kummer und der Last der Jahre gebeugtes Haupt neigte sich auf seine Brust und er sank entseelt am offenen Grabe nieder.

Einige Tage darauf begrub man ihn an der Seite seiner geliebten Tochter, und ein gemeinsamer Stein bezeichnet die Stätte, wo der Vater und sein Kind, das Alter und die Jugend, ausruhen von der Sorge und dem Kummer dieser nichtigen Welt.

Zehntes Kapitel.

Begegnung mit einer Zigeunerfamilie.

Der einsame Pfad des dunkeln Waldes erhellte sich allmälig und wir traten aus dem dichtbelaubten Dache riesiger Buchen auf den Vorsprung eines Bergkegels, zu dessen Füßen sich die liebliche Landschaft im Strahl der untergehenden Sonne vergoldete.

Die Fahrstraße, welche uns aufnahm, zog sich einer Felsenwand entlang, deren rothe Massen aus dem wilden Gestrüppe der Schlingpflanzen hervorglühten.

Rechts unter uns in der Tiefe zog der Strom durch das enge, tiefe Thal.

Der Blick verfolgte seinen Lauf und verweilte dann mit Entzücken in dem Scheidegruß der Königin des Tages.

In diesem Augenblick belebte die einsame Straße ein eben so seltsames als reizendes Schauspiel.

Ein zweiräderiges Fuhrwerk, von einem durchhungerten Klepper halb gezogen, halb getragen, bildete den Mittelpunkt einer wandernden Gruppe.

Der Zug ward von einem großen Neufundländer eröffnet, der einen Schiebkarren zog, auf dem zwei halbnackte Kinder mit struppigen Haaren kauerten. Eine schmutzige Pferdedecke lag unter ihnen über das Traggestell ausgebreitet.

Das eine Kind spielte in dem zottigen Pelze des Hundes, während das andre ein Eichhörnchen liebkoste, welches auf seinem Schooße saß.

Diesen Schiebkarren mit hochauslaufender Gabel führte ein Mann von ungefähr vierzig Jahren und gedrungnem Körper. Sein wildes, verbranntes Gesicht, umlockt von einem Wald schwarzer Haare, beschattete eine Art Klapphut, dessen ursprüngliche Gestalt nicht wohl zu ermitteln war, denn der Deckel war zur Seite wie von einem Schlage eingedrückt aus der Balgerei mit den Dienern der h. Hermandad, und die über das Ohr herabhängende Klappe zerrissen.

Der sehnige, dunkelorangebraune Hals des Mannes und die schwarzbehaarte Brust, unbekannt mit dem verächtlichen Luxus eines Hemdes, verschmähten die Hülle einer

ehemals quittengrünen Sammetjacke, welche an einigen Stellen, besonders an den Ellbogen zerfetzt und theilweise mit grauem Bindfaden zusammengeflickt war.

Um die Hüften trug der Mann eine braunlederne Geldkatze, welche die Scheide eines großen Messers verbarg, seinen schwarzen, mit silbernen Stiften beschlagenen Griff aber hervorblicken ließ.

Das Beinkleid von schmutzbrauner Farbe war faltenreich, auf den Hüften durch die Geldkatze zusammengehalten und über den Halbstiefeln zwischen Knie und Knöchel aufgebunden.

Das Gesicht dieses Wilden war finster, unheimlich, das Auge Stolz und Verachtung schleudernd.

Einige Schritte hinter dieser Gestalt schlenderte ein junger Mann in halbmoderner, abgetragener Kleidung. Sein Haar war strohblond und fiel von einer niedrigen grünverschossenen Kappe halbbedeckt in steifen Strängen über die Schultern.

Dieser Jüngling, offenbar Seiltänzer, trug einen kurzen engen Sack von zweifelhaft blauer Farbe und weite aschgraue Beinkleider, die aber kaum zu den Knöcheln reichten.

Gelbe zerrissene Schuhe von ungegerbtem Leder, offenbar früher auf dem Seile getragen, flößten wahr-

haft Mitleid ein für seine wunden Füße auf so steinigem Boden.

Sein Gesicht war lang, bleich und voller Sommersprossen, die Haltung der ganzen Figur die der Flegeljahre. Die Peitsche in der Hand bezeichnete ihn als den Führer des Karrens.

Der Klepper, ursprünglich ein Schimmel von gelblicher Farbe, schien mit dem Seifen-, Striegel-, Kamm- und Bürsten-Gebrauch ebenso unbekannt wie sein Herr.

Der mit grauer Leinwand überspannte Karren war vorn weit offen und ich erblickte auf dem Hauptsitz, insofern es noch andre Sitze gab, ein uraltes verrunzeltes Weib von scheußlicher Gestalt, mit großen schwarzfunkelnden Augen und einem Knaben auf dem Schooße von ungefähr zwölf Jahren.

Neben dieser Vogelscheuche, welche sich neugierig vorwärts bog, saß etwas zurückgelehnt ein schon verblühtes, aber noch hübsches Weib mit einnehmenden Zügen und einem Säugling an der Brust. Diese Frau schien sehr leidend. Ihr rechtes Bein, mit einer Art Sandale nach spanischer Weise bekleidet, hing an der Stelle, wo einst der Steigtritt des Fuhrwerks angebracht war, vor dem Rade herunter, während das linke mit halbgebogenem Knie den Fuß nach dem Klepper vorstreckte.

Der Anzug beider Weiber war bunt.

Auf einem der vorspringenden Hölzer des Fuhrwerks saß ein kleiner Affe, der die Krallen der einen Pfote in das Leintuch kniff und mit der andern die Kette hielt, welche von seinem Halse auf die halbe Entfernung zur Erde herabhing. Er lehnte sich vor wie zum Sprung und fletschte die Zähne.

Weit hinter dem Karren wandelte behenden gewiegten Schrittes ein liebliches Mädchen von höchstens sechszehn Jahren, zarter, schlanker Gestalt, mit hochgeschürztem Rock und knappanliegendem Mieder, ersterer von grünrothweißgestreiftem Zeuge, letzteres von schwarzem Sammet, vorn tief ausgeschnitten, mit silbernen Knöpfchen besetzt, und den strebenden Busen halb verhüllend.

An zarter Taille, von der unweiblichen Schnürbrust noch nie entstellt, hing über die Hüfte herab ein seidner Shawl mit Fransen besetzt und in einen Knoten geschürzt.

Die Arme, und welche Arme hatte die Anmuthige! zwischen Vollendung und Fülle, waren zur Schulter nur von den weißen Hemdärmeln bedeckt; die schmalen Füßchen von braunen Schnürstiefeln mit hohen Absätzen umschlossen.

Mit der linken Hand hob sie einen Strauß wilder

Rosen an den Mund, in der rechten trug sie eine Reitgerte mit silbernem Knopfe.

Ein niedliches braun= und weißgeflecktes Hündchen sprang links und rechts ihr zur Seite.

Die ganze Erscheinung dieses wonnigen Mädchens war von beinahe idealer Schönheit; das Antlitz blaß, doch von der Hitze des Tages geröthet; das Haar fiel unter einem turbanartig um's Haupt geschlungenen Tuche hervor in reichen dunkelbraunen Locken über die blendenden Schultern.

In den tiefblauen Augen lag ein reicher Himmel, eine Welt von Glück, Schmerz, Wehmuth, Freude und ein kummervolles Lächeln umspielte den rosigschwellenden Mund. Unglück und Schönheit! Ihr seid heilig!

Den Schluß des Zuges bildete ein alter Mann mit schneeweißem Haar. Sein Scheitel war entblößt und in der Linken trug er den Hut. Er blickte gen Himmel, Rache flehend auf eine grausame Polizei.

Am westlichen Himmel zog eine dunkle Gewitterwolke herauf, und zuweilen zuckte aus ihr ein Blitz mit kaum hörbarem Donner. — —

Lebt wohl, ihr Heimathlosen!

Der, welcher die jungen Raben speist und die Lilien

auf dem Felde kleidet, die so wenig spinnen und arbeiten wie Ihr, wird auch Euch Brod und Hülle gewähren.

Dir aber, holde Preziosa, Dank für die anmuthige Erwiederung meines flüchtigen Grußes!

Eilftes Kapitel.

„Ein Augenblick gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.“

Als der Zug vorüber war, sahen wir Karl und Marie weit von uns nach der Richtung wandeln, wo der Wald sich öffnet und einen freien Blick auf den Rheingau gewährt. Auch Antoniens Vater hatte sich entfernt, um noch die Aussicht von der Ruine Rossel zu genießen, welche kaum einen Büchsenschuß entfernt lag. Ich war nun mit Antonien allein. Wir beschlossen, Herrn Walther aufzusuchen, um mit ihm dann im Tempel uns den Andern zu vereinigen. Sie nahm meinen Arm und wir schlenderten nach der Ruine zurück.

Wenige Stunden noch, Antonia, und Sie werden scheiden von mir, vielleicht um uns niemals wieder zu begegnen!

Sie schwieg und lehnte sich sanft auf meinen Arm,

der so ihre Brust berührte und die Schläge ihres Herzens empfand. Sie bog ihr Gesicht zu mir. Unsere Blicke weilten in einander zärtlich und voll Wehmuth.

Der Augenblick war gekommen, welcher unsere Herzen ganz vereinigte.

Das Geständniß der Gefühle, die mich beseligten, schwebte auf meinen Lippen, doch die Worte fehlten mir.

Alle Eindrücke auf der Reise drängten sich in rascher Folge aneinander zum Bewußtsein, daß wir uns gehörten.

Die Ueberzeugung, daß wir mit jedem Schritte uns ihrem Vater näherten, und dann die Gunst dieses Augenblicks, die Möglichkeit einer Erklärung verscherzt sei, ergriff mich und vollendete mein Schwanken zum Entschluß:

Ihr Vater nennt Sie Toni. Lassen Sie mich in diese süßen Töne die Laute meiner Seele hauchen! Toni, Geliebte! Sie dulden dieses Wort, welches Alles enthält, was viele andere nur umschreiben würden. In diesem Druck Ihrer Hand liegt die Versicherung einer Empfindung, die Ihre Sprache versagt.

Friedrich, mein Geliebter! Wie glücklich bin ich, daß wir allein sind! O könnte dieser Augenblick ewig dauern! Mein Herz ist zu voll. Ich kann nichts sagen. Wir verstehen und empfinden uns. Genügt es nicht, zu

wissen, wie innig wir uns lieben? Unbegreiflich bin ich mir selbst! Bis zu diesem Augenblicke war ich noch ein anderes Wesen. Nie konnte ich darüber hinaus denken, daß ich noch ein Kind sei. Die Liebe hat mich vollendet zum Weibe. Welche Wonne beseelt mich in diesem Gefühle!

Ich umfaßte sie zärtlich und wir weilten auf der Stelle. Die Abendröthe übergoß ihr Gesicht, und verschmolz mit den Strahlen ihrer Augen. Ihre Gestalt lehnte an mir und ihre vom Abendwinde bewegten Locken fächelten meine Wangen.

Ihr Antlitz ruhte an meiner Brust. Meine Lippen berührten ihre Stirne. Ihr Köpfchen erhob sich und ihr Mund drang meinem Kusse entgegen.

Die Sonne sank, wir setzten unsern Weg fort und erreichten den Thurm.

Von Herrn Walther war keine Spur zu sehen. Er mußte einen andern Weg, welcher zum Tempel führte, gegangen sein, in der Meinung, uns dort zu finden. Wir waren allein, lange, ohne der mahnenden Zeit zu gedenken. Der Abend war so schön! Der Strom zog tief unter uns im Thale vorüber, bedeckt schon vom Schleier der Dämmerung. Schon erglänzte der Mond im reinen Blau. Sein Schimmer übergoß Ruinen und

Berge und einzelne Strahlen durchdrangen das Gebüsch, wo wir ruhten.

Antonie lag auf dem Moose, welches ich ihr zum Lager bereitet hatte, ermüdet vom langen Wege, und ich saß zur Seite auf dem Rasen, indem ich ihre zarte Hand an meine Lippen drückte.

Dein Vater, Süße! wird er unsere Liebe segnen? Du weißt, Antonie, denn ich habe es während der Reise schon geäußert, als ich deine Liebe entstehen sah, daß ich nichts besitze, kein Vermögen, kein Amt, keine Aussicht auf Stellung.

Dies würde unsere Vereinigung nicht hindern, Friedrich. Daß du arm bist, macht dich mir nur um so werther. Mein Vater ist reich, sehr reich, und ich — bin sein einziges Kind.

Du hast Talent, Anlagen, Fähigkeiten. Trotz allem Diesem, was mich ermuthigen sollte für unsere Zukunft, bemächtigt sich in diesem Augenblicke meiner eine Ahnung von Unheil, das uns droht. Unerklärbar, räthselhaft! Vor einigen Minuten noch war ich vollkommen glücklich. Und jetzt? Ein Gefühl der Angst überfällt mich, das ich nicht erklären kann. Sterben möcht' ich in deinen Armen, Geliebter! weil ich dich nicht lange besitzen werde. Dies steht klar vor meiner Seele. Warum und wie, ist mir

dunkel. Es ist mir, als sähe ich dich heute zum letzten Male!

Sie schluchzte und ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen.

Doch nein! lispelte sie. Warum uns diese schöne Stunde verbittern! Laß sie uns genießen, seit das Leben einen Werth hat! Geliebter, komm! Bin ich nicht schon dein Weib, mag auch kommen, was da wolle? Laß mich alle Seligkeit finden, welche das Wort Gemahl in sich schließt! Laß uns noch glücklich sein, ehe das Schicksal uns auseinanderreißt! Laß uns die Wonnen kosten, die ich ahne. Worin bestehen sie?

Mit diesen Worten schlang sie ihre Arme um mich. Wir verloren uns in dem Strome der Hingebung, und indem wir uns vereinigten in dem Bedürfniß der Liebe, vergaßen wir Alles und die Welt um uns her. —

Kann dir Besitz für's ganze Leben
Gewähren launenhaftes Glück?
Entbehren sollst du's und erstreben,
Erhaschen für den Augenblick!

Es füllet nicht den Raum von Jahren,
Dein Dasein nie gemächlich aus;
In Dornen blüht es und Gefahren,
Schmückt nicht den Busen dir als Strauß.

Nur flüchtig naht es, grüßt und lächelt,
Erfreut dich nur, so kurz es weilt,
Wie oft ein Zephyr dich umfächelt,
Die Wange küßt und — weiter eilt.

Zwölftes Kapitel.

Antoniens Tod. Friedrichs Begegnung mit einem räthselhaften Menschen. Sein Entschluß, Bingen zu verlassen. Unverhoffte Einladung auf der Straße nach Mainz.

Seit sich Antonia Walther von mir getrennt hatte, waren einige Wochen verflossen. Acht Tage später, als ich ihr in Rüdesheim Lebewohl zurief, hatte sie mir aus Frankfurt geschrieben, daß sie an einer heftigen Erkältung gefährlich erkrankt das Bett hüte und mich zu sehen wünsche, doch traf mich ihr Brief erst fünf Tage drauf, als ich von Coblenz zurückgekehrt war, wohin ich von einem Freunde geladen worden.

Als ich nach Frankfurt kam, fand ich nicht sie, sondern das Grab der Geliebten. Herr Walther war gleich nach der Beerdigung abgereist. Er hinterließ mir einige Zeilen mit der Bitte, ihn zu besuchen, sobald ich nähere Nachrichten von ihm aus der Schweiz erhalten haben werde, wohin er sich noch in diesem Jahre von allen Geschäften zurückgezogen für immer begeben wolle.

Nachdem ich Antoniens Grab mit Thränen und Blumen bedeckt hatte, eilte ich nach Bingen zurück. Dort besuchte ich alle Punkte, wo wir zusammen geweilt hatten. Als ich auf den Niederwald kam und den Raum bei der Ruine betrat, wo wir das Glück der Liebe genossen hatten, sank ich von Trauer und Schmerz überwältigt an der Stelle zu Boden, die an demselben Tage, einen Monat früher, unser Lager gewesen war.

Alles trat nun doppelt lebendig vor meine Erinnerung, jeder Blick, jedes Wort, jede Thräne. Vielleicht war der Ort seitdem von Niemand betreten worden, auch lag er, zwar nah der Ruine, doch einsam im Gebüsche versteckt.

Noch fanden sich einige Blumen und Blätter zerstreut und verwelkt auf dem Rasen und dem Moose. Ich hatte sie für Toni gepflückt am Bache im Thal und auf den Pfaden des Berges in Wiesen und Wald. Ich sammelte diese verdorrten Zeichen und Pfänder unsrer erblühten Liebe als Reliquien der Anbetung für ein Wesen, dessen schöner und blühender Leib nun schon dem Staube verfallen war und heiligte sie wieder an meinem Herzen.

Schon umhüllte der Abend die Erde, als ich aus den Träumen des verlorenen Glückes zu neuer und qualvoller Wirklichkeit erwachte.

Ein Mann stand neben mir in sonderbarer Kleidung.

Ich sah im Ueberblick, daß sie eigenthümlich und selten war, doch würde ich sie nicht genau beschreiben können, wenn nicht ein Anderer sich ihrer nachher erinnert hätte, denn das Gesicht und die Haltung, der geistige Eindruck erregten mich zu sehr, als daß das Kleid des Fremden meine Aufmerksamkeit hätte fesseln können. Nur so viel erfuhr ich später, daß er einen schwarzen, zur Seite vorn heruntergebogenen Filzhut, einen dunkeln Rock von niegesehenem Schnitt und hohe Faltenstiefel getragen.

Der Mann, welcher zwischen vierzig und funfzig Jahren schien, einen etwas mit Grau untermischten Bart trug, der Lippen, Kinn und Wangen umhüllte, erschien mir, als ich ihn näher betrachtete, mit edlen, aber unsichern Zügen von orientalischer Raçe. Die Nase war gebogen, der Blick tief und feurig zwar, doch wie durch Nachtwachen oder Kummer ermattet, der Ausdruck der Züge sonst milde und freundlich.

Ich grüße Sie, Jüngling! sprach er.

Wen habe ich die Ehre —? fragte ich.

Ehre? Mein Name ist Ihnen fremd, fuhr er fort, und wenn ich ihn auch nennen wollte, Sie würden ihn niemals behalten; der Ihrige, wenn ich bitten darf?

Friedrich von Horst.

Ich kenne ihn, weil ich Ihren Vater kannte, der mir einst eine Wohlthat erwies.

Sie kannten meinen unvergeßlichen Vater? Erzählen Sie!

Es genüge Ihnen, daß ich ihm dankbar bin! Sie seh' ich heute zum ersten Male nach einem Unglück, das, wie es scheint, Sie betroffen. Wenn ich Ihnen je wieder begegne, wird es unmittelbar vor einem Glücke oder vor dem Eintritt eines Unglücks sein. Doch bin ich kein Prophet. Gott allein weiß, was er über uns als Das, was wir Schicksal nennen, verhängt. Leben Sie wohl! Ich eile.

Ihren Namen noch einmal erbitt' ich.

Meinen Namen? Ich eile.

Mit diesen Worten war der Mann hinter der Ruine verschwunden. Ich hörte keine Schritte und sah nichts mehr von ihm.

Als ich auf dem Heimwege durch den Forst hinabstieg, begegnete mir ein Förster, den ich vom letzten Mal kannte und am Morgen besucht hatte.

Ist Ihnen Niemand im Walde begegnet, eine Gestalt so und so gekleidet mit sonderbarem Gesicht? fragte der Förster.

Freilich, und sprach mit mir. Niemals sah ich einen so außergewöhnlichen Menschen. Wer ist er? Kennen Sie ihn, Herr Förster?

Ich kenne ihn nicht. Niemand kennt ihn. Ich

fragte ihn heute, als er an meiner Wohnung vorüber kam, nach seinem Namen, weil ich ihn verdächtig hielt, und er antwortete mir ernst und feierlich, indem er weiter schritt: Mein Name? Ich eile.

Dasselbe antwortete er mir. Für was halten Sie diesen Mann?

Ich? sagte der Förster. Ich halte ihn für den ewigen Juden.

Sie haben Recht! Wenn's einen giebt, muß es dieser sein, kein Andrer. Aber sein Name?

Ich eile, rief der Förster lachend und verschwand. Ich rief ihm gute Nacht und erreichte in einer Stunde das Dorf. Hier waren die Leute erregt und bewegt auf den Gassen. Ich trat in ein Wirthshaus und foderte Wein. Nur ein kleines Mädchen bediente mich. Ihr Vater sei vor einigen Stunden tödtlich erkrankt.

Dann erschien die Dienerin und sagte mir, daß der Wirth plötzlich wahnsinnig geworden sei. Er habe auf der Bank vor dem Hause gesessen, als ein Fußreisender vorübergekommen sei und sich um Gotteswillen einen Trunk Wein erbeten habe, welcher ihm ohne Geld verweigert worden. Der Fremde sei dann weiter mit den Worten: Fluch über Euch! Ich eile. In diesem Augenblicke sei der Wirth zusammengesunken und dann wild aufgesprungen wie ein Wahnsinniger, so daß man sich

gewaltsam seiner bemächtigen und ihn habe einsperren müssen.

Mein Durst war gelöscht und ich verließ das Haus. Am Rheine nahm ich einen Kahn und fuhr nach Bingen, wo ich Briefe fand, die ich noch Abends beantwortete und mich dann ermüdet zur Ruhe begab.

Ein neuer, zwar kurzer, doch inhaltreicher Abschnitt des Lebens lag hinter mir. Ich begriff die Nothwendigkeit, einen Plan zu fassen und zwar schon morgen, damit nicht längerer Aufenthalt in Gasthöfen und Reisen ins Ungewisse meine Mittel nach und nach erschöpfen würden.

Vorerst mußte ich fort von hier, denn auf jedem Schritte und mit jedem Blicke bestürmten mich die traurigsten Erinnerungen. Orte und Lagen, die nur Schmerz und Trauer wecken, sind nicht geeignet, frische und kräftige Entschlüsse zur Reife zu bringen. Andere Luft und Umgebung, neue Menschen und Eindrücke, das Treiben einer von bestimmten Zwecken bewegten Menge sind erforderlich, uns zur Thätigkeit anzuspornen. Nichts ist der Jugend hemmender als Melancholie. Nichts hindert sie mehr in der Entwickelung ihrer Kräfte als Unthätigkeit und Träumerei. Und wenn ich auch diese Ueberzeugung erst in späteren Jahren gewann, so fühlte ich doch damals schon, daß ich mich mit Gewalt von den

Betrachtungen meiner jüngsten Vergangenheit losreißen müsse.

Ich beschloß also, diese Gegend zu verlassen und mich einstweilen der Leitung des Zufalls zu vertrauen, bezahlte daher meine Rechnung, packte meinen Ranzen, hing ihn über die Schulter mit frischer Wanderlust und begab mich hinaus auf die Landstraße.

Kein bestimmter Reiseplan schwebte mir vor. Für heute wollte ich nach Mainz und von dort weiter nach Süden. Der Tag war drückend heiß. Noch eh ich gegen Mittag ein Dorf erreichen konnte, überwältigte mich die Hitze. Ich setzte mich daher zum Fuße eines Hügels an der Straße im Schatten einiger Bäume nieder und hatte eben ein Buch aus meinem Tornister gezogen, als ein schöner Reisewagen mit vier Extrapostpferden von Bingen her näher rollte, und jetzt langsam im Schritte weiter fuhr, weil hier der Weg zu steigen begann.

Als der Wagen mir gegenüber war, sprang ein Diener herunter und näherte sich mir mit den Worten: Meine Herrschaft läßt Sie fragen, ob Sie ermüdet vielleicht nicht einen Platz im Wagen einnehmen wollen?

Diese mit großer Freundlichkeit gesprochene Einladung hieß mich, einen raschen Blick auf den Wagen werfen, in dem eine Dame ganz allein saß. Ich stand auf,

näherte mich und begrüßte sie für die Einladung dankend und annehmend. Der Diener öffnete den Schlag, ich stieg ein und befand mich neben einer noch sehr hübschen Frau von ungefähr vierzig Jahren.

Sie wollen nach Mainz? fragte sie.

Zu dienen, und ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Güte, gnädige Frau.

Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie Student sind? Denn Fußreisen zum Vergnügen sind ja die beliebtesten Erholungen dieser Herren.

Verzeihen Sie. Ich habe früher studirt und bin Offizier, d. h. ich war Offizier, denn ich nahm vor Kurzem meinen ehrenhaften Abschied aus der preußischen Armee, weil mich der einförmige Garnisondienst nicht länger befriedigte. Seitdem bin ich auf Reisen, doch ohne irgend einen Plan.

Sie haben studirt, waren Offizier und sind, wie es scheint, aus edler Familie. Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr? Der meinige ist Auguste, verwittwete Gräfin von Dallheim.

Ich heiße Friedrich, Freiherr von Horst.

Das ist wohl ein westphälischer Name?

Ganz richtig. Ich stamme daher.

Stehen Sie nun ganz allein in der Welt?

Leider! Mancher würde sagen: Gottlob! Ich für meine

Person habe schon zu schmerzliche Verluste erlitten, um im Alleinsein einen Vorzug zu erblicken. Was ich nicht suchte, fand ich, und was ich fand, verlor ich bald durch die Tücken des Schicksals. Das ist so ungefähr der Inhalt meiner Vergangenheit.

Und was beschließen Sie für die Zukunft? wenn Sie mir diese Frage nicht übel nehmen.

Ich bin eben noch ohne Entschluß, und harre irgend einer Gelegenheit, die einen bestimmten Entschluß in mir hervorrufen soll.

Diese kann oft lang auf sich warten lassen, zuweilen aber tritt sie auch unerwartet ein, und es kommt nur auf Geistesgegenwart an, sie im Augenblicke als den Wink der Bestimmung zu erkennen. Sie sind offen gegen mich, Herr von Horst, lassen Sie mich ebenso offen sein. Sie sind ein gebildeter und angenehmer junger Mann, haben Geist und Kenntnisse, wie ich vermuthe. Ich verlor kürzlich meinen Sekretair, die Stelle ist noch unbesetzt. Ich biete sie Ihnen an für so lange, als Sie nichts Geeigneteres finden. Ich führe einen ziemlich ausgedehnten und häufigen Briefwechsel, doch da ich gerne, leicht und schnell schreibe, thue ich das Meiste selbst und überlasse nur weitläufige und geregelte Unterhaltungen mit auswärtigen Literaten und Gelehrten der Feder meines Gehülfen. Sind Sie auch schöngeistig gebildet und musikalisch?

Ich genoß früher eine schöngeistige und künstlerische Bildung im elterlichen Hause und in Düsseldorf, besitze eine leidliche Stimme und begleite sie mit der Guitarre in ziemlicher Gewandtheit.

Dieses ist mehr als genügend, um Ihnen Ihre Stellung bei mir in vieler Beziehung angenehm zu machen. Ueberdenken Sie nun ruhig Alles, was ich sagte. Wir werden gegen Abend in Frankfurt eintreffen, wo ich einen großen Theil des Jahres auf einem, mir gehörenden Gute ganz in der Nähe der Stadt wohne. Wenn Sie Freund der Natur sind, wird Sie die Lage befriedigen, hoff' ich. Den Herbst noch bleibe ich dort, und den nächsten Winter werd' ich in Italien, in Florenz, Rom und Neapel verleben, wohin Sie mich begleiten. Ueber alles Nähere können wir morgen reden.

Dreizehntes Kapitel.

Friedrichs Aufnahme bei der Gräfin von Dallheim, die ihn mit ihrem Vertrauen beehrt. Er fühlt sich in einem äußerst behaglichen Zustande. Abenteuer auf einem Frankfurter Balle.

Ich traf mit der Gräfin von Dallheim Abends um acht Uhr auf ihrer Villa bei Frankfurt ein, nachdem wir

in Mainz zu Mittag gespeist und mehrere Stunden geruht hatten.

Meine Gebieterin lud mich zum Thee. Wir waren unter uns.

Ich lebe etwas zurückgezogen hier seit dem Tode meines Gemahles, hub sie an, gebe und empfange sehr wenig Besuche. Einige genauere Bekannte in Frankfurt, meistens Damen, dann wenige Künstler und Literaten zerstreuen zuweilen meine Einsamkeit. Ich bin nicht reich, wie man glaubt, doch genügen die Einkünfte, welche ich besitze, meinen Bedürfnissen. Da Sie ein Freund und Liebhaber der schönen Künste sind, werden Sie in meinem Hause Manches finden, was Ihnen Befriedigung gewähren kann. Ich besitze Weniges nur, doch dies ist gewählt und erlesen. Eine kleine Sammlung guter Gemälde und Kupferstiche, eine beschränkte Zahl geistvoller Bücher, ziehe ich großen Gallerieen und Bibliotheken vor. Ein einziges schönes Bild, sei es historisch, oder eine Landschaft, oder häusliche Gruppe, kann mich mehr erquicken und befriedigen, als eine Reihe von Darstellungen, deren Gegenstand mich trotz ihres Kunstwerthes, den man sich einbilden muß, an und für sich kalt läßt. So verschieden der Geschmack ist, so weit bin ich entfernt, eine andere Bildung und Richtung zu verdammen, nur begreife ich nicht, wie gebildete Leute zuweilen ihre Wände

überdecken können mit Jagd- und Thierstücken, wo weniger die Landschaft als diese wilden und zahmen Bestien in Erscheinung treten. Der Mensch, die Natur, Himmel, Meer und Land, häusliche Scenen müssen doch jedem gebildeten und gefühlvollen Menschen innigere und wärmere Eindrücke erregen, als solche Menagerien sie jemals gewähren können.

Ich lebte lang in Italien. In Florenz lernte ich meinen Gemahl kennen, da ich kaum sechszehn Jahre zählte. Sein Bild hängt über meinem Schreibtische in dem Arbeitszimmer, wohin ich Sie morgen bitten werde, um über meine schriftlichen Angelegenheiten mit Ihnen zu reden, sobald wir gefrühstückt haben. Ich will Sie durch einen Diener jeden Morgen um acht Uhr zum Kaffee rufen lassen. Sind Sie gerade verhindert, oder lieber allein, dann bleiben Sie ruhig auf Ihrem Zimmer und lassen sich Ihr Frühstück dahin oder in den Garten bringen, wo Sie wollen. Ich werde es eben so machen, wenn ich für mich sein will. Persönliche Freiheit im weitesten Sinne und in jeder Beziehung schätze ich zu hoch, um sie nicht Jedem zu gewähren, mit dem ich in Gesellschaft lebe. Sie allein erhebt und kräftigt den Menschen in allen Verhältnissen, sie weckt und festigt den persönlichen Stolz und das Bewußtsein unseres Werthes, unserer Würde.

Drum werden Sie auch nur in meinem oder Ihrem Arbeitszimmer Sekretair sein. In Gesellschaft sonst und wenn Sie bei den Besuchen erscheinen, die ich empfange, sind Sie mein Gast und Hausfreund.

Nun zur Ruhe, wir sind wohl Beide etwas erschöpft von der Reise! Ein Diener, der von heute an zu Ihrer alleinigen Verfügung steht, wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen und Alles ordnen, dessen Sie zu Ihrer Bequemlichkeit bedürfen. Auch stehen Wagen- und Reitpferde zu Ihren Diensten. Ich habe deren besonders für mich, Sie andere für sich. Bis morgen nun. Schlafen Sie wohl, Herr von Horst!

Die Gräfin erhob sich und verschwand.

Ich folgte dem Diener auf mein Zimmer, welches Aussicht in den Garten und auf die Taunusberge bot. Nebenan stieß das Schlafkabinet. Beide Zimmer enthielten alle erforderlichen Bequemlichkeiten, Sophas, Ruhstühle, Schreibtische, Pulte, Schränke und ein Bad. Ich war wirklich untergebracht wie ein Prinz.

Als mein Diener, ein ganz junger Bursche mit Namen Leonhard, mich entkleidet hatte, entließ ich ihn, zog einen neuen schönen seidenen Schlafrock an, den er mir gebracht hatte, und streckte mich in der Länge auf ein Sopha hin, mich in die sanften und wonnigen Empfindungen ganz

zu versenken, die durch meine glückliche Lage und Alles, was mich umgab, in mir hervorgerufen wurden.

Du mußt gestehen, Friedrich, sagte ich zu mir selbst, daß du hier in eine Stellung gerathen bist, die Alles in sich vereinigt, was du nur wünschen könntest. Du wirst hier leben wie der Vogel im Hanfsamen. Der Papst lebt kaum herrlicher in der Welt. Wollte Gott, dieser unvergleichliche und beneidenswerthe Aufenthalt könnte ewig währen! Wenn auch nicht ewig, viele Jahre doch, denn die Gräfin, der Himmel segne und erhalte sie, ist noch nicht alt. Wenn sie nur nicht wieder heirathet, dann bin ich ohne Sorgen, denn ein kommender Herr Gemahl könnte plötzlich über Nacht meiner Herrlichkeit ein Ende machen, was sogar sehr wahrscheinlich ist, wenn ich nicht selbst zufällig dieser Gemahl werde. Einstweilen Klugheit und Vorsicht, und wir werden mit Fortuna's Gunst das Glück schon zu fesseln suchen. Der ewige Jude hat wahr gesprochen, denn nicht eine spätere, schon heute schon seine erste Begegnung bringt mir ein Glück, das mich überraschen muß. Möchte ich ihn niemals wiedersehen! Doch dauerst du mich von Herzen, armer Verbannter! Zwar dein Verbrechen war groß, unmenschlich, doch auch die Strafe ist schrecklich! Könntest du einmal im Grabe die Ruhe finden, nach der du dich schon an die achtzehn Jahrhunderte lang sehnen mußt!

Wie er's nur macht, so ohne Geld und Sicherheitspapiere durch die Welt zu kommen? Mit dem Ich eile speist man wohl Leute ab, wie ich und der Förster. Es ist ein kurzer und trefflicher Paß, so lange er respectirt wird, aber irgend einem griesgrämigen Feldjäger oder Polizeidiener einer deutschen Residenz könnte es doch einmal einfallen, den armen Flüchtling beim Kragen zu nehmen und in Numero Sicher zu bringen, bevor man eine Hand umdreht.

Aber das steht fest, wenn ich ihn je wieder kriege, soll er mir Rede stehen über meinen Vater, von dem er in so anerkennenden, aber dunkeln Worten gesprochen hat.

Ich eile! — erscholl in diesem Augenblick eine Stimme vor meiner Thüre, die ich nach steter Gewohnheit verschlossen hatte, dann klopfte es wiederholt.

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sagte ich innerlich, sonst kommt er, ging zur Thüre und öffnete.

Mein Diener trat ein. Ich eile, Ihnen noch zu melden, Herr von Horst, daß die gnädige Gräfin morgen früh schon um acht Uhr in die Stadt fährt, und daher um sieben frühstücken wird. Sie läßt Sie bitten, mit ihr den Kaffee zu nehmen und sie dann nach Frankfurt zu begleiten.

Mit Vergnügen! Ich werde bereit sein. Wecken Sie mich um sechs, Leonhard! Gute Nacht!

Ich warf meinen Schlafrock ab und eilte zur Ruhe in ein herrliches Bett, froh, mit dem bloßen Schrecken davon zu sein, und schlief wie ein Dachs bis zum Aufgang der Sonne. Leonhard fand mich noch im Bette. Rasch sprang ich auf, kleidete mich an und ging in den Garten, bis ich zum Frühstück gerufen ward.

Entschuldigen Sie, Herr von Horst, daß ich Sie gestern Abend noch stören ließ und zwar in der so nöthigen Ruhe nach den Anstrengungen des Tages! Doch, ich bedarf Ihrer Hülfe im Ankauf eines Reitpferdes. Nachdem Sie schon oben waren, brachte man mir ein Billet von einem Bekannten in der Stadt mit der Nachricht, daß ein sehr schönes Reitpferd, Trakener Raçe, welches ich schon öfter bewundert habe, heute feil sei, und wahrscheinlich schnell einen andern Käufer finde, wenn ich mich nicht beeile. Wir wollen rasch frühstücken und in die Stadt fahren. Ich werde Ihnen das Haus zeigen lassen, wo das Thier steht, und Sie bitten, es für mich zu kaufen. Ich gewinne auf diese Art, wenn ich mich selbst ferne halte, durch Ihre Vermittelung wenigstens fünfundzwanzig Louisd'or, da der Eigenthümer weiß, wie gerne ich im Besitze des Thieres wäre. Schon weil keine Dame den Kauf schließen will, wird er es Ihnen

um einen viel geringeren Preis lassen. Sie sind Kenner und Reiter, wir werden also keinen übeln Handel machen, denk' ich. Ich kenne die Herren Pferdehändler, man muß mit ihnen vorsichtig zu Werke gehen.

Der Wagen fuhr bald vor und es ging im raschen Trabe zur Stadt. Ich kaufte das Pferd für fünfundsiebenzig Louisd'or mit englischem Sattel und Zeug, ließ es zum Gasthofe führen, und als die Gräfin in den Wagen gestiegen war, schwang ich mich in den Sattel, und ritt ihr zur Seite nach Hause. Nachdem ich für gehörige Stallung und Pflege gesorgt, begab ich mich auf mein Zimmer, um meine Habseligkeiten auszupacken. Leonhard kam mich zu bedienen und brachte später die Meldung, daß ich zur Gräfin hinunter kommen möge.

Sie führte mich nun in ihr Kabinet und sprach: Herr von Horst, ich bitte Sie, stets unangemeldet diesen Raum zu betreten, wo ich nur meine schriftlichen Arbeiten besorge. Nehmen Sie an diesem Tische Platz und beantworten Sie gütigst einige Briefe, ich habe den Inhalt in wenigen Worten schon auf diesen Zettel bemerkt.

Nachdem die Correspondenz fertig war, durchlas die Gräfin meine Schreiben und fügte ihren Namen darunter. Ich besorgte das Weitere und mein Geschäft war für den Vormittag vollendet. Dann wandte sie sich

mit den Worten an mich: Nicht ich, sondern Sie haben heute diese fünfundzwanzig Louisd'or erspart und verdient. Es ist billig und recht, daß Sie sie auch als Eigenthum behalten, da sie ja sonst in die Tasche des Verkäufers gewandert wären. Sie legte die Rolle auf meinen Schreibtisch. Ich weigerte wiederholt die Annahme, bis sie etwas gereizt zu mir sagte: Verletzen Sie mich nicht! Die Sache ist einfach, das Geld gehört Ihnen. Abgemacht!

Drauf zeigte sie mir die verschiedenen Räume des Hauses, ihre Gemälde und Sammlungen, dann den Garten, der halb englisch, halb deutsch angelegt war und einige sehr liebe und erquickende Punkte bot.

Während der ersten Zeit meines Aufenthalts im Hause der Gräfin besuchte ich öfter Frankfurt, wo ich mir ein freundliches und elegantes Zimmer zum Absteigequartier nach dem Wunsche und auf Kosten der Gräfin gemiethet hatte, denn es kam häufig vor, daß ich mehre Stunden des Tages in der Stadt, während sie dort war, für sie arbeiten mußte, auch blieb ich häufig dort über Nacht, wenn ich im Theater oder in Gesellschaften gewesen war, oder die Ungunst des Wetters die Heimkehr lästig machte. So führte ich ein Land- und Stadt-Leben zugleich. Während dieser Zeit lernte ich einen frühern Beamten aus einem benachbarten Staate kennen, der

hier, da er sehr reich war, von seinen Renten lebte. Ich sah ihn aber nur in einem Casino, in welches ich mich als Mitglied hatte aufnehmen lassen, und war noch nie in seine Wohnung gekommen.

Eines Abends war Ball in der Gesellschaft; Herr Liebrecht, so hieß der Rentner, war auch dort und stellte mich seiner Gattin und Tochter vor, einem sehr hübschen blühenden Mädchen von siebenzehn Jahren.

Nachdem ich öfter mit diesem allerliebsten Kinde getanzt und zuletzt wahrgenommen hatte, daß wir uns gegenseitig gefielen, machte ich ihr ein wenig den Hof, was von den Eltern mit Beifall aufgenommen wurde.

Nach Tische, als sich ein trauliches Gespräch zwischen uns entsponnen hatte, und eine Pause eingetreten war, stand der Vater auf, lud mich zu einem Spaziergange durch den Saal ein und verflocht mich in eine ernste Unterredung über mancherlei Dinge. Ich sprach offen meine Meinung über Alles aus, und da wir grade unsere Ansichten über etwas Wichtiges im menschlichen Leben, das mir jetzt entfallen ist, getauscht hatten, sprach Herr Liebrecht plötzlich die Worte: Ihre Grundsätze gefallen mir, Herr von Horst. Ich habe heute gesehen, daß meine Tochter Ihnen nicht mißfällt, und daß Sie ihr gefallen, weiß ich ebenfalls. Wollen Sie meine Tochter heirathen?

Ich habe keine Stellung, mein Herr, in der ich heirathen könnte, denn mein Posten ist der Art, daß ich keine Frau dort einführen und ihr eine unabhängige Lage bieten könnte.

Das thut nichts. Sie können diesen Posten aufgeben und einen andern finden. Ich besitze nur dieses Kind, es ist ein trefflich erzogenes Mädchen vom besten Gemüth. Ich bin reich und gebe meiner Tochter fünfzigtausend Gulden baares Vermögen mit, wenn sie einen Mann wählt, der auch mir gefällt. Im Besitze solcher Summe ein Amt oder sonst eine Stellung zu finden, ist heutzutage eine Kleinigkeit, denn mit dem fünften Theil jenes Geldes verschaffe ich Ihnen einen schönen Posten in irgend einem Staatsdienste binnen drei Monaten. Ueber-eilen Sie sich aber nicht mit der Antwort auf meine Frage, denn jetzt kommt die Schattenseite des Bildes. Berthilde ist nicht meine rechte, sondern nur Adoptivtochter, doch erbt sie mein ganzes Vermögen. Sie ist das außereheliche Kind einer Hamburgerin, die noch lebt.

Das Letztere kümmert mich wenig, Herr Liebrecht. Ich nehme mit Dank die Hand Ihrer Fräulein Tochter, denn sie gefällt mir außerordentlich. Berthilde ist ein gebildetes, anmuthiges, ja liebreizendes Mädchen. Die Mutter mit der Unehelichkeit kann mir gestohlen werden, denn ich heirathe blos die Tochter.

Halt, mein Freund! Es handelt sich um etwas Schlimmeres. Die Alte, der ich das vierjährige Kind abkaufte, um es erziehen zu lassen, weil es bei ihr verkommen wäre, ist eine gemeine Person vom übelsten Rufe, die Ihnen über den Hals kommen und folgen würde in alle Welt, sobald sie die Heirath der Tochter erfahren, und wenn Sie sich nicht entschließen können, mit Ihrer Frau nach Asien oder Afrika zu gehen, um jede Spur zu verwischen, so sind Sie nicht sicher vor den Nachstellungen der Mutter.

Dann, nein, Herr Liebrecht, doch nichts für ungut!

Bitte, bitte, die Ehre ist ganz auf meiner Seite, Herr von Horst. Auf Wiedersehen! Ade!

Der Ball war zu Ende und ich um eine schmerzliche Erfahrung für mich und eine freudige Erinnerung an Herrn Liebrecht reicher.

Vier Wochen drauf starb Frau Liebrecht, und einige Zeit nachher hörte ich, daß der Vater selbst die Tochter zum Altare geführt habe.

Erst jetzt ging mir ein Licht auf über Herrn Liebrechts zuvorkommenden Heirathsantrag. — — Er hatte schon lange das Prävenire gespielt, und nun meine Beseitigung schnell und diplomatisch entworfen.

Es giebt schlaue Väter und räthselhafte Töchter in der Welt.

Vierzehntes Kapitel.

Ein ästhetischer Thee. Zum Schlusse desselben Feuerwerk mit Kanonendonner.

Einige Tage nach diesem Balle fuhr ich mit der Gräfin nach Mannheim, um bei Artaria einige Kupferstiche zu kaufen, deren Werth ich ihr gerühmt hatte. Artaria hat fast Alles, was man will. Seine Sammlung ist eine der schönsten und reichsten in der Welt.

Wir logirten im Pfälzerhof, wo ich Abends mit einigen Kunstfreunden zusammentraf, die ich bald lieb gewann. Der berühmte Maler Leutring war unter ihnen. Er kam grade von München und reiste nach Düsseldorf zurück.

Da ich wußte, daß die Gräfin ihn sehr hoch schätzte, auch ein Bild von ihm, die Iphigenia, besaß, und seine persönliche Bekanntschaft ihr sehr angenehm sein werde, eilte ich hinauf und fragte sie, ob ich ihr Leutring vorstellen dürfe. Sie bat mich darum mit großer Freude, und ich holte ihn. Auf der Treppe sagte ich ihm, daß

die Dame seine Iphigenia durch den Baron Woltau in Berlin, ihren Vetter, von ihm habe kaufen lassen.

Der Baron hat mir freiwillig und unaufgefordert dreitausend Thaler für das Bild bezahlt, während er hörte, wie Graf Knickenbach fünfzehnhundert Gulden bot. Ich hatte mit viel Liebe daran gearbeitet, und es freut mich nun recht, daß es für die Gräfin Dallheim war, weil ich sehr viel Rühmendes über sie vernommen habe.

Wir traten ein. Leutrings Empfang war der freundlichste. Die Gräfin lud uns sogleich zum Thee mit der Bitte, die unten wartenden Freunde doch auch mitzubringen. Ich holte sie und es entspann sich die angenehmste und belebteste Unterhaltung.

Da Sie von München kommen, Herr Leutring, erzählen Sie uns, wie man Ihren Wallenstein in der Ausstellung aufgenommen hat.

Herrn Leutrings Bericht über sein Bild würde zu bescheiden lauten und deshalb unrichtig sein, sagte Maler Haidover, der unter den Gästen war. Erlauben Sie mir, Frau Gräfin, Ihnen mitzutheilen, was ich selbst beobachtet und vernommen habe. Die Münchener Maler haben seit einigen Jahren mit einer gewissermaßen empfindlichen Ueberraschung gesehen, daß man auch anderswo in Deutschland noch schöne und treffliche Bilder malt,

und Leutrings Wallenstein vollends hat nun einige gar zur Verzweiflung gebracht. Einige sehen sich verdunkelt und was beinah ebenso schlimm ist, entmuthigt, seit sie auch die herrlichen Landschaften unserer neueren Düsseldorfer und niederländischen Künstler mit eignen Augen erblicken und wahrnehmen mußten, wie mancher von ihnen noch, wenn in Anderem tüchtig, in der schönen, einfachen Behandlung der Farben gegen jene zurück ist. Was Achenbach in Meerschaften, einige Andere, vorzüglich aber Koekoek (von zehn süddeutschen Malern weiß kaum einer, daß dieser, vielleicht größte Landschaftsmaler unserer Zeit, existirt) mit wenigem Aufwand von Farben in Landschaften leisten, mußte Manchen überraschen. Es giebt in München und Rom einige süddeutsche Maler, die sich für platzberechtigt in der Landschaft ansehen und nicht wissen, daß Koekoek oder Kruseman leben und jeder von diesen allein größer ist als ein Dutzend mancher Größen zusammen. Von andern Niederländern, die noch nichts auf süddeutsche Ausstellungen schickten, weil sie bisher zu stolz waren, und deren Bilder gleich zu hohen Preisen an vorausbestellende Liebhaber kommen, will ich gar nicht reden.

Viele Münchener bilden sich auf ihre Tyroler Bilder so viel ein. Nur sie, nur Tyrol. Wer nicht jeden Sommer Monate lang in ihrem Tyrol hockt, daß ihm der Rücken steif

wird, ist kein Landschaftsmaler. Könnten sie Krusemans und Anderer Studien und Bilder, z. B. die aus der Schweiz sehen, wie würden sie staunen. Von den beiden letzten Rugendas', ihren Landsleuten, Schöpfungen, von des jüngsten malerischen Reisen nach Brasilien haben Mehrere noch gar nichts erfahren, geschweige denn gesehen.

Was sagen Sie dazu? wandte sich die Gräfin an Leutring.

Um von etwas Entscheidendem in dieser Sache auszuholen, erwiderte er, so erlauben Sie mir, zu bemerken, daß es, wie Sie Alle gewiß anerkennen werden, außer dem jetzigen Kronprinzen von Preußen und einigen andern Fürsten, deren Kunstsinn und Bildung bekannt ist, wohl kaum einen Mann in der Welt giebt, der in der Kunst so tiefe Studien gemacht hat und einen so vollendeten Geschmack besitzt als der König von Bayern. Seine Liebe und Thätigkeit für die Fortbildung der Künste, besonders der Malerei, seine Freigebigkeit und Ermuthigung haben die schöne Blüthe und Frucht deutschen Dranges nach Höhe und Vollendung hervorgerufen und zur Reife gefördert. Was wäre München, selbst Rom im neueren Streben, ohne Ihn? Nichtsdestoweniger wird man zugeben müssen, daß des Königs Sinn und Anregung manchem höchst unbedeutenden Talente auch,

welches in seinem Unvermögen besser niemals als zu spät erkannt worden wäre, auf die Beine geholfen hat, nicht durch persönliche Unterstützung, die ja Ludwig nur dem versprechenden Jünger der Kunst gewährt, sondern durch die selbsteingebildete Aussicht, in des Königs und anderer Kenner und Mäcene Augen je Etwas gelten und so zu Bedeutung gelangen zu können. Es geht hier wie an vielen Orten, wo gleich drauf eine Menge Knaben ohne Beruf und Anlagen das Instrument erlernen wollen, auf dem sich eben ein durchreisender Künstler oder Virtuose hören ließ.

Trotzdem liegt mir nun die Behauptung fern, daß überhaupt Maler und Künstler dritten oder vierten Ranges nicht leben und streben sollten. Ihre Hervorbringungen werden immer Käufer und einen Raum finden, so lange es Menschen von gewöhnlicher oder gar keiner Bildung giebt, die sich an solchen Sachen erfreuen.

Ob nun auch die wahre Kunst in der höchsten und edelsten Bedeutung durch sich selbst schon dem Pfuscher und Begabtlosen ihre Pforten verschließt, welche sie nur dem Geweihten und Verständigen öffnet, so muß es doch für die Menge, welche sich an bildlichen und plastischen Darstellungen erfreuen will, und damit in ihrem vollen Rechte ist, auch Erzeugnisse geben, die dieses Auge be-

friedigen und dem Städter wie dem Landmann eine harmlose Erquickung gewähren.

So habe ich elende bunte Bilder, Kupferstiche, Lithographien und Holzschnitte gesehen, die der Stolz und die Freude ganzer Geschlechter einer Bauern- oder Städterfamilie und solchen gemüthlichen Leuten nicht feil waren für vieles Geld oder werthvollere Gegenstände. Wie oft habe ich selbst in früher Jugend, ehe ich eine Ahnung empfand von Dem, was für ein künstlerisch gebildetes Auge Werth hat, vor einer Reihe kleiner verrauchter Holzschnitte gestanden, die in ländlicher Hütte in schwarzen von Würmern zerfressenen Rähmchen hingen und Friedrich den Großen in seinen Schlachten und Lagern darstellten! Wie pochte mein kindliches Herz vor dieser anspruchlosen Zimmergallerie, wenn ihr Text mir in den Erinnerungen aus der Schule oder der Bibliothek meines Vaters in begeisterter Verehrung des Helden Thränen der Rührung entlockte, oder in einer Folio-Bibel mit pfundschweren Klammern die vergilbten und vermotteten Kupfer aus dem alten Testament meine Bewunderung erregten trotz der erschrecklichen Perspective und den schauderhaft verknorpelten Palmen des Orients!

Ihre Musterung ist sehr ergötzlich, sagte Haidover.

Und Ihre Anschauung richtig, setzte die Gräfin hinzu.

Der Wallenstein unseres Freundes Leutring, fuhr Haidover fort, hat unter den Künstlern ersten Ranges in München allgemeine und offene Anerkennung gefunden. Man bewunderte den edlen Entwurf, die vollendete Composition, die schöne Zeichnung und die Richtigkeit aller Partieen in Licht und Schatten, die mit so einfachen und doch so prachtvoll wirkenden Farben errungenen Effecte, den Nimbus des Romantischen, der das Ganze umgiebt, und gestand nach einiger Selbstüberwindung, daß man Düsseldorf wohl um den Triumph so herrlicher Schöpfung beneiden dürfe.

Das freut mich von Herzen, sagte die Gräfin, denn so sehr ich auch die Empfindlichkeit der Münchener kenne, glaube ich doch, daß die ersten Männer dort zu gerecht sind, einem Verdienst ihre Würdigung zu versagen, weil es aus anderm Boden sproßt. Es bietet sich uns, fuhr sie fort, in der Literatur eine, wenn auch nicht örtlich analoge, doch in andrer Beziehung verwandte Erscheinung. Manches Buch z. B., zur Belehrung oder Unterhaltung geschrieben, wenn auch nicht ausschließlich für einen gewissen Leserkreis bestimmt, doch ihm zugedacht und angemessen, erfährt ein ähnliches Schicksal öfter als ein Bild oder anderes für Auge oder Ohr der Kenner, Liebhaber oder der Menge geschaffenes Kunstwerk. Der Kritiker ist sehr ungerecht und befindet sich auf ganz falschem

Standpunkte, wenn er den Werth irgend eines Buches, welches der bezeichneten Gattung angehört, und nicht streng wissenschaftlichen Inhaltes ist, nach und aus der Stimmung und dem Eindrucke beurtheilen zu dürfen glaubt, den das Werk auf ihn selbst hervorbringt. Was der besoldete und momentane Recensent schlecht oder mittelmäßig erachtet, können jene Beurtheiler, für welche das Buch geschrieben ist, gut finden, was ihm langweilig erscheint, kann diesen Unterhaltung gewähren, was ihm unbedeutend dünkt, Tausende erfreuen und fesseln.

Bitte man einen sogenannten Philosophen unserer Lehrstühle um Beurtheilung einer geistreichen Schrift, welche praktische Lebensweisheit und gesunde Moral enthält, er wird dreimal eine Prise nehmen, sich ebenso oft räuspern und dann mit orakelhaftem Dünkel die hochweisen Worte sprechen: Dummheiten! Seichtes Zeug!

Mit poetischen Producten ist es noch viel schlimmer. Ich bedaure alle Dichter, die ihren Pegasus dem Publikum vorreiten wollen, und keinen Stallknecht oder dienstbaren Geist finden, der ihn aufzäumen will. Man übergebe einem griesgrämigen Hagestolzen, einem Mathematiker oder Gelehrten überhaupt die schönsten lyrischen Gedichte, er wird das Buch an die Wand werfen, nachdem er ein Dutzend Seiten gelesen, die Nase rümpfen

und ausrufen: Was ist damit bewiesen? Zu was nützt es? Heut noch Gedichte? Und von einem Dichter, der noch niemals genannt wurde?

So stellt sich dar, daß der Dichter und Schriftsteller weit im Nachtheil ist gegen den Maler, Musiker, Architekten und Bildhauer.

Das sind nun einmal Zustände, die sich nicht so leicht ändern lassen, denn so lange es noch eine, wenn auch kleine Zahl Verleger giebt, die ein Buch mehr als Waare denn als Kunstwerk irgend einer, auch der niedrigeren Gattungen der Literatur zu betrachten gewöhnt sind, und mitunter selbst aller wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung, eines geläuterten Geschmackes entrathen, so lange wird auch jenes Uebel mit dem andern dauern, daß der Schriftsteller den lebendigen Ausstrom seines Geistes, das Füllhorn seiner Forschungen, die Früchte seiner Nachtwachen nicht sofort ohne den zur Verzweiflung langwierigen und dominirenden Proceß einer merkantilischen Zwischenmacht über das Publikum ergießen kann, was neben manchen für ihn sehr empfindlichen Nachtheilen noch den Hauptübelstand mit sich führt, daß eine dem Bedürfniß oder dem Geschmacke der Stunde entborene, heut noch erquickende Schöpfung nach langer Zeit endlich dem Leser geboten wird, wenn schon die rechte Stunde des Genusses vorüber und die durch langes Liegen mehr

oder weniger verdorrte Frucht ihren ursprünglichen Werth der Nahrung und Frische verloren hat.

Nicht: es wäre, sondern es ist meines Erachtens eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse unserer heutigen Literatur, daß von wirklich geschmackvollen Männern, ästhetischen Frauen und aus den Mitteln hochsinniger Fürsten eine Akademie zusammengesetzt, eine Preisspendung für die besten und an die besten einigermaßen heranreichenden Schöpfungen in allen Gattungen der schönen Literatur damit verbunden, und so eine Anstalt ins Leben gerufen werde, die sich lediglich mit Beurtheilung und Belohnung schönwissenschaftlicher Erzeugnisse zu befassen hat, damit endlich dem noch unbekannten, drum oft verkümmernden und verhungernden Dichter ein würdiger Areopag aufgethan werde, zu dessen Füßen er voll Vertrauen, eines hellen und redlichen Urtheiles gewärtig, einer sofortigen, wenn verdienten, öffentlichen Nennung gewiß, die Arbeit seines Schweißes, die Errungenschaften seines Fleißes, die Schätze seines Geistes niederlegen könne, und sich nicht mehr als ein von der Noth, von der ewigen Unruhe und Sorge um Anerkennung und Lohn gequältes Opfer herumgepeitscht sieht.

Möge Ihr Wunsch einer solchen Akademie bald in Erfüllung gehen! bemerkte Leutring. Was Sie aussprechen, hat mir immer dunkel vorgeschwebt als noth-

wendige Abhülfe dieser Mißverhältnisse, wenn ich von einem meiner edelsten Freunde den Fluch aussprechen hörte über jene Menschen, welche einem Schriftsteller dann erst Anerkennung zollen, wenn die ganze Welt ihn nennt, nachdem sie bei seinem Nothschrei um Hülfe gleichgültig geblieben waren, und ihn ohne Rettung und Ermunterung seinem verzweifelten Schicksale überlassen hatten. Mein Freund hatte einen Band humoristischer Aufsätze und mehrere größere und kleinere Gedichte geschrieben, die in den Kreisen geistvoller Frauen und Männer Eindruck und Freude erregten. Mehrere seiner Lieder waren so poetisch, so schön, daß sie auch den größten unserer Dichter nicht zur Unehre gereichen würden, seine Liebeslieder so tief gefühlt, so feurig empfunden und von edler Begeisterung getragen, die Sprache so klangvoll, rein und vollendet, daß sie wie gesungen waren und von Göthe oder Schiller selbst als solche anerkannt worden wären, hätte mein Freund das Glück gehabt, zu jener Zeit zu leben, statt vor Kurzem in der Blüthe männlicher Jahre zu sterben in Armuth, Gram und Verzweiflung. Einige seiner Gedichte sind auch gedruckt erschienen, aber in Tagblättern, die oft unbeachtet vorüber rauschen. Wie oft sagte er mir: „Sind das Menschen? Sieh, wie sie ihren nichtigen Vergnügen, ihren geschäftlichen Erbärmlichkeiten nachjagen, Hunderte und Tausende ver-

schwenden in betäubenden Uebersättigungen, während sie den geistreichen Schriftsteller seinem Elende überlassen! Nach zwanzig verschiedenen Seiten hab' ich geschrieben, Himmel und Erde beschworen, mich auf frühere bekannte Arbeiten berufen, Neues verheißen, das schon zum nahen Schlusse gediehen sei, nur um eine kleine Summe gebeten, damit ich einmal der fortwährenden Sorgen um's tägliche Brod quitt und ledig, meinem Berufe allein leben könne. Alles vergebens! Was würde ich hervorbringen mit meinem Schatze von Erfahrungen, den Resultaten meiner vielen Reisen und Beobachtungen, meiner Kenntniß von Ländern und Völkern, ihren Zuständen und Sitten, wenn sich mein Geist einmal frei und frisch erheben könnte, wenn ich einmal Ruhe hätte vor den Belästigungen und Aengsten der Gläubiger, der ewigen Furcht, sie nicht zur rechten Zeit befriedigen und die äußere Ehre retten zu können, welche sonst von einem der ersten Beliebigen angegriffen und in den Staub gezogen werden kann! Aeußere Ehre! Eine innere Ehre, die tausend Mal die äußere aufwiegt, berücksichtigen sie nicht. Fluch über Die, welche mein Talent kennen, zu helfen und zu retten vermögen, und Hülfe und Rettung dem verzweifelnden Dichter versagen!"

Als ich einmal auf mehrere Monate verreist war und ihn dann besuchen wollte, fand ich die Thüre verschlossen.

Die arme Frau, bei der er wohnte, sagte zu mir: „Er ist todt, der arme Junge! Seit einiger Zeit kränkelte er und ging endlich gar nicht mehr aus, weil er keine Kleider mehr hatte, in denen er sich hätte sehen lassen dürfen. Niemand besuchte ihn. Nur wenige edlere seiner Bekannten gewährten ihm zuweilen eine Unterstützung. Seine früheren Freunde, mit denen er in den Tagen seines Glücks Geld und Freuden theilte, als er noch vermögend war, weil sein Herz immer überfloß von Liebe für sie, für Bedürftige, haben ihn verlassen, seit er arm wurde. Mögen sie fort bleiben! sagte er zuletzt, als Dichter leb' ich, wenn auch ungenannt, als Dichter sterb' ich, wenn auch unbetrauert. Wenn ich todt bin, Frau Anna, packen Sie meine Schriften zusammen und bringen Sie sie der Gräfin Theolinde von Guarda. Sie hat mich einst geliebt. Vielleicht erinnert sie sich meiner dann und giebt Ihnen so viel dafür, als die Hausmiethe für die letzten Monate beträgt. Meine Gläubiger werden mich wohl niemals vergessen. Dichter müssen in Dachkammern sterben. Das war ja von jeher ihr Loos. So ungefähr hat er zu mir gesprochen, Herr Leutring, und als er dann im Fieber lag, zwei Tage vor seinem Ende, wiederholte er immer die Worte: Willst du in meinem Himmel mit mir leben, so oft du kommst, er soll dir offen sein. Das sagte er wohl zwanzig Mal, so daß

ich's genau behalten habe. Vorgestern ist er begraben worden. Daß Sie auch grade so lange fort waren, denn Sie hatten ihm doch immer geholfen!" Indem mir dieses die Frau berichtete, wischte sie sich mit der Schürze die Thränen aus den Augen.

O daß ich ihn gekannt hätte! rief die Gräfin. Aber so ist es leider immer! Die gern helfen wollen, können oder wissen es nicht, und die, welche retten könnten, sind taub bei dem Schrei der Verzweiflung.

Es mochte zehn Uhr geworden sein, als der Kellner mit den Worten eintrat:

So eben trifft die Nachricht ein, daß in Paris eine Revolution ausgebrochen ist und die Armee mit dem Volke kämpft gegen die Truppen des Königs.

Es war der 30. Juli des Jahres 1830, als die Kunde von dem Ausbruche des Vulkans zu uns drang, welcher Europa durchzuckte und den Enkel des heiligen Ludwig so weit von sich spie, daß er erst jenseits des Kanals auf den Boden kam.

Fünfzehntes Kapitel.

Stelldichein. Süße Geständnisse. Julie. Eine kleine Ueberraschung.

Seit der Abreise von Bingen hatte sich meine Trauer um Antoniens Verlust in eine wehmüthige Erinnerung verwandelt. Meines Herzens bemächtigte sich wieder die Sehnsucht zu lieben und geliebt zu werden.

Dieser Zug nach einem weiblichen Wesen, mit dem ich Alles theilen und tauschen könne, was ich erlebte, ergriff und erstrebte, dieses Bedürfniß, zu verstehen, zu empfinden, verstanden und empfunden zu werden, das brennende Dürsten nach Sympathie, hat mich durch's Leben begleitet, und bis heute sollte ich so glücklich sein, es in den meisten Lagen befriedigt zu sehen. Es lag in der Bestimmung meines Seins, unzählige Mal neu und heftig zu lieben. Vielen mag dies unglaublich, unerklärbar scheinen, trotz dem ist es wirklich so, in meiner innersten Natur begründet, und was nicht weniger merkwürdig ist: ich hatte das Glück, fast ebenso oft geliebt zu werden, als ich selbst der Liebe bedurfte. Folgende Begegnung jedoch, die sich bald darauf in fatalistischer Entwicklung zeigte, ist eine der außerordentlichsten in den Annalen meines Herzens.

Es mochte am zweiten Tage nach der Rückkehr von Mannheim sein, als mein Diener Leonhard mir mit dem Frühstücke einen Brief herauftrug, der so eben durch Jemanden aus der Stadt übergeben worden sei. Ich öffnete und las: „Verehrter Herr! Eine junge Dame, die Sie öfter gesehen hat und Ihnen sehr gewogen ist, wünscht von Herzen, daß Sie ihr Gelegenheit geben, Sie näher kennen zu lernen. Wollen Sie ihr dieses Glück gönnen, so kommen Sie heute Abend um acht Uhr in den Garten des ersten Wirthshauses in Bockenheim. Ich werde ein blaues Kleid, gelben Strohhut mit weißem Schleier tragen und einen Blumenstrauß in der linken Hand halten. Eine Freundin wird bei mir sein, wir können aber ungehindert plaudern, denn sie ist verschwiegen und treu. Ich erwarte dasselbe von Ihnen.

Julie."

Während ich das Billet las, war Leonhard im Zimmer und schenkte den Kaffee ein.

Werden Sie heute nach Frankfurt ins Theater gehen? Kabale und Liebe wird gegeben. Hier ist der Zettel.

Nein, Leonhard, denn der Brief, welchen Du eben gebracht hast, ist von einem Freunde, der mich nach Bockenheim eingeladen, und ich will um halb sieben dahin reiten.

So erlauben Sie mir vielleicht, daß ich heute Abend gleich nach halb sieben in die Stadt darf, um einen Freund zu besuchen?

Von Herzen gern, lieber Junge. Nimm hier die Kleinigkeit, damit ihr euch vergnügen könnt.

Ich danke, Herr. Wie lange darf ich ausbleiben?

Nun, wenn du dich in der Stadt unterhalten willst, magst du ausbleiben, so lange du Lust hast.

Mit dieser Erlaubniß und dem empfangenen Geldstück entfernte sich mein Diener sehr vergnügt.

Ich konnte den Abend kaum erwarten und war voll Neugier über die beiden Damen, die da kommen sollten.

Diese Julie muß sehr verliebt, aber auch ein gebildetes Mädchen sein. Ihr Brief ist sehr hübsch und ohne Schreibfehler. Selbst ein Postscriptum fehlt. Warten wir also ab, was die achte Stunde in Bockenheim Geheimnißvolles bringen wird.

Welche Genüsse man auch preisen mag, es geht Nichts über ein Abenteuer, welches uns von zärtlichem Herzen zugedacht wird. Die unerwartete Verheißung eines noch unbekannten Glückes, die wonnige Ueberzeugung einer Eroberung, die süße Empfindung einer überraschenden, bis jetzt heimlichen Sympathie, der Vorgenuß des Wohlwollens, mit dem man uns erwartet, die Ahnung einer Zärtlichkeit, welche uns allein beglücken

wird, das Geheimniß der noch von den Blättern der Schüchternheit umschlossenen Blume, welche ihren mit der Fülle süßer Düfte geschwängerten Kelch unserer Sehnsucht öffnen wird, das Bedürfniß jenes liebenden, das Verlangen dieses unruhigen Herzens, das Vorgefühl einer uns neuen Seligkeit — dies Alles ist der Inhalt des köstlichen Bechers, den wir in langen Zügen schlürfen bis zu dem Augenblick befriedigender Entdeckung, oder — schmerzvoller Enttäuschung. Es sind deine geheimnißvollen, immer neuen, immer wiederkehrenden Freuden und Leiden — du Abenteuer der Liebe!

Die ersehnte Stunde schlug, mein Pferd stand gesattelt, ich beurlaubte mich bei der Gräfin und ritt dem Verhängnisse Amors entgegen.

Erst als ich Bockenheim erreicht hatte, fiel mir ein, daß die Uhr meiner Ungeduld um eine Stunde früher gehe als der Zeiger des Thurmes. Schon wollte ich die Zwischenzeit noch mit einem weiteren Ritte füllen, als der Gedanke aufstieg: Die liebe Julia, kann sie nicht ebenso ungeduldig wie du, bereits an Ort und Stelle sein? Und damit bog ich in den Thorweg des Gasthauses, übergab mein Pferd, bestellte Wein und eilte in den Garten. Nach einer halben Stunde Alleinsein durchschritt ich einige mit kleinem Gehölz besäumte Wege, die zu mehreren Lauben im Hintergrunde der Anlagen führ-

ten, dann betrat ich einen Rasen, um einige Rosenstöcke zu bewundern, die in voller Blüthe standen. Wenige Schritte zur rechten Seite befand sich eine dichte Laube, in der ich Stimmen zu vernehmen glaubte. Man mußte meine Annäherung nicht wahrgenommen haben, denn das Gespräch dauerte fort, als ob man keine Lauscher besorge.

Glaubst du, daß er kommen wird?

Diese, eine weibliche Stimme schien mir bekannt.

Ich hoffe es für dich, Julie.

Ach, wie kindisch bin ich doch! Wenn er mich nur nicht erkennt. Doch nein, es ist unmöglich, denn er hat ja gar keine Ahnung. Aber wie lange wird der Betrug dauern können!

Als ich diese räthselhaften Worte vernommen hatte, ging ich vor, so als ob ich eben erst ankomme, trat in die Laube und begrüßte die Beiden.

Die Sache war richtig. Eine trug die beschriebenen Kleider und hielt den Strauß in der Hand.

Sie beehrten mich heute mit diesem Briefe, mein Fräulein, und sehen, daß ich die Zeit nicht erwarten konnte, Sie kennen zu lernen.

Damit trat ich näher und setzte mich neben Julien auf die Bank, ein sehr hübsches Mädchen zwischen achtzehn und neunzehn Jahren, wie es schien, schlank, zart,

mit braunen Haaren und tiefblauen Augen. Sie erröthete mehrmals, als sie mich mit schelmischen Augen angesehen hatte, und sagte dann:

Herr von Horst, können Sie meine Kühnheit vergeben?

Ich habe Nichts zu vergeben als mein Herz, schöne Julie. Ich bin entzückt, Sie zu sehen, um Ihnen für diesen Beweis Ihres Vertrauens danken zu können, denn ich erinnere mich nicht, Sie jemals gesehen zu haben.

Doch, mein Herr, Sie haben mich öfter gesehen, aber ohne zu wissen, wer ich bin.

Ich wüßte nicht wo. Allein das thut jetzt wenig zur Sache, ich bin glücklich, und wenn auch Sie es sind, zufrieden.

Die Freundin, welche mir vorgestellt worden war, verlor sich unbemerkt aus der Laube. Als wir uns plötzlich allein sahen, hub ich an:

Plaudern wir nun, reizende Julie! Sie lieben mich ein wenig, nicht wahr? Ich gestehe Ihnen, daß Sie seit den ersten Worten, die wir gewechselt, mein Herz erfüllen.

Wenn dies nicht Ihr Scherz wäre! Kann man so schnell lieben? Sie sehen mich erst heute, wie Sie sagten.

Es ist mir aber, als hätte ich Sie schon hundertmal gesehen. Mag so rasche Liebe unerklärbar sein, aber sie

ist und erfüllt mich ganz. Man sagt, es gebe Menschen, die nur langsam, allmälig lieben. Mag sein, ich bin nicht so. Ihre Gestalt, Julie, Ihre Sprache, der Klang Ihrer Stimme, Ihr Blick, Ihre Züge, kurz der ganze Eindruck Ihrer Erscheinung fesselt mich. Wenn dies Liebe ist, wie ich glaube, könnte sie Stunden, Tage, Monate bedürfen? Ein Augenblick genügt dazu.

Mir war und ist es eben so, Friedrich. Schon am ersten Tage, da ich Sie sah, — wo es war, ist mein Geheimniß — zog mich eine nie gekannte Sehnsucht immer in Ihre Nähe. Sie sind der Erste, für den ich empfinde. Diese Neigung mehrte sich von Tag zu Tage. Nie war ich so glücklich als heute, da ich weiß, daß Sie meine Liebe erwiedern.

Theure Julie, wer sind Sie, wo wohnen Sie? Werden Sie mich immer lieben, wie heute?

Ja, Friedrich, ich werde Sie ewig lieben, bis zum Tode und drüber. Aber ich werde Sie niemals besitzen dürfen.

Warum, mein Engel? Es hängt nur davon ab, daß ich eine Stellung erringe, die mich frei macht, denn ich bin gebunden und abhängig.

Das wird Ihnen leicht sein. Doch wenn Sie nun entdecken, daß ich ein armes Mädchen bin, eine Waise,

noch abhängiger wie Sie, tief unter Ihrem Stande in den Augen der Welt?

Die Liebe kennt nicht Rang und Stand, Julie. Du scheinst gebildet, gönne mir das süße Wort und erwiedere es, mein Herz, du scheinst wohl erzogen, unterrichtet und dein Benehmen ist voll Würde und Anmuth.

Findest du das? Ja, mein Geliebter, ich habe eine gute Erziehung genossen, früh manches Nützliche und Angenehme gelernt, und die Herrschaft, bei der ich als Kammermädchen diene, behandelt mich voll Rücksicht und ist mir gewogen. So lebe ich in den angenehmsten Verhältnissen, seit ich mich gewöhnt habe, auf eine freiere und höhere Stellung zu verzichten, doch wenn Sie je —

Nenne mich du, mein Engel!

Wenn du je —

Ich schlang meinen Arm um ihren Nacken und küßte ihren rosigen Mund. Wir verloren uns in die Seligkeit eines langen und innigen Kusses, dann entzog sie mir diese Wonne und sprach:

Friedrich, Theuerster, wenn du mich je verlassen könntest, dann —

Warum, Süße, diese Furcht?

Wenn du einmal abreisen könntest, ohne wiederzukehren, mich allein lassend? Oder wenn du eine An-

dere mir vorzögest? Ich sehe die Möglichkeit, sie ist schrecklich.

Wie so, Julie? Wer sollte mich lieben, und wen sollte ich wieder lieben müssen? Dir allein werde ich gehören, du mir. Was kümmert uns alles Andere?

Ich kann, ich darf mich nicht aussprechen, Friedrich. Hoffen will ich nur und jeden andern Gedanken verscheuchen.

Die Freundin kam zurück und sagte: Es thut mir leid, Sie zu stören, allein der Garten füllt sich mit Leuten, und ich glaube nicht, daß man hier länger allein sein kann.

Sage mir, theuerste Julie, hast du einen Bruder, Verwandten, der dir ähnlich sieht?

Nein, ich habe Niemand, sagte sie schelmisch lächelnd. Warum?

Nun, du gleichst einem jungen Mann, den ich kenne, auf ein Haar. Er hat ganz deine Augen, dein Haar, du trägst es ebenso kurz gelockt und frei, ganz dein Gesicht, und was noch merkwürdiger ist, bis zur Täuschung deine Stimme, mit einem Wort —

Sie unterdrückte meine Frage mit glühendem Kusse, preßte mich an ihre Brust und sagte dann: Auf Wiedersehn, Friedrich!

Wann, Julie?

Ich schreibe dir bald. Leb wohl, Geliebter!

Damit verschwand sie am Arme der Freundin und ich war allein, aber selig in süßen Erinnerungen.

Neben mir auf der Bank lag ein kleiner zarter Handschuh Juliens, ich küßte und verbarg ihn dann an meiner Brust.

Ich befahl dem Kellner, mein Pferd vorführen zu lassen, schwang mich in den Sattel und ritt noch um die Stadt, eh' ich nach Hause zurückkehrte. Es mochte zehn Uhr sein, als Leonhard aus der Stadt zurückkam und mir sagte, daß er den Abend sehr vergnügt mit einem Freunde verlebt habe.

Da ich heute so ermüdet bin, schloß er, erlauben Sie mir vielleicht, jetzt schlafen zu gehen.

Gute Nacht!

Schlaf wohl, Geliebter! O Gott, was sag' ich?

Wie? Julie? Leonhard, Julie? Träum' ich? Ist es möglich? Mit diesen Worten sprang ich auf und sie eilte in meine Arme, sank an meine Brust und brach in Thränen aus.

Kannst du mich noch lieben, Friedrich? Mich, Leonhard, deinen Diener?

Du bist meine Julie, trotz Kleidung und Leonhard! Aber diese Vermummung, Theuerste? erkläre mir Alles!

Morgen, Friedrich, oder nächstens. Sie ist seltsam,

die Geschichte meines Lebens, und ich bedarf Zeit, sie dir zu erzählen. Sie allein kann dir Alles und meine jetzige Stellung erklären. Laß mich nun von Dir scheiden, Geliebter! Ueberraschung, Glück, Freude, die Seligkeit dieser Stunde, Alles überwältigt mich. Noch diesen Kuß! Schlafe wohl und träume süß!

Sie verschwand und ich — sank in ein Meer von Gedanken.

Sechszehntes Kapitel.

Ein politisch patriotischer Thee mit Champagner, wozu der deutsche Leser freundlichst eingeladen wird.

Den Morgen drauf fuhr ich mit der Gräfin nach Frankfurt, wo wir bis zum folgenden Tage verweilten.

Abends war geschlossene Gesellschaft bei ihr, wozu sie einige Literaten, ein paar Gelehrte und einige Künstler geladen hatte. Mehrere Damen schmückten den Kreis.

Es wurde Mancherlei durcheinander gesprochen über die verschiedensten Gegenstände geistigen Genusses. Das Gebiet religiöser Streitfragen jedoch mit allen seinen Nebenfeldern blieb nach dem gesunden Takte der Gräfin stets den witzigen Streifzügen und Sprüngen einer beutesüchtigen Dialektik verschlossen.

Wenn irgend eine neue Person den Kreis der Geladenen vermehrte, und dieser Jagdgesetze noch unkundig, den Grenzpfählen und Marksteinen dieses Revieres genähert, die Lüsternheit blicken ließ, seine Schranken zu übertreten, um ein von dem Kreuzfeuer humoristischer oder satyrischer Doppeltschützen dahingejagtes Wild zu hetzen, wußte die Gräfin den nachsprengenden Gedanken der Gesellschaft sogleich eine neue Fährte mit überraschender Gewandtheit zu bezeichnen und so die Jäger in andere Bahnen zu lenken, ehe sie noch im Stande gewesen waren, ihre Meute zu entkoppeln.

Wir mochten eine halbe Stunde beim Thee gesessen haben, als ein Abendbrot hereingetragen und Champagner gereicht wurde, nach dessen perlenden Schäumen sich bald auch die Sprudel der bekannten und noch verborgenen Quellen scientivischer Sauerstoffe und Chlorgase, dann Wasserstoffe, Kohlenoxydgase, Kohlenwasserstoffgase und anderer spirituosen und substanziellen Volumina in mehr oder weniger linguistischer Volubilität (nach dem Ausdruck des anwesenden Professors Phrasenbach) zu entwickeln begannen, mit andern Worten: der Champagner stieg einigen ausgetrockneten Professoren und nach Nectar dürstenden Dichtern so in die Köpfe, daß diese ihre Verse zu deklamiren und jene ihre Excerpte und Citate an den Mann zu bringen begannen, wiewohl

zwischen den lieblichen und leiblichen Gedichten, launigen Vorträgen der Poeten der barocke Trödelkram der Gelehrten kaum die verdiente Aufmerksamkeit der Liebhaber und Kenner zu erregen im Stande war, worüber denn Professor Phrasenbach zuweilen seinen gerechten Unwillen laut werden ließ.

Trotz allen diesen und einigen Dutzend weiblicher Zungen, denen mit den Strömen des Champagners die Schleusen der Beredtsamkeit geöffnet worden waren, geschah das Unglaubliche: eine Pause von zwanzig Sekunden trat ein und mit ihr ein Diener der Gräfin, welcher ihr halblaut die Worte sagte: Der Vicomte von Chateaubriand und der Baron Vendee d'Avanthiere. Hier die Karten. Die Herren sind im Kabinet.

Sie entschuldigen mich wohl einen Augenblick, sagte die Gräfin zu den neben ihr sitzenden Herren, stand auf und verließ den Saal.

Fünf Minuten später trat sie mit dem Vicomte und dem Baron herein und stellte sie der Gesellschaft und diese ihnen vor.

Was bringen Sie uns aus Paris, Herr Graf? sagte die Gräfin im Laufe der Unterhaltung.

Sehr wenig. Man hat sich beruhigt. Nichts von Bedeutung.

Den letzten Nachrichten zufolge, die Sie die Güte

hatten, an mich gelangen zu lassen, Herr Graf, hätte ich Sie heute nicht in Frankfurt erwartet.

Auch vermuthete ich es damals nicht. Nun bin ich auf der Reise in die Schweiz, mein Exil.

Um die Schullehrerstelle in Reichenau zu besetzen? fragte lächelnd die Gräfin.

Ich würde mich lieber dort als Ihn auf dem Throne sehen, erwiderte ebenfalls lächelnd der Vicomte. Mein Exil ist freiwillig.

Und kann Louis Philippe nicht ein besserer König sein, gerade weil er ein guter Schullehrer war? bemerkte Herr Ludwig, ein junger Literat.

Möglich, entgegnete der Baron Vendee, welcher mit dem Vicomte gekommen war, möglich, mein Herr, aber nicht wahrscheinlich.

Weil in Frankreich Alles möglich ist, selbst das Lächerliche, sagte Archivrath Herold.

Wie in Deutschland der Unsinn, erwiderte Baron Vendee.

Und in der Vendee der Blödsinn, setzte Ludwig hinzu.

Ich habe mit vielem Genuß Ihre Schrift: „De la restauration et de la monarchie effective"*) gelesen,

---

*) Sie erschien erst im Jahre 1831. A. d. V.

Herr Graf! sagte die Gräfin. Ist schon die Fortsetzung Ihrer Etudes historiques erschienen? setzte sie hinzu.

Noch nicht. Ich hoffe sie in der Schweiz zu vollenden.

Sie werden wohl die Muße Ihres freiwilligen Exils mit noch mehreren Werken ausfüllen können, im Falle diese Verbannung so lange dauern sollte als die neue Dynastie und ihre Descendenz, Herr von Chateaubriand! bemerkte Ludwig boshaft, fuhr aber dann versöhnend fort: Entschuldigen Sie eine Frage, Herr Graf: Ich bin kein Orleanist noch weniger aber Bourbonist, es steht mir auch, da ich weder Geschichtschreiber noch Staatsmann bin, kein Urtheil zu über die Häupter der vorigen und jetzigen Linie. Ihre persönlichen Verdienste sind mir unbekannt, auch kümmern sie mich wenig. Entschuldigen Sie nun meine im redlichsten Sinne gemeinte Frage: Halten Sie die jetzige Wendung der Dinge in Frankreich für eine günstige und verheißende? Würde nicht die Republik möglicherweise den inneren Bedürfnissen Frankreichs entsprechender gewesen, der Wahrung seiner Würde und Stellung den Mächten Europa's gegenüber mehr Rechnung getragen haben? Denn so gut alle jene Dinge unter Karl X. geschahen, und ein Ministerium Polignac möglich war, so möglich ist auch unter jeder Monarchie die Wiederkehr dieser Uebel, wenn auch unter andern Gestalten und Namen.

Die ganze Gesellschaft hatte mit Aufmerksamkeit dieser Frage zugehört, denn der junge Literat Ludwig, einige Jahre später als Publicist berühmt, erregte schon damals große Erwartungen. Ebenso gespannt war man nun auf das, was Herr von Chateaubriand erwidern möchte.

Die Antwort auf Ihre Frage, mein Herr, zerfällt, wie Ihre Frage selbst, in zwei Theile, und ich werde so frei sein, Ihnen auf beide meine Meinung zu sagen. Hätte sich Frankreich nach dem Sturze Karls X. zur Republik gebildet, so würde ich mich ihr angeschlossen haben, denn es wäre Vernunft und Folgerichtigkeit darin gewesen, aber eine im Schatze von St. Denis aufbewahrte Krone gegen eine auf der Straße aufgelesene Krone auszutauschen, das verlohnte der Mühe eines Meineids nicht. Ich habe dasselbe mit andern Worten jüngst in der Pairskammer gesagt. Auch muß ich mir in meinem Leben gleich bleiben. Nach Allem, was ich für die Bourbonen gethan habe, müßte ich ein Elender sein, wenn ich sie in dem Augenblicke verleugnen wollte, wo sie zum dritten und letzten Male in die Verbannung wandern.

Denn am dritten Schlage stirbt der Mensch, und wenn er auch ein König ist, fiel Ludwig ein.

Genug, der Abgrund, sagte Herr von Chateaubriand weiter, ruft den Abgrund hervor. Das Böse, das man thut, nöthigt von Neuem, Böses zu thun; man klam-

mert sich aus Eigenliebe an der Unwissenheit fest, in welche man aus Mangel an Aufklärung verfallen ist.

Aber nun, da die Preßfreiheit hergestellt ist, sagte Ludwig, darf man nicht erwarten, daß sich in Frankreich mit den Ursachen auch die Wirkungen unmöglich machen?

Ich gebe das zu, antwortete der Vicomte, aber nur im Princip, nicht in der Folge von Eventualitäten. Die Preßfreiheit ist ein treffliches Mittel zu edlem Zweck. Sie ist durchaus sittlich und staatlich berechtigt. Wer leidet auch durch die Preßfreiheit? Die Mittelmäßigkeit und da und dort die Eigenliebe. Aber im letzteren Falle, wenn die Empfindlichkeit sich wirklichem Talent zugesellt hat, ist es noch immer vortheilhaft für den Staat, daß diese Empfindlichkeit zuweilen auf die Probe gestellt werde und durch streitende Abwehr sich zum Kampfe rüste. Alles genau betrachtet, sehen wir, daß Niemand Ursache hat, die Preßfreiheit zu fürchten, ausgenommen: Verbrechen, Niederträchtigkeit und Mittelmäßigkeit. Das Verbrechen verabscheut sie als Schaffot, die Niederträchtigkeit fürchtet sie als ein Brandmal, die Mittelmäßigkeit scheut sie als eine leuchtende Fackel. Alles Talentlose sucht den Schutz der Censur nach. Schwache Gemüther lieben den Schatten. So ist es Journalen wie Büchern gegenüber. Wer einen Menschen tödtet, der tödtet ein vernünftiges Geschöpf. Wer —

Nicht immer, fiel die Gräfin ein; es giebt Thiere, die mehr Vernunft haben als manche Menschen, und Menschen, die, weil sie gar keine Vernunft haben, mit den Thieren, welche ebenfalls keine haben, auf gleicher Stufe stehen.

Wer ein werthvolles Buch tödtet, enthalte es auch die bittersten, wenn nur gegründeten, Angriffe, fuhr Herr von Chateaubriand fort, der tödtet die Vernunft selbst; er tödtet nicht sowohl das Leben als vielmehr die Unsterblichkeit. Die Revolutionen, oder hier in diesem Sinne: die Entwicklungsübergänge ganzer Zeitalter finden oft eine Wahrheit nicht wieder, die verworfen oder auf die Seite geworfen worden ist, und in deren Entbehrung dann ganze Nationen ewig leiden.

Wir hatten alle in tiefster Aufmerksamkeit zugehört. Mir war es nie eingefallen, über dergleichen wichtige Dinge nachzudenken. Wie klar und schön war das, was Herr von Chateaubriand gesagt hatte! Ich rief mir Alles noch einmal treu ins Gedächtniß, um es zu Hause gleich niederschreiben zu können, und verdanke dieser Vorsicht nun die fast wörtliche Erinnerung.

Um nun auch die republikanische Frage zu erledigen, sagte Ludwig, so erlauben Sie mir wohl Alle, mich auf Dr. Mark zu berufen. Er hat mehrere Jahre in Republiken, besonders in Nordamerika zugebracht, die dortigen

Zustände studirt und kennt daher die Vorzüge republikanischer Institutionen besser und gründlicher als jeder Andere, welcher nicht in unmittelbarer Anschauung lebte.

Wenn Sie von mir etwas Günstiges für Ihre Meinung erwarten, Ludwig, so irren Sie, antwortete Dr. Mark.

Aber haben Sie nicht früher geschwärmt für die Republik? fragte Ludwig.

Ich leugne das nicht, entgegnete Dr. Mark, doch hat sich meine Schwärmerei gelegt und einer ruhigen Aenderung meiner Gedanken Raum gegeben, seit ich durch enttäuschende Erfahrungen eines Besseren belehrt wurde. Meine Begeisterung für die Republik war ein Traum, eine spätjugendliche Schwärmerei, während meine heutige Ueberzeugung auf Anschauungen und Erfahrungen beruht, die ich seitdem wider Willen erworben und damals noch nicht gewonnen haben konnte.

Mein heutiges Urtheil, weil es aus männlicher Erfahrung und geläuterter Forschung hervorgeht, sich mit Ueberzeugung auf wirkliche Zustände gründet, muß um so mehr das richtige sein, weil ich es eben von Außen durch faktische Eindrücke überkommen habe.

Da ich republikanische Einrichtungen, Gesetze und Bräuche jahrelang in der Wirklichkeit betrachtet, die Zustände untersucht, ihren Einfluß auf das Leben, ihre

Wirkungen auf die Menschen, ihre Folgen im staatlichen Sein und Treiben wie auf das Individuum unter den verschiedensten Formen und Verhältnissen beobachtet hatte, fand ich mit überraschender Enttäuschung, daß die Resultate keineswegs die waren, welche ich mir früher in meiner Vorliebe für republikanische Einrichtungen gedacht hatte.

Schiller sagt sehr wahr:

— Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe.
Die Mehrheit?
Was ist Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn.
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.
Der Staat muß untergeh'n früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Ich fand häufig, wo ich die reinste und vernünftigste, die meiner Meinung nach allein mögliche, Folge erwartet hatte, die trübste und abschreckendste Wirklichkeit.

Statt weiser Gesetze sah ich sehr viel Verwirrung und Vorurtheil in rechtlicher Anschauung, Verdrehung gesetzlicher Bestimmungen zu Gunsten des Reichen, zum Nachtheil des Armen, statt republikanischer Gleichheit — Bevorzugung des Reichen mit Hintansetzung des Armen, willkürlichen Schutz des Insassen zum Schaden des Niedergelassenen und das Kapital in fast ausschließendem Besitz von Macht, Amt und Würden.

Die höchste Gewalt, der in Erscheinung getretene Ausfluß des Volkswillens, ursprünglich beruhend in dem Eigenthum aller Bürger und somit öffentliches Gemeingut, gerieth nichtsdestoweniger allmälig in den Privatbesitz einzelner durch Namen und Reichthum begünstigter Familien und Individuen.

Das Recht, die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, Gesetze vorzuschlagen, sie ins Leben zu führen, floß mehr und mehr in die Gewalt ererbter oder anmaßender Herrschsucht weniger Menschen, Leute, die oft weder Kenntnisse noch Erfahrungen, innere und äußere Würde besitzen, Aemtern vorzustehen, die vermöge ihrer Wichtigkeit tief in's Gesammtleben des Staates, in das Wohl der Gemeinde und das Glück der Familien eingreifen.

Ich fand, besonders auf dem Lande, in jeder republikanischen Gemeinde einen oder mehrere kleine Alleinherrscher und Tyrannen, die entweder durch Macht des Grundeigenthums oder Influenz persönlicher Anmaßung, oft durch Vereinigung von mehreren Aemtern die Gewalt besitzen und üben, die Wahlen zu beherrschen und nach Willkür zu leiten, Menschen, die oft im Besitze der verschiedensten und heterogensten Amtsgewalten nebenbei noch als Schenk- und Gastwirthe eine Macht, einen Einfluß inne haben, die sie je nach Launen und Gutfinden

in hundert größeren oder kleineren, aber oft wichtigen Fällen zu ihren oder zu Gunsten ihrer Verwandten und Kreaturen ausbeuten, weil eben eine höhere und höchste Controle fehlt, wo sie selbst Niemanden über sich haben oder der höhere Vorgesetzte von ihnen persönlich gewonnen, und dann Niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist.

Während in der erblichen Monarchie der Thron wie ein Leuchtthurm erhaben über den Brandungen des Volkslebens dasteht, die Höhe und Würde der Majestät, wie die Sonne die Welt, den in seinen Bedürfnissen thätigen, sich fort und fort naturgemäß entwickelnden Staat bestrahlt, die Parteien sich zwar in und mit ihren Gegensätzen bekämpfen, doch auch wieder in allgemeines und vernünftiges Streben zum Wohle des Ganzen verschmelzen, jede Provinz, jede Gemeinde, jedes Individuum sich als einen untrennbaren Theil des großen Ganzen betrachten und des Bewußtseins froh werden kann, sich an die in der Person des Staatsoberhauptes verkörperte Gesammtmacht des Landes klammern zu dürfen, in allen von den Strömungen des Staatslebens durchdrungenen Richtungen zuletzt doch den richtigen Gesammtwillen der Nation sich in ruhiger nach Innen und Außen würdiger Entwicklung durch die Sanction der Majestät des Staatsoberhauptes verwirklichen zu sehen, und so die

Monarchie einem groß und stolz von einer einzigen Hand durch Wogen, Sturm und Klippen geführten Schiffe gleicht, in dem sich Jeder sicher fühlt, weil sich die Sicherheit Aller in der mächtigen Hand des Regenten vereinigt und bedingt, — erscheint die von den Schwankungen eines souveränen Volkswillens geschaukelte Republik dem Fahrzeuge ähnlich, welches in den wechselvollen Geschicken seiner verhängnißvollen Laufbahn heute von dem Ehrgeiz, morgen von der egoistischen Herrschsucht streitender Parteien oder Persönlichkeiten in stets wechselnder, darum oft verkehrter, zuweilen verderblicher Richtung gelenkt wird.

Betrachten wir nun die Ausflüsse der Majestät des Thrones, welche sich durch die Adern des Staatskörpers auch in das Leben des Volkes, in die Sitte ergießen, so finden wir in einem Lande unter erblicher Monarchie immer ein noch von dem Adel der feineren Sitte, von dem Hauche höherer Humanität getragenes Leben und Walten, Streben und Schalten der Gesellschaft, der Familie und des Einzelnen.

Wo wäre Höflichkeit, wenn es keine Höfe gäbe? bemerkte die Gräfin.

Die öffentlichen Zustände, die Institutionen und Einrichtungen in einer Monarchie, fuhr Dr. Mark fort, gestatten im Allgemeinen dem Einzelnen, stehe er hoch

oder niedrig, sei er persönlich betheiligt oder beschäftigt an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten oder nicht, keineswegs jene so widerliche Verirrung des Egoismus, die Verfolgung persönlicher Zwecke, wie sie sich so häufig in republikanischen Ländern zeigt, wo dieser Eigennutz bei Vielen mit schärfster Präge im Gefolge aller Uebel hervortritt, welche durch ihn selbst erzeugt und genährt werden.

Unsere republikanischen Städte in Deutschland, fiel die Gräfin ein, machen in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme und zeigen noch altrepublikanische Tugenden. Auch sind sie von den deutschen Monarchieen so umgeben und durchflutet, daß solche Laster in ihnen nicht Boden finden.

Man könnte mir einwerfen, sprach Dr. Mark weiter, daß die Freiheit individueller Entwicklung im monarchischen Staate die Erscheinung dieser Uebel nicht geradezu verhindere, und ich räume dies ein, doch wird Niemand leugnen können, daß republikanische Einrichtungen mehr ihre Entstehung begünstigen und ihre Entwicklung erleichtern.

Die gesellschaftliche Heuchelei, die kirchliche Scheinheiligkeit, die Verleumdung in boshaftester Weise, die Wahlumtriebe durch persönlichen und geldlichen Einfluß, Anmaßung in Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit

des Nächsten, Chikaniren aus persönlicher Gereiztheit ohne Maß und Ziel unter dem Deckmantel des Gesetzes und der amtlichen Befugniß, Rohheit im geselligen Leben, die Falschheit des Erlauerns persönlicher Schwächen des Andern, das öffentliche Freundlichthun bei heimlicher Bosheit, die Schadenfreude beim Unglück des Nächsten, der gemeine, alles Höhere und Edlere in der menschlichen Seele ertödtende Materialismus, die Verhärtung des Gefühles beim Elende Anderer und zuletzt die lächerliche Titelsucht geborener Republikaner — dies sind die Erscheinungen, welche sich besonders in republikanischen Ländern offenbaren, die, wenn auch in Monarchieen, doch viel seltener und weniger schroff da gedeihen.

Dies ist heute meine Ansicht. Ich darf sie bekennen, ohne meine frühere Meinung Lügen zu strafen, denn wie damals beneh me ich mich auch heute folgerecht, während Theoretiker ohne Erfahrung jeder Begründung ihrer Meinung durch die That entbehren.

Man kann mit der Zeit, eines Besseren und Richtigeren belehrt, über Staatsform seinen Glauben ändern. Wenn man nur Patriot bleibt, mit glühender Begeisterung sein Vaterland liebt und diese Liebe auch darthut, so erfüllt man seine Bürgerpflicht neben der, mündlich und schriftlich zur Belehrung Anderer das zu verbreiten, was man als Mann erlebt und gesehen und als Forscher und

Denker mit klarem Geiste philosophisch und kosmopolitisch verarbeitet hat.

Der Vicomte empfahl sich, und Ludwig folgte nach. Der Baron Vendee blieb noch einige Stunden, und entwickelte im Gefechte mancher Streitfragen mit Dr. Mark, einem norddeutschen Literaten, der ihn bei wiederholt lächerlichen Angriffen auf Deutschland, Deutsche und unsere Literatur mit beißender Satyre und höhnischer Lauge übergoß, so viel Dünkel, Albernheit und Unwissenheit, daß sich zuletzt noch ein Kampf entspann, welcher sehr ergötzlich war.

Nachdem Baron Vendee Frankreich, seine Sprache und Literatur, seine feine Sitte, seine Civilisation im Allgemeinen über alle Maßen herausgestrichen, fügte er hinzu: Daß wir die Mission haben, nach und nach alle andern Völker zu civilisiren, wird Niemand leugnen. Die Deutschen z. B., Alles, was sie in Kultur und Geschmack besitzen, haben sie von uns und in fünfzig Jahren werden alle Deutschen französisch sprechen und brauchen es dann nicht mehr zu erlernen.

Was Franzosen Gutes und Treffliches geleistet haben in Aufklärung, Wissenschaft und Kunst, sagte Dr. Mark, im Einen mehr, im Andern weniger, was sie in der Mathematik, Erdkunde, Astronomie, in einigen Erfindungen, dann in der Kriegswissenschaft Großes,

Nützliches und Zerstörendes geschaffen, gefördert, gethan, läugnen wir nicht und erkennen es an. Die Anerkennung und Würdigung ausgezeichneter Geister Frankreichs jedoch hindert nicht, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen allem Großen, Edlen und Schönen, was Deutschland vor vielen Völkern von jeher erzeugt und geboren, und noch täglich auf allen Feldern des Wissens, durch die wichtigsten Erfindungen, in der Industrie, auf den Bahnen geistigen und realen Strebens hervorbringt. Stolz bin ich auf die Fortdauer deutscher Gründlichkeit und nationaler Entwicklung, deutscher Geisteserhabenheit, rein menschlichen Strebens und freier Weltanschauung, welch letztere ausschließliches Eigenthum der deutschen Nation ist, eine Weltanschauung so rein und erhaben, daß sie wie das Licht über dem Chaos, selbstständig über den Zuständen und Erscheinungen schwebt, welche sich, wo immer, dem Scharfblicke des Weisen und der Betrachtung des Denkers darbieten. Ich verstehe unter diesem Weltblick die klare, vorurtheilfreie Wahrnehmung, Forschung, Prüfung und Sichtung der Dinge und Zustände, aller Erscheinungen in der Natur wie im menschlichen und staatlichen Leben. Ich preise die in der Tiefe des deutschen Gemüthes begründete so liebevolle Hinnahme und Schätzung alles Dessen, was in andern Ländern und von fremden Nationen Großes, Nützliches wie Schönes,

gedacht, erfunden, gebildet und vervollkommnet wird. Nebenbei hasse ich nun als Deutscher folgerecht auch jene unausstehliche, weil ungegründete, Selbstüberschätzung und dünkelhafte Anmaßung der Franzosen. Ich bemitleide ihre Oberflächlichkeit, ihren Leichtsinn, die grenzenlose Unwissenheit, in der die Masse des Volkes verharrt, und verachte von ganzem Herzen jeden Deutschen, der mit Geringschätzung oder Nichtwürdigung dessen, was in seinem Vaterlande ehrwürdig oder schätzenswerth ist, im blinden Nachbeten einiger entarteter Deutschen, die Franzosen feiert, und Manches kaum der Beachtung, geschweige denn der Bewunderung und des Lobes werth hält, weil es nicht französisch, sondern — deutsch ist. Ich verabscheue aus ganzer Seele das französische Wesen in Haus und Schule, ihre Eingriffe in die Unabhängigkeit des Gemeindelebens, ihre bureaukratische Centralisation ins Extrem, ihre pädagogische Schnürleiberei, ihre Verziehung und Verbildung der Kinder und überhaupt Alles, was die Ruhe und Würde, den patriarchalischen Frieden des häuslichen Heerdes, welchen wir und die Engländer, Holländer, Schweden, Dänen und Russen, alle Völker des Nordens und die meisten des Orients so heilig achten, zerstört und die Hochachtung zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern zu untergraben droht, ja in den meisten reichen und vermögenden Fami-

lien Frankreichs bereits untergraben und theilweise schon gänzlich vernichtet hat. Schon die französische Sprache, dieses Gefälsch, dieses Gezisch wie von einer Schlange, ohne gründlichen Halt, ohne Ruhe und Kraft, ohne tastbares Mark und Bein, ist mir widerlich. Wie überhaupt jede Sprache das Volk ist, d. h. seinen Charakter, seine innerste Eigenthümlichkeit zu Tage legt, so giebt sich in der leichtfertig spielenden, in der zweideutigen französischen Zunge die ganze Gehaltlosigkeit, Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit dieses gemüthlosen Volkes kund. Es erregt mir immer Verdacht, wenn ein Deutscher ohne Noth französisch spricht, ja die Erfahrung lehrt in vielen Fällen, daß es mit der Kultur seines Geistes und zuweilen mit der Bildung seines Herzens nicht gar erfreulich bestellt ist, wenn er sich ohne zwingende Veranlassung dieser so wort- und satzarmen Sprache bedient, welche, statt von großen Geistern, Dichtern und Denkern allein ihre Bildung zu empfangen, sich zum Theil von der Mode der Hauptstadt, zum Theil von eigensinnigen, pedanten und bornirten Akademikern ihre Gesetze vorschreiben läßt und so einer Landstraße gleicht, auf der Jedermann durch Dick und Dünn, Staub und Schmutz den gekladerten Weg zu wandern verurtheilt ist, und nicht „französisch" (octroyirt französisch) spricht, wenn er des Zwanges und ewigen Einerleies satt, über Zäune,

Hecken und Gräben setzt und sich eigne Pfade suchen will.

Oder auch einer Eisenbahn, sagte eine junge Frankfurter Dame, die eben aus England zurückgekommen war, wo Alles in festgeschlossenen Wagen, von der Lokomotive: Grammatik, zwischen hartgeschienten Grenzen, nach dem Pfeifen der Regel gezogen, heute wie gestern und morgen wie heute, ohne selbsteignes Rühren dahinfährt.

Oder, fuhr Dr. Mark fort, die gebohnte Diele des Sprachsaales verlassend, nicht je nach Belieben in Kammer und Keller, auf Stiegen und First seines eigenen Hauses steigen darf, sich seine Bedürfnisse nach Belieben zu holen, während unsere reiche und herrliche Sprache einem Walde deutscher Eichen gleicht, voll Freiheit, Hoheit, Größe, Wahrheit, Kraft und Leben, durch den die Stürme brausen, der Westwind spielt, in dem sich tausend verschiedene Pfade schlingen, Felsen, Grotten, Haine, Bäche, Gestrüppe, Blumen und Quellen in reizender Mannigfaltigkeit wechseln, das edelste Wild dem kühnen Waidmann begegnet und die Vöglein sich lustig auf den Zweigen wiegend in allen Tönen und Weisen das Lob des Schöpfers singen.

Aber unsere Literatur, unsere Dichter, die Alles in der Welt überstrahlen? fragte der Baron. Wo sonst giebt

es einen Voltaire, Rousseau, Raçine, Molière und hundert Andere, die ich nicht nennen will, um Ihnen die Schamröthe zu ersparen, Ihre paar Dichter Skillair und Queuetée, welche Niemand liest, dagegen ins Treffen zu führen?

Mein werther Baron, antwortete Dr. Mark, Sie sind jetzt nicht in Paris, sondern in Deutschland. In Paris machten Sie sich nicht lächerlich mit solchen Phrasen, aber für uns ist das Kohl. Voltaire? Er hat Geist, Witz, aber kein Herz, kein Gemüth, kein Gefühl, keine Gluth, keine Tiefe. Leute ohne diese können sehr unterhaltende Schriftsteller sein, aber sie sind keine Dichter. Molière? Ich lache. Er ist in einigen Scenen seiner Stücke, wohlverstanden nur in einzelnen Scenen, ergötzlich und köstlich. Aber einzelne Aufzüge selbst reichen nicht hin. Lessing schlug ihn so todt, daß er nicht mehr aufstehen wird. Kotzebue, der bei uns kein Lustspieldichter ersten Ranges ist, überragt ihn bedeutend*). Rousseau? Hut ab! Aber haben Sie jemals von Wieland und Paul Friedrich Richter gehört? Obschon ich sie nicht gegen Rousseau loslasse. Raçine? Genügt Euch. Man muß aber der gebildeten Welt genügen. Werfen Sie so

---

*) So wie dieser heute von Gutzkow überragt wird.
A. d. V.

einige Raçine, Corneille und Gesellen zusammen und setzen Sie sie unserm Schiller zum Nachtische vor! Kennen Sie Schiller? Was glauben Sie, daß Er mit ihnen anfangen würde?

Ich kenne diese Deutschen nicht näher.

Und doch sprechen Sie deutsch und verstehen es, Herr Baron! Da Sie Schiller nicht kennen, wissen Sie auch nicht, daß er den schönsten, erhabensten Gegenstand der Poesie, den es geben kann, aus der Geschichte Frankreichs nahm und ihn verherrlichte, Stoffe gehören allen Nationen, während dieser Stoff Ihren Dichtern fremd blieb, außer einem, der ihn mit Koth bewarf.

Wie so?

Nun, Schiller schuf die Jungfrau von Orleans, d. h. er rief sie ins Leben, in die Anbetung der Phantasie, er versetzte sie als Göttin an den Himmel der Poesie, wo sie seitdem strahlt als eines der glorreichsten Gestirne, neben seiner Maria. Ich will Sie nicht mit Herzählung einer Menge von großen deutschen Dichtern ängstigen, deren Namen Ihnen ja doch fremd sind, wie ihre Werke. Führen Sie mir dagegen alle Ihre Dichter vor in Reihe und Glied, sie werden im Schatten verschwinden vor einem einzigen Deutschen, einer der Personen der göttlichen Dreifaltigkeit des dichterischen Olymp: Homer, Shakespeare, G o e t h e.

Was sagen Sie dazu, Herr Baron? fragte die Gräfin.

Der Baron sagte kein Wort, ergriff seinen Hut und empfahl sich.

Sie haben ihn aber derb zurechtgewiesen, Herr Doctor, bemerkte die Gräfin.

Wenn der Deutsche wahr ist, ist er grob, sagte lachend Dr. Mark, darum sind wir meistens nicht höflich. Mir ist aber die französische Höflichkeit mit dem ganzen Flitterkram lästiger Phrasen zuwider. Es giebt eine unechte und eine echte Höflichkeit, jene des Mundes und diese — des Herzens, welche mir als derbe kräftige Kost der Wahrheit besser zusagt, wie der süßliche Brei falscher und gehaltloser Redensarten. Seien wir doch ganz wahr, ganz — deutsch! Man kann, wenn man gütig ist, wahr sein, ohne die würdigen Formen des Umganges und des guten Tones zu verletzen. Wenn wir eine Nation sein wollen, die von andern geachtet wird, so müssen wir das französische Wesen mit aller Entschiedenheit über die Grenze weisen. Nur ein hoher unbeugsamer Stolz gegen diese Fremden alle kann uns retten. Fort mit ihrer Sprache, fort mit ihren Moden, fort mit allem Dem, was die Würde und den Adel unseres deutschen Charakters herabzieht, und unsere nationale Entwicklung hindert! Wir sind uns selbst genug. Wir brauchen sie nicht. Es

lebe Deutschland, seine alte Sitte, seine Sprache, seine Größe, seine Zukunft!

Hoch!!! erscholl es von allen Seiten. Man füllte die Gläser auf's Neue.

Die Gräfin erhob das ihrige und sprach:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden.“

„Doch seine Weine trinkt er gern!“ schloß Dr. Mark, und Alles begab sich zur Ruhe.

Siebenzehntes Kapitel.

Geschichte der schönen Julia. Friedrichs Uebereilung bewährt das Sprüchwort: Zuvor gethan, hernach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

Seit dem Abende, da ich in Leonhard Julien erkannt hatte, war ich von Unruh und Verlangen ergriffen, die näheren Umstände ihres Lebens zu kennen und die erste ruhige Stunde, welche ich auf meinem Zimmer genoß, war für sie bestimmt, mir die Geheimnisse dieses Lebens zu enthüllen.

Wir waren allein und Julie begann:

Cäcilie Lindenberg war in der Zeit ihrer Blüthe eine

der ersten Sängerinnen Deutschlands und lebte damals in Dresden, wo sie sich mit Unterricht im Gesang und Klavierspiel ernährte, denn sie war Waise, ohne Verwandte und Vermögen. Auf der Bühne ist sie nie erschienen. Sie mochte neunzehn Jahre zählen, als der junge Fürst von Cattivello sie kennen lernte, eine heftige Neigung für sie faßte und nach langem Bemühen endlich auch ihre Liebe gewann, nachdem er ihr erklärt hatte, daß es sein innigster Wunsch sei, sie als rechtmäßige Gemahlin zu besitzen.

Ihre seltne Schönheit, ihre natürliche Anmuth, ihre Bildung im Vereine mit der herrlichen Stimme, die ihr die Natur verliehen und die Kunst zur Vollendung gebracht hatte, waren schon lange, wiewohl vergebens, der Gegenstand der Bewunderung und des Entzückens mehrerer Anbeter gewesen, die sich um sie bemühten.

Cäcilie liebte nur den Fürsten und hatte noch nie für einen Andern gefühlt. Seine Bekanntschaft mit ihr, seine ausgesprochene Absicht, sich ihr zu vermählen, brachten es mit sich, daß sie von da an ihre Musikstunden aufgab, um nur noch für ihren Geliebten zu leben. Dieser Umgang war seit dem ersten Augenblicke der Bekanntschaft von dem Fürsten geheim gehalten worden, weil er allen Grund hatte zu fürchten, daß seine Eltern den Entschluß, ein bürgerliches Mädchen zu heirathen, nie billigen, viel-

mehr Alles aufbieten würden, eine solche Verbindung zu vereiteln.

Nichtsdestoweniger erfuhren sie nicht allein den vertrauten Umgang ihres Sohnes mit Cäcilien, sondern auch seine Absicht, sie einst als Gemahlin zu besitzen.

Der junge Fürst wollte nur den Tod seines bereits betagten und sehr kränkelnden Vaters abwarten, um seine Mutter zu gewinnen und Cäcilien dann zum Altare zu führen. Allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen und gefiel sich darin, die fürstliche Würde vor solcher Schmach zu bewahren.

Zwar starb der alte Fürst einige Monate nach Cäciliens heimlicher Verlobung, doch kaum war sein Sohn Julius vom elterlichen Schlosse, wo die Beerdigung stattgefunden hatte, nach Dresden in die Arme seiner Braut zurückgekehrt, als der Feldzug Napoleons gegen Rußland begann und ihn, der als Major in einem deutschen Heere diente, zwang, aus den Umarmungen der Geliebten unter die Fahnen seines Regiments zu eilen.

So schmerzlich auch der Abschied war, tröstete man sich doch gegenseitig mit der Hoffnung auf glückliche Wiederkehr.

Kurz darauf, nachdem ihr Bräutigam zur Armee gereist war, gebar Cäcilie eine Tochter, der sie zum Ge-

dächtnisse an ihren Verlobten den Namen Julia gab. Diese Julia bin ich.

Meine Mutter wartete vergebens auf die Rückkehr ihres Geliebten. Nachdem der Krieg zu Ende war und Deutschland sich seines Tyrannen entledigt hatte, erhielt sie endlich die bestimmte Nachricht von dem Tode meines Vaters, welcher in einem Treffen bei Smolensk am 16. August 1812 in der Blüthe seiner Jugend vom Tode ereilt worden war.

Ein trauriges Schicksal war von nun an ihr Loos. Da sie stets alle und jede Unterstützung ihres Geliebten entschieden zurückgewiesen hatte, mußte sie, ohne irgend welches Vermögen, eine Zeit lang von ihren Ersparnissen leben, und konnte in Dresden den früheren Unterricht nicht mehr beginnen, weil sie zu lange schon außer Beziehungen gekommen war mit all den Familien, in denen sie jemals Stunden gegeben hatte.

Welch fatales Mißgeschick, liebe Julie, bemerkte ich, daß dein Vater sterben mußte, bevor er sich mit deiner Mutter öffentlich vermählen konnte. Statt nun als Leonhard zu dienen, wärst du eine hohe, angesehene und reiche Dame.

Das ist wahr. Aber liebst du mich deshalb weniger, Friedrich, weil ich nun eine, wie man sagt, unnatürliche Tochter bin? Was kann ich dafür, daß eine zu-

fällige gesetzliche Trauung durch den Tod meines Vaters verhindert ward, und bin ich darum weniger das echte Kind vortrefflicher Eltern?

Nein, Julie! Beruhige dich, Theuerste! Ein natürliches Kind liebender Menschen ist, eben weil es ganz natürlich ist, einer heiligeren Minute das Dasein schuldig, als ein durch den Zwang der ehelichen Nacht erzeugtes Wesen. Auch ist die Vereinigung Liebender, aus der ein Kind entsproßt, in den Augen vernünftiger und edler Menschen die wahre, darum heilige Ehe, und die Trauung vor einem Altare weiter nichts als die in der Welt nun einmal übliche Huldigung, welche man dem Vorurtheil der Leute, vor Allem und insbesondere aber dem unentbehrlichen Gesetze bringt, das die Pflichten der Eltern festsetzt und die Ansprüche der Kinder auf Erziehung und Vermögen schützt. Die wichtige und heilige Bedeutung der Ehe auf Grund einer gesetzlichen Bestimmung ihres äußeren formellen Vollzuges vor den Augen der Welt ist in unserer gesellschaftlichen Ordnung des Lebens ebenso nothwendig begründet als den Familienverhältnissen entsprechend, auf die ein ganzer Staat sich stützt, obschon streng naturgemäß ethisch und ästhetisch eine Liebe wohl ohne Ehe, aber eine Ehe nicht ohne Liebe bestehen darf, oder wenigstens bestehen sollte. Es ist die Heiligkeit einer treuen und aufopfernden Liebe, nicht die Heiligkeit ihres

formellen Schlusses vor dem Altare, was einer ehelichen Verbindung die eigentliche moralische Weihe giebt, so zwar, daß selbst der Apostel Paulus in der Verbindung von Mann und Weib ein Bild der Vereinigung der christlichen Kirche mit ihrem göttlichen Stifter erblickt.

Mein Gott, wie gelehrt du bist, Friedrich! Du könntest ja als Professor auf ein Katheder steigen.

Gott behüte mich davor, Julie! Man kann übrigens Theolog und Philosoph sein, liebes Kind, ohne sich Doctor zu schreiben, wie Manche sich Doctor nennen lassen, ohne von Gott oder wichtigen Dingen mehr zu wissen, als ein Laie auch. Ich habe Manches studirt und über Vieles nachgedacht, denke immer noch ein wenig, so oft ich allein bin, und besitze nun wie die Leute, welche sich Gelehrte nennen, die Schwachheit, meine Gedanken und die Ergebnisse meiner Betrachtungen gern zu Nutz und Frommen Anderer auf's Tapet zu bringen, trotzdem ich durch kein Doctordiplom dazu ermächtigt worden bin. Um aber auf deine Geburt zurückzukommen, so stehst sowohl du wie deine Mutter ebenso rein und hoch in meinen Augen da, als hätte eine öffentliche Vermählung stattgefunden, nur schließt das Gesetz dich jetzt aus von der Berechtigung auf den Namen und das Vermögen deines Vaters, so lange du nicht von seinen Verwandten selbst anerkannt wirst.

Leider! fuhr Julie fort, doch sei überzeugt, daß ich dich als Fürstin ebenso lieben würde, wie ich dich jetzt liebe. Da ich aber als solche dich wohl niemals kennen gelernt hätte, so ist mir's jetzt lieb, daß ich einfach Julia bin. Ich fahre nun in meiner Geschichte fort, indem ich die Jahre meiner frühesten Jugend übergehe und nur erwähne, daß meine Mutter, die unaufhörlich mit gleichem Schmerze den Tod ihres Gatten betrauerte, Dresden verließ und sich in Leipzig niederließ, um dort nach und nach Bekanntschaften anzuknüpfen, durch die sie wieder Gelegenheit erhalte, Gesang- und Klavierstunden zu geben wie früher. Eh' sich aber noch eine Aussicht dafür bot, ward meine Mutter krank. Der stete und heftige Gram um den Tod meines Vaters, die Sorge um mein Schicksal und eine krankhafte Empfindlichkeit für äußere Ehre, Alles vereinigte sich, sie zu verzehren und aufzulösen. Sie siechte hin, konnte bald das Bett nicht mehr verlassen, und suchte trotzdem durch Handarbeiten noch etwas zu verdienen, allein bald wurde sie so schwach und elend, daß sie ihren Tod vor Augen sah.

Eines Morgens, da sie mich unter Thränen umschlungen hielt, ich war damals zehn Jahre alt, übergab sie mir dies Bildniß meines Vaters und sagte dann: Julia, mein Kind, ich lasse dich allein zurück in der Welt. Deine einzige Zuflucht in dieser Stadt und überhaupt

ist die Theilnahme der Leute, bei denen wir wohnen Allein sie sind selbst arm und nicht im Stande, etwas für deine Erziehung zu thun. Ich habe dir bereits gesagt, wer dein Vater war. Wenn du einige Jahre älter geworden, wirst du begreifen lernen, warum seine Verwandten nichts von dir wissen wollen, wenn sie dich auch kennen würden. Versprich mir heilig, wobei du Gott zum Zeugen nimmst, mein Kind, daß du nie einen Versuch machen wirst, dich irgend Jemanden von diesen Verwandten jemals zu nähern oder ihnen das Geheimniß deiner Herkunft zu eröffnen, ohne daß sie dich dazu auffordern, denn ich habe meine Gründe, dies von dir zu verlangen.

Ich mußte dies meiner Mutter mit einem Eide geloben.

Ich habe eine einzige Freundin, fuhr sie fort, sie heißt Frau von Alchim, mit der ich früher in Dresden lange in den vertrautesten Verhältnissen lebte. Diesen Brief, den ich an sie geschrieben, als ich noch bei Kräften war, bewahre wie ein Heiligthum, und übergieb ihn den Leuten, bei denen wir wohnen, bis du genau erfahren hast, wo Frau von Alchim jetzt lebt. Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihren Aufenthalt zu erforschen, und hörte erst vor wenigen Tagen, daß die Gemahlin des . . chischen Consuls hier eine Verwandte von ihr ist. Gehe, sobald

ich todt bin, zu dieser Dame, bitte sie um Auskunft, und schreibe dann mit Hülfe unserer Hauswirthin an Frau von Alchim. Sie wird dich, wenn sie noch lebt, mit Theilnahme zu sich nehmen und für deine weitere Erziehung sorgen. Einstweilen bleibst du hier bei den Leuten, wo wir wohnen. Das wenige Geld, was ich noch besitze, habe ich ihnen übergeben, deine kleinen Bedürfnisse auf einige Jahre zu bestreiten. Die Leute sind gut, und werden Alles für dich thun, was sie können, denn sie haben mir neulich auf die herzlichste Weise versichert, dich, trotzdem sie selbst Kinder haben, so lange bei sich zu behalten, bis du irgend eine Versorgung in einer braven Familie gefunden haben werdest. Frau von Alchim aber ist meine einzige Hoffnung. Nun lebe wohl! Gott segne und beschütze dich, Julie! Wir werden uns einst wiedersehen, um uns nie mehr zu trennen.

Erschöpft von der Anstrengung dieser Rede sank sie zurück und starb. Ich weinte und küßte sie, ergriff ihre Hände, und glaubte sie durch meine Liebkosungen wieder ins Leben zurückrufen zu können. Die Leute des Hauses kamen dazu, versicherten mir, daß meine liebe Mutter nun im Himmel sei und suchten mich auf jede Art zu trösten. Einige Tage darauf, als ich mich recht ausgeweint hatte, schrieb ich einen Brief an die Frau von

Alchim, worin ich anführte, daß meine gute Mutter mir kurz vor ihrem Tode ein Schreiben an sie übergeben habe, welches ich nur persönlich überreichen dürfe.

Ich erkundigte mich jetzt nach der Wohnung des Consuls und ward auch zu der Dame geführt.

Kaum hatte ich einen Schritt in ihr Zimmer gethan, so sprangen mehrere Hunde mit lautem Gebell auf mich los und fielen mich an. Voller Schrecken wehrte ich sie von mir ab und schlug und trat um mich herum, wobei ich einen so mit dem Fuße auf den Kopf stieß, daß er ein lautes Geheul erhob und die Flucht ergriff. Inzwischen hatte die Dame die Hunde zum Schweigen gebracht und zu sich gerufen, empfing mich aber, als ich mit zerrissenem Kleide näher trat, unter den heftigsten Vorwürfen und Scheltworten, wodurch ich allen Muth verlor und kaum Worte fand, mein Begehren vorzubringen. Diese Frau aber, nur bemüht, den getretenen Hund zu besänftigen, wollte nicht einmal auf mich hören und rief wüthend: Fort, du boshafte Dirne, fort aus dem Hause, und bettle wo anders!

Diese lieblosen Worte wurden von Blicken begleitet, die mich ganz einschüchterten und vergessen ließen, warum ich gekommen war. Ich eilte daher die Treppe hinunter, so schnell ich konnte, und war froh, als ich die Straße erreicht hatte.

Ganz verstört und mit Thränen in den Augen kam ich nach Hause und warf mich vor dem Bette auf die Kniee, in dem meine gute Mutter gestorben war. Dann eilte ich hinaus vor die Stadt zu ihrem Grabe, benetzte es mit einem Strome von Thränen und bat Gott, mich sterben zu lassen, um mit meiner lieben Mutter wieder vereinigt zu werden.

Doch der Himmel erbarmte sich meiner kindlichen Bitte nicht und ich sollte noch ärgere Leiden erfahren.

Als ich auf dem Rückwege wieder in eine Straße der Stadt eingebogen war, begegnete mir eine alte Frau, zu der ich vor einiger Zeit verschiedene Male gekommen war, um ihr die Handarbeiten meiner Mutter zu bringen, die sie dann verkauft und mir das Geld dafür eingehändigt hatte.

Diese Frau nahm mich bei der Hand, als sie sah, daß ich verweinte Augen hatte, erkundigte sich nach uns und hörte nun erst von mir, daß meine Mutter todt sei. Sie tröstete mich und sagte dann: Komm einige Augenblicke zu mir in meine Wohnung, Julie, ich habe dir noch etwas Geld zu geben, welches ich aus dem Verkaufe der letzten Arbeiten deiner Mutter gelöst habe.

Nachdem wir die Kammer betreten, in der diese Frau wohnte, verschloß sie sorgfältig die Thüre, holte dann einige Groschen und händigte sie mir ein. Mittlerweile

hatte sich ein heftiges Gewitter zusammengezogen und entladen. Der Regen floß in Strömen, und so war ich genöthigt, einige Stunden hier zu warten. Ich setzte mich auf einen Stuhl und schlief vor Müdigkeit ein.

Als ich erwachte, war es bereits dunkel geworden. Kein Licht war in der Kammer, doch nebenan durch die Ritze einer Thüre, die zu einem andern Raume führte, drang ein heller Schimmer.

Ich stand auf, um die Alte zu rufen, und vernahm nun ein Flüstern, aus dem mein Name hörbar wurde Ein mir unerklärbares Gefühl von Angst überfiel mich jetzt und ich trat leise an die Thüre, um zu lauschen, ob es die Frau sei, die ich rufen wollte.

Jetzt konnte ich deutlicher das Gespräch vernehmen, welches man führte. Ich erkannte wirklich die Stimme der Alten, die von der eines Mannes unterbrochen wurde.

Wie alt ist sie? fragte die männliche Stimme.

Zehn bis zwölf Jahre.

Ist sie hübsch?

Sie ist nicht hübsch, sondern sogar schön.

Hat sie gar keine Ahnung? fragte der Mann weiter.

Nein, sie weiß von Nichts, nur müssen wir warten, bis es Nacht geworden ist.

Aber werden wir keine bösen Händel kriegen, wenn die Sache herauskommt?

Wie dumm du fragen kannst, erwiderte die Alte. Ihre Hausleute wissen ja gar nicht, daß sie hier ist, und wenn ihr heut Nacht abzieht, können sie suchen, so lange sie wollen. Wohin werdet ihr euch die nächste Zeit wenden?

Wir wollen nach Breslau und dann nach Polen, später nach Böhmen.

Dann müßt ihr aber das Mädchen so lange ganz verborgen halten, bis ihr in Polen seid, sagte die Alte.

Das versteht sich von selbst, bemerkte der Mann. Auch können wir sie ja gar nicht brauchen, bis sie völlig dressirt ist. Wie sagst du, daß die Dirne heißt?

Julie Lindenberg, flüsterte das Weib.

Mein banges Gefühl wurde nun zur schrecklichsten Angst. Ich eilte zur Thüre, welche auf den Gang führte, fand sie aber verschlossen.

Das Geräusch, welches durch meine Bewegung entstanden war, mußte man in der Nebenkammer gehört haben, denn ihre Thüre ward aufgerissen und die Alte stürzte mit dem Lichte herein, gefolgt von dem Manne.

Eh' ich noch Zeit gewinnen konnte, das Fenster zu erreichen, um auf die Straße hinaus zu schreien, überfielen mich Beide, banden mir die Hände auf den Rücken und hielten mir ein Tuch vor den Mund, um mein Schreien zu ersticken. So trugen sie mich in die dunkle Nebenkam-

mer, deren Fensterläden ganz geschlossen waren. Der Mann ging fort und die Alte bewachte mich.

Reden konnte ich nicht. Jetzt nahm mir das Weib die Binde vom Munde weg und sagte: Du bleibst vorläufig hier. Dein Weinen kann dir nichts helfen. Beim ersten Schrei, den du ausstößt, wirst du festgeknebelt, in einen dunkeln Keller geworfen und so lange durchgeprügelt, daß dir das Lärmen vergehen wird. Sei also ruhig und stille. Du kommst zu guten Leuten und wirst ein angenehmes Leben haben. Heute Nacht kommt der Mann, der von nun an dein Vater sein wird, um dich abzuholen. Thue Alles, was er dir befiehlt, und widersprich ihm nicht, sonst ist er gezwungen, dich zu schlagen.

Dies war der Trost, den ich in meiner schrecklichen Lage erhielt. Was sollte ich thun? Es blieb nichts übrig, als mich der Gewalt zu fügen.

So wurde es Nacht. Ich erwartete mit Schrecken die Ankunft des Mannes, und doch sehnte ich mich fort aus der dumpfen Kammer und der Gegenwart des unheimlichen Weibes.

Endlich erschien er, der mir als mein künftiger Vater angekündigt war. Es war derselbe Mann, welcher mich geknebelt hatte. Er mochte zwischen dreißig und vierzig Jahren alt sein, und nachdem das Weib Mehreres in

meiner Gegenwart mit ihm gesprochen, glaubte ich, als ich ihn genauer betrachtet hatte, wahrzunehmen, daß es ihr Sohn sei, obschon sie jedes Wort vermied, aus dem ich dieses Verhältniß hätte vermuthen dürfen.

Der Mann redete mich an: Du wirst von heute an Mina Bonhart heißen, Kleine, und überall für meine Tochter gelten.

Bonhart hieß der Schurke? unterbrach ich Julien. Wie sah er aus?

Groß, stark, mit schwarzen Haaren und gelben Augen.

Es ist derselbe, Julie, der mich in Amsterdam betrogen, und ich erzählte ihr nun in wenigen Worten die zweimalige Begegnung mit diesem Schufte.

Julie fuhr in ihrer Erzählung fort: Hüte dich, sagte er zu mir, irgend Jemanden in der Welt zu verrathen, wer und wo du bis heute gewesen bist und wie dein Name war. Deine Mutter ist todt, so auch dein Vater, und wenn ein Kind seine Eltern verloren hat, empfängt und behält es von dem Augenblicke an den Namen dessen, der es an Kindesstatt zu sich nimmt. So ist das Gesetz in der Welt. Ich werde dich gut behandeln, wenn du folgsam bist und Alles thust, was ich will, denn ich bin jetzt dein Vater und dein Herr. Wenn du aber ungehorsam bist oder widerspenstig und boshaft, dann werde

ich dich peitschen bis aufs Blut und dich hungern lassen. Bei der geringsten Miene, die du machst, mit andern Leuten zu reden, oder um ein Zeichen von dir zu geben, daß ich nicht dein wirklicher Vater bin, will ich dich so schlagen, daß dir die Lust für ein zweites Mal vergehen soll. Jetzt folge mir!

Damit ergriff der Mann meine Hand und zog mich aus dem Hause. Wir kamen nach einer Viertelstunde ins Freie auf die Landstraße, an ein Wirthshaus, vor dem einige Wagen standen, große Kasten, die ganz verschlossen schienen. Es war noch dunkel, als wir ganz nahe zu einem der Wagen traten, aus dem eine weibliche Stimme einige mir unverständliche Worte sprach. Der Mann antwortete in derselben mir unbekannten Sprache, öffnete das Schloß des Wagens und hob mich hinein.

Ein Weib empfing mich mit den Händen, die Thüre schloß sich dann von außen, und sie sagte zu mir in deutscher Sprache: Hier ist dein Bett, lege dich ruhig hin und schlafe hier neben mir. Ich bin deine Mutter und heiße Nora, dein Vater heißt Bonhart. Hast du Hunger und Durst, Mädchen?

Nein, aber es ist so heiß in diesem Kasten, ich kann es nicht aushalten.

Warte, ich öffne das Fenster. So, jetzt wollen wir

schlafen, und sie zog mich auf eine Matratze nieder, über der eine wollene Decke lag.

Sobald ich das Fenster öffnen gehört, blickte ich hin, in der Hoffnung, es sei groß genug, meine Flucht zu begünstigen, aber die eisernen Stäbe, welche es kreuzten, machten es unmöglich, da durchzukommen. Ich empfahl mich dem lieben Gott in einem stillen Gebete und gedachte meiner guten Mutter, die nie ahnen konnte, welch trauriges Schicksal ihrer geliebten Julie wartete. Endlich schlief ich vor Ermüdung ein und erwachte, als der Tag graute, durch die Stöße und das Gerüttel des Wagens.

Als es hell geworden war, sah ich die Person neben mir ebenfalls erwachen.

Die Furcht hatte mich lange abgehalten, sie anzusehen. Nun ich endlich Muth faßte, und meine Blicke auf sie heftete, sah ich zu meinem Erstaunen eine junge und hübsche Frau, die mich ebenfalls voll Neugier betrachtete. Ihr freundliches Gesicht ermuthigte mich ein wenig, so daß ich zu ihr sagte:

O Gott, haben Sie Erbarmen mit mir und lassen Sie mich fort aus diesem schrecklichen Kasten, liebe Frau! Ich will Ihnen dankbar sein, wenn ich glücklich nach Hause komme, und Ihnen alles Geld geben, was mir meine selige Mutter hinterlassen hat. Ich will es zu der

Frau schicken, die mich gestern Abend von der Straße mitgenommen hat. Dann fing ich an zu weinen und ergriff die Hände der Frau.

Sie antwortete mir: Du mußt hier bleiben, Mina. Wenn ich dich entspringen ließe, würde mich Bonhart zu Tode schlagen. Ich habe Mitleid mit dir. Aber er ist ein schrecklicher Mensch und kennt kein Erbarmen. Hüte dich, ihn zu beleidigen, er würde dich furchtbar mißhandeln. Vergiß Alles, was hinter dir liegt, und füge dich in dein Schicksal. Wir sind Seiltänzer. Du wirst bald diese Kunst erlernen, denn du hast leichte geschmeidige Glieder und einen schönen Wuchs. Ich will dich unterrichten, wie du dich halten mußt, um den Leuten zu gefallen. So kannst du leicht dein Glück machen in der Welt, wenn du ein paar Jahre älter wirst. Du wirst ein schönes Mädchen werden, und reiche schöne Herren werden sich in dich verlieben und dir alles schenken, was du nur willst. Aber noch einmal bitte ich dich, suche niemals zu entfliehen, Bonhart würde dich doch wieder fangen, und dich und mich dann aufs schrecklichste dafür strafen!

Da ich sah, daß diese Frau nicht bösartig war und Mitleid mit mir zu fühlen schien, beschloß ich, sie als eine Art von Trost und Zuflucht in meiner nunmehrigen

Lage zu betrachten, und ihr alles Mögliche zu thun, was sie von mir verlangen werde.

Es war schon Tag geworden, als der Wagen vor einem Wirthshause am Wege hielt. Der Mann kam an den Kasten, öffnete die Thüre und brachte uns ein Frühstück, bestehend aus Butterbrod und Milch. Dann schloß er uns wieder ein. Frau Nora war bei mir geblieben und wir fuhren weiter.

Wir kamen den Tag über durch mehrere Dörfer und gegen Abend in einen kleinen Ort, wo wir einige Tage blieben. Hier wurden auf einer Wiese die beiden Wagen aneinandergestellt und der eine ganz ausgeräumt. Der Mann schlief während der Nacht in dem einen, die Frau mit mir in dem andern.

In dem größeren Kasten sollte ich nun meine Uebungen anfangen. Es wurden in demselben mehrere wollene Decken auf den Boden gelegt und der Mann sperrte sich mit mir ein.

Zuerst ergriff er mich bei den Armen, hob mich in die Höhe, warf mich herum und fing mich an den Beinen auf, so daß ich mit dem Kopfe nach unten hing, dann schleuderte er mich gleich wieder in die Höhe und fing mich unter den Armen auf, so daß ich wieder auf die Füße kam. Da ich einen lauten Schrei that, während ich so herumgeschleudert wurde, legte er mich mit dem

Gesicht auf die Decke, entblößte mich und gab mir mehrere sehr schmerzhafte Hiebe mit einer Reitpeitsche, dann hieß er mich aufstehen und entkleidete mich. Ich fing laut an zu weinen und zu jammern und bat ihn flehentlich, mich doch endlich zu verschonen und wieder ankleiden zu lassen. Er ergriff aber meine Arme, zwang mir die Ellenbogen hinter dem Rücken zusammen und ließ mich mit Gewalt alle möglichen Stellungen und Verrenkungen des Körpers machen.

Das Alles verursachte mir große Schmerzen, so daß ich einmal laut schrie, worauf er mich bei den Haaren faßte, die ich ganz aufgelöst tragen mußte, und mich mit einer Ruthe geißelte, indem er rief: Ha, wie gut! Ha, wie gut!

Für heute Morgen wollen wir nun ausruhen, Mina, sagte er, heute Abend gebe ich dir wieder Unterricht, und so wirst du bald gelenkig werden. Die nächste Woche kriegst du deine Hosen an und kommst dann auf's Seil.

Ich würde deine Geduld ermüden, Friedrich, und die Leiden jener Zeit nur in schmerzende Erinnerung zurückrufen, wollte ich dir die schreckliche und barbarische Behandlung erzählen, die ich besonders in der ersten Zeit erdulden mußte, und die widrigen Kunststücke, zu denen ich gezwungen wurde. Die Frau dieses furchtbaren Menschen that Alles, was sie konnte, meinen Zustand

zu erleichtern und mich täglich zu trösten, allein sie konnte mir nicht helfen oder mich befreien aus der Sklaverei, in der ich gehalten wurde. Zwei erwachsene Knaben und ein Mädchen, die Bonhart für ihren Vater und Nora für ihre Mutter ausgaben, waren die Gefährten meines Schicksals, wurden aber viel besser behandelt als ich. Sie übten gegen mich, wo sie konnten, Bosheit und Tücke.

Tausendmal faßte ich den Entschluß, zu entfliehen oder einem der vielen Zuschauer unserer Gauklerkünste zuzurufen, wer ich sei und was ich leide, doch die furchtbare Angst vor der Rache des Tyrannen hielt mich ab.

Jeden Abend, wenn ich mich ausgekleidet hatte, nahm mich Bonhart hinüber in den großen Kasten und ließ mich allein vor ihm tanzen. Wenn ich mich sträubte oder einen Fehltritt machte, geißelte er mich mit einer Ruthe, bis ich blutete, und rief dabei: Ha, wie gut! Ha, wie gut! dann rieb er mich mit Spiritus ein, und ich mußte trotz der fürchterlichen Schmerzen, in meinen Stellungen und Sprüngen fortfahren, bis er sagte: Halt! du kannst jetzt schlafen gehen.

Drei Jahre lang hatten wir Deutschland und einige angrenzende Länder durchzogen, als die Stunde meiner Erlösung schlug. Es war in Dresden, derselben Stadt,

wo ich die erste Zeit meiner Kindheit bei meiner unvergeßlichen Mutter durchlebt hatte.

Die Art, wie ich entkam und was unmittelbar darauf folgte, war merkwürdig genug.

Wir mochten ungefähr acht Tage lang in Dresden Vorstellungen gegeben haben, als Bonhart plötzlich krank wurde. Während dessen fand ich einmal Gelegenheit, eine halbe Stunde ganz allein zu sein. Schnell ergriff ich einen der Bogen, auf denen die Ankündigung unsrer heutigen Vorstellung gedruckt war, und schrieb mit vieler Mühe, da ich seit drei Jahren des Schreibens fast entwöhnt war, auf der Rückseite mit Bleistift folgende Worte:

> Erbarmen Sie sich meiner! Ich bin ein geraubtes Mädchen und heiße nicht Mina, wie auf diesem Zettel gedruckt ist, sondern Julia Lindenberg. Ich bin hier in Dresden geboren, und diese Leute geben mich für ihre Tochter aus.

Sobald ich dies geschrieben hatte, faltete ich den Zettel klein zusammen und steckte ihn in meine Brusttasche, denn ich trug fast immer selbst bei vielen Vorstellungen, die wir gaben, Knabenkleider, so daß ich ganz der weiblichen Kleidungsstücke entwöhnt war.

Ich suchte nun die kurze Zeit, da man mich unbeachtet ließ, zu benutzen, den Zettel irgend Jemanden im Publikum in die Hände zu spielen, lief unbeachtet aus dem Zelte und schaute mich auf der Straße um. In demselben Augenblicke fuhr ein prächtiger, offener Gallawagen, des Gedränges wegen, im Schritte vorüber, ganz nahe, wo ich stand. Ich stürzte auf den Wagen los und warf den Zettel einer Dame auf den Schooß, die neben einem Herrn saß. Da ich nun selbst im Gedränge zugleich auf den Gedanken gekommen war, auf der Stelle zu entfliehen, und mich grade unter die Leute stürzen wollte, fühlte ich mich von hinten am Arme ergriffen und zurückgerissen. Es war Bonhart, der mir eilig gefolgt war und mich schnell in das hintere Gemach des Zeltes zurückführte. Er warf mich auf den Boden, band mir Hände und Füße und gab mir unzählige Hiebe mit der Reitpeitsche. Dann rief er seine Frau und sagte ihr in der Sprache, von der ich einige Worte gelernt hatte, daß wir noch heute Abend Dresden verlassen würden.

Ich mochte einige Stunden so gelegen haben, als ich Lärm im Zelte und mehrere unbekannte Stimmen durcheinander hörte. Jetzt ward mir der Gedanke an die Wirkung des Zettels, welchen ich in den Wagen geworfen hatte, zur Ahnung meiner Befreiung.

Ich täuschte mich nicht. Der Vorhang zu dem

Raume, wo ich lag, ging auseinander und derselbe Herr, welchen ich neben der Dame im Wagen gesehen, trat mit einigen Polizeidienern und Bonhart ein.

Bist du das Mädchen, welches diesen Zettel in einen hier vorbeifahrenden Wagen geworfen hat? fragte der fremde Herr.

Ja, ich bin Julia und nicht Mina, wie dieser Mann mich nennt, der mich vor drei Jahren in Leipzig geraubt hat.

Bindet sie los! sagte der Fremde. Man befreite mich sogleich von meinen Fesseln. Der Herr nahm mich bei der Hand und führte mich aus dem Zelte in einen Wagen, mit dem er gekommen war. Ehe wir jedoch das Zelt verließen, hatte man Bonhart gebunden und fortgeführt, nachdem ich erklärt hatte, daß er allein schuldig, die Frau dagegen völlig unschuldig sei. Von ihr nahm ich gerührt Abschied, dankte ihr für alle Rücksicht und Sorgfalt und verließ nun diesen Kerker für immer.

Der fremde Herr und ein Polizeidiener fuhren mit mir zur Behörde, wo mir Bonhart gegenüber gestellt wurde. Ich mußte Alles von ihm seit dem Augenblicke, wo ich ihn im Hause der Alten in Leipzig gesehen hatte, genau angeben, dann entließ man mich, nachdem mein Retter erklärt hatte, von heute an für mich sorgen zu wollen.

Noch am selben Tage nahm dieser Herr Extrapostpferde und reiste mit mir nach Leipzig, wo ich ihn in das Haus der Leute führen mußte, bei denen wir gewohnt hatten und meine Mutter gestorben war.

Die Leute freuten sich unendlich, mich wiederzusehen, und bestätigten meinem Retter Alles, was ich ihm von meiner Mutter, ihrem Tode u. s. w. gesagt hatte.

Zu meiner größten Freude hatten diese guten Menschen das in Edelsteinen gefaßte Brustbildchen meines Vaters, welches ich einst von meiner Mutter erhalten und an dem Tage, wo ich geraubt wurde, glücklicherweise nicht bei mir getragen, aufbewahrt und gaben mir es jetzt. Mein Retter, der sich Dr. Richard nannte, betrachtete es genau und sagte dann: Ich sehe, mein Kind, daß Alles wahr ist, wie du es angegeben hast. Wir werden morgen nach Dresden zurückfahren und unterwegs will ich dir Alles eröffnen, was ich mit dir vorhabe.

Die guten Leute holten das Geld herbei, welches ihnen meine Mutter für mich übergeben hatte. Ich wollte nichts davon zurücknehmen, allein sie bestanden darauf, weil es ja mein Eigenthum sei.

Dr. Richard gab ihnen nun eine Rolle Goldstücke als ein Geschenk von ihm selbst, die sie erst nach langem Weigern annahmen.

Ich sagte diesen edlen Menschen Lebewohl und fuhr

am folgenden Tage mit Dr. Richard nach Dresden zurück.

Unterwegs sagte er zu mir: Liebe Julia, ich weiß, wer du bist, denn ich kannte deinen Vater. Er selbst hat mir eröffnet, daß er deine Mutter liebe und sich ihr zu vermählen wünsche. Auch deine Mutter kannte ich genau. Leider hat Fürst Julius zu früh sein Leben auf dem Schlachtfelde verloren. Sein Vater ist bald darauf gestorben; allein, wenn auch dein Vater ihn überlebt hätte, so würde es doch, glaube ich, unmöglich gewesen sein, die alte Fürstin zur Einwilligung seiner Heirath zu bewegen.

Die Dame, der du gestern den Zettel in den Schooß warfst, ist diese Fürstin, deine Großmutter. Ich bin ihr Leibarzt. Ich will dir nicht den Schrecken schildern, der sie überfiel, während sie deine Eröffnung las. Glücklicherweise für dich war ich zugegen.

Was ist da zu thun? Lesen Sie! sagte die Fürstin zu mir.

Ich las und war auf's Höchste überrascht, sowohl von deinen Worten selbst, als von der sonderbaren Fügung der Vorsehung.

Nun, ich glaube, Durchlaucht, gab ich zur Antwort, daß man dieses Kind ohne Zögern aus seiner schrecklichen Lage befreien muß.

Es wäre ein Verbrechen, dies nicht zu thun, erwiderte die Fürstin, denn man muß glauben, daß das Mädchen die Wahrheit schreibt. Allein, was dann? So unschuldig auch das Kind an dem Fehltritte seines Vaters ist, so war dieser Vater doch mein Sohn. Er hat sein Verbrechen, eine Bürgerliche, und noch dazu eine Sängerin, zu lieben, durch einen noch rechtzeitigen Tod gebüßt. So sehr ich meinen Sohn liebte, so sehr mußte ich diesen Tod als ein Ereigniß begrüßen, welches unsern fürstlichen Namen, die Ehre unseres Hauses vor Schmach und Schande bewahrt hat. Ich werde das Kind aus der fatalen Lage retten, worin es schwebt, und zwar heute noch, allein ich kann und darf nicht zugeben, daß es sich mir nähere. Eilen Sie, sobald wir zu Hause sind, an Ort und Stelle und befreien Sie Julien. Erklären Sie gütigst bei den Behörden, daß Sie so lange für das Fortkommen des Mädchens sorgen wollen, bis es eine passende Stelle gefunden, und fahren Sie baldmöglichst mit ihm nach Leipzig, um über die Gewißheit der Person die nöthigen Nachrichten einzuziehen. Was Sie an Mitteln brauchen, dem Kinde auf längere Zeit einen sichern und sorglosen Aufenthalt zu verschaffen, will ich Ihnen zur Verfügung stellen, und Alles gern bestreiten, was zu seiner standesmäßigen, wohlverstanden zu s e i n e r standesmäßigen Erziehung und Ausbildung nöthig er-

scheint, nur verhüten Sie, ich muß dies zur Bedingung alles Dessen machen, was ich thue, daß dieses Kind mir begegne oder absichtlich in den Weg trete.

Ich erwiderte der Fürstin, erzählte mir Dr. Richard weiter, daß ich ihren Wünschen pünktlich nachkommen werde. Was dann bis jetzt für Sie geschehen ist, liebe Julia, wissen Sie. Ich kann Sie nun dem strengen Verbot der Fürstin gemäß nicht in deren Wohnung bringen, werde Sie daher in mein eigenes Haus führen. Meine Frau ist bereits unterrichtet. Sie können aber nur kurze Zeit bei uns bleiben und zwar verborgen, damit Sie der Fürstin, die zuweilen an meiner Wohnung hält, um mich zu sich in den Wagen rufen zu lassen, nicht begegnen, denn die merkwürdige und vollkommne Aehnlichkeit Ihrer Züge mit denen Ihres verstorbenen Vaters würde Sie sogleich der Fürstin auffallen machen, und Ihr Erscheinen ungünstig wirken können, aber während Sie in meinem Hause bleiben, will ich Ihnen ein anständiges Unterkommen bei irgend einer geachteten Familie zu bereiten suchen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Julie, Ihnen Alles, was die Fürstin geäußert, wörtlich zu wiederholen, damit Sie wissen, wie Sie sich in Betreff dieser Dame künftig zu verhalten haben. Wollte Gott, ich könnte ihr mildere und verwandtschaftliche Gesinnungen

und Gefühle für Sie einflößen! Seien Sie indeß überzeugt, daß ich dies versuchen werde.

Ich danke Ihnen von Herzen, bemerkte ich dem freundlichen Manne, und es ist mir sehr lieb, daß ich die Grundsätze und Denkart dieser Dame kenne. Ich bleibe ihr und Ihnen stets verpflichtet für die Rettung aus meiner Sklaverei. Ich bitte, ihr das zu sagen. Erklären Sie aber auch gütigst meiner Großmutter, der Fürstin wollte ich sagen, daß sie durchaus in einer unnützen Besorgniß schwebe. Sagen Sie ihr, ich bitte darum, daß mir meine Mutter auf ihrem Todbette einen Eid abgenommen hat, mich niemals irgend einem Verwandten meines seligen Vaters zu nähern, geschweige denn aufzudringen oder überhaupt zu erkennen zu geben. Sagen Sie ihr, daß ich nicht gewußt, wer im Wagen saß, daß ich ihr ewig im Herzen dankbar bleibe für die Erlösung aus meiner Gefangenschaft, zugleich aber, daß ich auch nichts weiter an Unterstützung aus den Mitteln oder dem Auftrage der Fürstin annehmen werde, es sei denn, sie wolle mich öffentlich als ihre Enkelin anerkennen.

Das wird die Fürstin leider niemals thun.

Wohlan denn, Herr Doctor, so bleibe ich fest in meinem Entschluß. Ich bin, wenn auch nicht ebenso hoch in den Augen der Welt, doch ebenso vollbürtig und ebenso stolz, wie meine Großmutter.

Wenn Sie sich in Folge Ihres Eides Niemandem Ihrer hohen Verwandten jemals offenbaren wollen, sagte der Doctor, so erleichtern Sie mir dadurch die angenehme Absicht, für Ihre Zukunft zu sorgen. Eine Nichte Ihrer Großmutter und Base Ihres verstorbenen Vaters, die Gräfin Dallheim, welche als Wittwe in Frankfurt lebt, wird Sie gewiß zu sich nehmen, nur müßten Sie sich entschließen können, nicht als Verwandte, sondern als Kammermädchen bei ihr zu sein, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese Dame ja nicht weiß und nicht wissen darf, wer Sie sind. Sie müssen darum auch Ihren Namen Lindenberg mit einem andern verwechseln, da die Gräfin von dem Namen Ihrer Mutter und dem Verhältnisse zum Fürsten, Ihrem Vater, gehört haben kann. Unter diesen Umständen und weil die Fürstin mit der Gräfin, ihrer Nichte, nie in persönliche Berührung kommt, da sie mit einander auf feindlichem Fuße stehen, wie ich glaube, wird die Fürstin es gestatten, daß ich Sie dorthin zu bringen suche, wenn ich ihr sage, was Sie mir in Betreff Ihres abgelegten Eides u. s. w. vertraut haben.

Wir kamen nach Dresden. Die Frau des Dr. Richard empfing mich sehr freundlich. Er selbst schrieb sogleich nach Frankfurt an die Gräfin Dallheim einen Brief, worin ich ihr als unglückliche Waise aus sehr achtbarer Familie empfohlen, auch über den Raub und meine

dreijährige Gefangenschaft das Nöthige erwähnt wurde, und in vierzehn Tagen war auch die Einwilligung der Gräfin da, zufolge der ich sogleich in Begleitung eines zuverlässigen Dieners des Dr. Richard nach Frankfurt abreiste.

Seit fünf Jahren bin ich nun im Hause der Gräfin, meiner Base, und habe alle Ursache, mit ihr zufrieden zu sein. Sie hat mich gleich Anfangs, nachdem ich ihr meine Geschichte, mein Leben bei den Seiltänzern u. s. w. erzählt hatte, ohne aber natürlich meines Vaters Namen jemals zu nennen, mit der größten Rücksicht und Theilnahme, ja mit freundschaftlicher Güte behandelt, und mich in Allem unterrichten lassen, was selbst eine junge Dame von Stande nöthig hat, denn sie läßt alle ihre Dienstboten, die Lust und Talent haben, in den Freistunden lernen, was sie wollen, und besoldet dafür mehrere Lehrer.

Der Unterricht, die Möglichkeit, Alles zu erlernen, wonach man Wißbegierde hegt, sagt sie öfter, muß jedem Menschen ohne Ausnahme frei und leicht gemacht werden von Denen, die dieses Lernbedürfniß sehen und die Mittel haben, ihm Genüge zu bieten, denn nur die höchstmögliche Bildung macht den Menschen geistig frei und beseitigt alle Vorurtheile. Niemand, der noch Vorurtheile hat, welcher Art auch, ist vollkommen gebildet.

Man muß aber alles Das lernen, was Aufklärung giebt und das Leben erheitert und verschönt, und jede Büchergelehrtheit, die keine praktischen Zwecke hat, bei Seite lassen, denn es giebt keine vorurtheilsvolleren und dümmeren Menschen als gelehrte Pedanten und Bücherphilosophen.

Diese Gräfin ist eine edle und hochweise Dame, sagte ich, aber wie kommt es, Julie, daß sie dich in männlicher Kleidung gehen läßt?

Weil ich es wünschte und so lange Zeit hindurch gewohnt war, ihr auch persönliche Freiheit über Alles geht. Ich war noch ein Kind, als ich zu ihr kam, und so verging ein Monat, ein Jahr nach dem andern. Ich dachte nicht weiter darüber nach und bin der männlichen Tracht so gewohnt geworden, daß ich die weibliche lästig und beschwerlich finde. Wäre die dumme Mode nicht, welche über die Frauen herrscht, und wüßten die Frauen alle, wie einfach, bequem und dauernd die männliche Kleidung ist, wie angenehm sie sich trägt, sie würden sie gewiß gegen die weibliche tauschen, die uns ja nur zu Sklaven einer lästigen, täglich veränderlichen und theuern Mode macht.

Oder wenigstens die Kleidung der türkischen Mädchen annehmen, Julie, die, wie du weißt, zugleich die anmuthigste und reizendste ist, welche es geben kann.

Auch kommt es mir immer lächerlich vor, sagte Julie weiter, wenn ich eine Dame in langem Kleide die Treppe hinauf oder durch Straßenschmutz trippeln sehe, mit beiden Händen vorn das Kleid hebend, (wenn sie drei Hände hätte, würde sie auch die dritte dazu nehmen) als ob sie wider Willen eine Menuette tanzen müsse. Sie ist ja so aller Freiheit ihrer Hände beraubt und bei gutem Wetter erregt sie mit dem langen Kleide Wolken von Staub, die jedem Spaziergänger hinter ihr zur Last und Qual werden. Doch ich komme von meiner Geschichte ab, die übrigens jetzt zu Ende ist, Friedrich.

Mit diesen Worten schloß Julie ihre Erzählung, und ich umarmte sie zärtlich.

Wie viel hast du leiden müssen, armes Mädchen! Wenn mir nur einmal der Hallunke noch begegnen würde, dieser verfluchte Bonhart! Besitzest du jenen Brief deiner Mutter noch an die Frau von Alchim? Ich kenne diese Dame und weiß, wo sie wohnt.

Ja freilich! erzähle doch von ihr!

Es sind noch nicht zwei Monate, daß ich einige Wochen in ihrem Hause weilte. Sie wohnt bei Cleve auf ihrem Schloß Rhederruh und verlor ihren Gemahl, während ich dort war. Hier hast du ihre Karte. Solltest du einmal von hier fort wollen, so darfst du dreist zu ihr gehen, du wirst dort mit vieler Theilnahme auf-

genommen werden. Sie hat eine Tochter in Deinem Alter, ein sehr schönes, interessantes Mädchen, voll Geist und Herz. Agnes ist der Name dieses liebenswürdigen Wesens.

Du hast sie also geliebt, Friedrich, da du so warm von ihr sprichst?

Mit Nein würde ich dich belügen, Julie.

Kann man denn zweimal lieben?

Man kann öfter lieben, nur ist die letzte Liebe immer die einzig wahre.

So lange sie dauert, und wie du also schon vor mir Andere geliebt hast, wirst du auch nach mir wieder Andere lieben, du Böser!

Nein, Theuerste, so lange ich dich liebe, kann ich keine Andere lieben, und wenn ich Agnes hätte heirathen können, oder wenn ich jetzt dich auf immer als Gattin besitzen könnte, würde ich keine Andere mehr geliebt haben, noch jemals lieben können. Ich fühle das, aber ich kann es nicht erklären.

Dann bin ich zufrieden, Friedrich. Auch läßt sich dem Herzen niemals gebieten. Dies erfuhr ich selbst, als ich meine Liebe zu dir bekämpfen wollte.

Was nur Trennung zuweilen bewirken kann.

Der Himmel verhüte sie, du Einziger!

In diesem Augenblicke klopfte es und ein Diener trat

ein mit den Worten: Die Frau Gräfin läßt fragen, ob sie nicht störe, wenn sie heraufkomme.

Keineswegs! Und der Diener entfernte sich.

Was kann sie hier wollen bei mir? Welche unverhoffte Ehre! Es ist das erste Mal! sagte ich.

Die Thüre ging auf, und die Gräfin trat ein, begrüßte uns und ging mit freundlichem Lächeln, Thränen in den Augen auf Julien los, schloß sie mit Rührung in die Arme und sprach:

Meine theure Cousine! Warum ließest du mich fünf Jahre lang im Irrthum? Lies diesen Brief des Dr. Richard! Er schreibt mir, wer du bist. Deine Großmutter ist schwer erkrankt und wünscht dich zu umarmen im Angesichte ihres Todes. Sie hat dich anerkannt als den einzigen noch lebenden Sprößling des Hauses Cattivello. Dein Onkel, der Bruder deines seligen Vaters, Erbprinz Heinrich, ist vor acht Tagen gestorben. Du mußt noch heute Nacht nach Dresden abreisen, und ich werde dich begleiten. Sie entschuldigen, lieber Herr von Horst, daß ich die Fürstin mitnehme und Ihnen statt Leonhard einen andern Diener schicke. Die Vorbereitungen zur Reise werden bald getroffen sein, und ich will sogleich die Postpferde bestellen lassen. Dann bitte ich Sie zum Abendbrod. Ich würde Sie ersuchen, uns nach Dresden zu begleiten, aber Sie verbinden mich, wenn

Sie mein Haus nicht allein lassen, denn ich könnte nicht heute noch alle Verfügungen treffen, die, wie Sie wissen, im Augenblick nöthig sind.

Ganz zu Ihren Befehlen, Frau Gräfin!

Herr von Horst, auf Wiedersehen! sagte die Fürstin und hielt mir ihre Hand zum Kusse hin.

Ich ließ diese Hand einige Augenblicke unberührt, dann zog ich sie flüchtig an meine Lippen und sagte: Leben Sie wohl, Durchlaucht, und wenn Sie nach Dresden kommen, so grüßen Sie Mina Bonhart von mir!

Die Fürstin entfärbte sich, erwiderte kein Wort, drehte mir den Rücken und eilte schnell hinaus am Arme der Gräfin.

Die Damen hatten kaum mein Zimmer verlassen, als ich folgendes Billet schrieb, siegelte, und es dem Diener, welcher mich zu Tische rief, zur sofortigen Besorgung an seine Adresse übergab:

Gnädigste Frau Gräfin!

Empfangen Sie meinen ergebensten tiefen Dank für alle Güte, deren Sie mich in so vollem Maaße würdigten! Meine Ehre dictirt mir die Bitte, mich noch heute und zwar in dieser Stunde aus Ihren Diensten entlassen zu wollen. Sollten Sie eine Erklä-

rung dieses Schrittes wünschen, mein früherer Diener Leonhard ist im Stande, sie zu geben.

Ich bleibe bis zum Tode Ihr dankbarer

Friedrich von Horst.

Zwei Stunden darauf hatte ich, ohne die Damen wiederzusehen, die Villa der Gräfin verlassen und befand mich, mit meinem Tornister und mit meinem Stolze allein, zu Frankfurt in einem Gasthofe.

Als ich in dem mir angewiesenen Zimmer mit irren Blicken ans Fenster trat, und dem Wahnsinn nahe auf die Straße schaute, las ich auf einer Scheibe die eingekritzelten Worte:

Glück und Glas, wie bald bricht das!
Weiberliebe, Frauengunst:
Eitel Täuschung, Wahn und Dunst!

Ich trat zurück und vergoß einen Strom von Thränen.

Ende des dritten Buches.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Mit welcher jungen Dame Friedrich auf der Straße zusammentrifft, und durch welchen Zufall er ihr Vertrauen gewinnt.

Es war an einem Sonntagmorgen, da ich früh zu Fuß den Rheingau hinab wanderte, um in der Gegend eine Base zu besuchen, die ich seit Jahren nicht gesehen. Diese Dame war unverheirathet und lebte von ihren Renten auf einem kleinen Gute.

Ich hoffte, da ich mich als ihr einstiger Miterbe zu betrachten hatte, eine Geldhülfe von der Dame zu erlangen, um mich dann nach Berlin zu wenden, dort ein Unterkommen zu suchen. Die Bank in Wiesbaden hatte mich rein ausgezogen. Von der ganzen Summe, die ich noch in Frankfurt besessen, war mir auch nicht ein einziges Goldstück geblieben, nur wenige Gulden, die ich unbewußt in meiner Westentasche vor den letzten verzweifelten Sätzen meiner erregten Spielwuth gerettet hatte.

Ich betrachte es als ein Glück für Jeden, wenn er beim ersten Male, da er sich zum Spiele an die Banken wagt, zuerst gewinnt, dann aber ausgeplündert wird, weil diese Enttäuschung ihn von fernerem Wagen abhält. Mir wenigstens ward dadurch die Leidenschaft zum Spiele im Keime zerstört, und trotzdem ich später unzähligemal stundenlang an den Banken verweilend dem Spiele Anderer zusah, blieb ich kalt und ohne Theilnahme, während ein Gewinn beim ersten und nochmaligen Wagen wohl den Grund gelegt haben würde zur unzerstörbaren Leidenschaft.

Ich mochte einige Stunden lang meinen Weg an dem Ufer des Stromes fortgesetzt haben, als ich mich nahe einem jungen Fräulein befand, welches allein mit einem Buche in der Hand auf dem Seitenpfade der Landstraße dahinwandelte.

Ihre niedlichen Füßchen schwebten in leichten Schritten über die Erde. Welch anmuthige Ruhe in allen Bewegungen ihres zarten Körpers! Dunkelblonde Locken spielten um ihre Schultern in dem Wehen der Luft.

Ich erreichte die Gestalt und bot ihr in bescheidnen Worten meinen Gruß. Wie freundlich, zart und sinnig dankte sie mir! Sie hatte ein kleines Bild, welches als Zeichen im Buche diente, verloren. Wir kehrten um, bis

zum Dorfe beinah, woher auch sie gekommen war, und fanden das Bild unversehrt auf dem Rasen zur Seite des Weges, einen Kupferstich, die orgelspielende heilige Cäcilie von Carlo Dolce.

Die halbe Stunde, welche ich mit dem lieblichen Mädchen durchlebte (und erlebt man nicht oft mehr in so kurzer Zeit, als sonst allein in Tagen, Wochen und Monden?) war genügend, uns in freundlichster Auffassung zu verstehen, in wohlwollender Hinneigung zu empfinden.

Coeline kannte meine Base genau und besuchte sie häufig. Ich erfuhr also Näheres und erhielt einen Umriß der Verhältnisse, in denen diese Dame zu leben gewöhnt war.

Während dieser traulichen Unterhaltung blieb meine Begleiterin plötzlich stehen und wandte sich bestürzt zu mir mit den Worten: Sehen Sie doch jenen Stier, der uns mit wüthig rollenden Augen droht! Er kommt immer näher. Schon von Weitem sah ich, daß er nichts Gutes im Schilde führe.

Ich hatte mich nur mit Coelinen beschäftigt, und daher das Hinundwiderrennen des Thieres keiner weiteren Beachtung gewürdigt. Aber in diesem Augenblicke erkannte ich die Größe der uns drohenden Gefahr. Der Stier, vermuthlich wild geworden durch den Anblick eines

rothseidenen Taschentuches, mit dem ich einige Wespen verjagt hatte, die uns umsurrten, folgte uns seitwärts auf der Wiese, an welcher die Straße vorüberführte, und nur der breite Graben hatte ihn bis jetzt abhalten können, sich auf uns zu stürzen. Wir waren gerade an eine Stelle gekommen, wo der Graben endete und ein Weg von der Wiese auf die Straße führte. Diese Verbindung ersah der Stier, setzte sich in Galopp und nahte in wilden Sprüngen.

Retten wir uns in den Weinberg, Fräulein, rief ich in der größten Angst, sonst sind Sie verloren, denn ich habe keine Waffe, Sie zu schützen!

Coeline ergriff meine Hand, ich hob sie auf die Mauer und wollte mich dem Stiere entgegenstellen mit einem Rebenpfahl, den ich aus der Erde gerissen, indem ich ihr sagte: Eilen Sie hinauf bis zum Hohlwege dort, dann sind Sie in Sicherheit!

Nicht ohne Sie, mein Freund! Lieber will ich auf der Stelle bleiben und Ihre Gefahr theilen, als Sie allein hier zurücklassen. Kommen Sie, denn Sie würden trotz dieser Waffe dem wüthenden Thiere unterliegen.

Coeline zog mich fort zu der Höhe des Weinberges, von wo wir den Stier schnaufend und brüllend vor Wuth auf der Straße hin und her rennen sahen.

Coelinens edles Antlitz war durch die Erregung dieser schreckenden Eindrücke, dann durch die unverhoffte Rettung

wechselnd mit Bläſſe, Röthe und ſtrahlender Freude über-goſſen.

Nichts verbindet oder nähert zwei Herzen ſchneller als gleiches Schickſal, Unglück und einerlei Gefahr.

Sie wußte, daß ich mit Freuden für ſie geſtorben wäre, und wenn dies auch nicht Liebe für mich in ihr hervorrufen konnte, ſo gewann es mir doch ihre Neigung und liebevolle Zärtlichkeit, die ja auf Achtung gegründet, das wahre Element einer innigen und edlen Freundſchaft iſt, meiſtens länger als Liebe und bis zum Tode währt, in tiefer warmer Theilnahme, in herzlicher Hingebung an ihn, der auf den Beſitz der Geliebten verzichtet, um nur ihr Freund, aber auch Alles zu ſein, was er in dieſer hohen Weihe und Beſtimmung als Lebenspflicht erblickt für ein Weſen, welches er höher ſchätzt als ſich ſelbſt.

Aus einigen Aeußerungen Coelinens glaubte ich ent-nehmen zu dürfen, daß ſie ſchon einmal, aber unglücklich geliebt, eine tiefſchmerzliche Erinnerung längere Zeit be-wahrt, dann aber mit höherer Anſchauung ihrer Beſtim-mung die Trauer um den Verluſt, als lähmendes Gewicht an der Entwicklung ihres Geiſtes, an dem Fluge ihrer Ideen, dem Streben nach äußerer Vollendung ihrer in-neren Bedürfniſſe, entlaſſen habe.

Aber wie oft täuſcht man ſich doch in Beurtheilung des weiblichen Gemüthes!

Zweites Kapitel.

Wie Friedrich von seiner Base aufgenommen wird. Die verhängnißvolle Zofe.

Ich habe nie eine eigenthümlichere Dame gesehen als meine Base. Sie war voll Erbitterung gegen alle Männer ihrer Bekanntschaft, welche die Bosheit gehabt hatten, keinen Gefallen an ihr zu finden, und merkwürdigerweise theilten alle Männer, die meine Base kannten, denselben Geschmack.

Es war mir sehr lieb, Manches über sie vernommen zu haben, was mir zur Richtschnur meines Benehmens bei ihr dienen konnte. Ich erfrischte jedes Einzelne in meiner Erinnerung, und formte mir daraus ein Bild ihrer äußeren Erscheinung, während ich mich dem Hause näherte, welches mir als ihre Wohnung bezeichnet worden war.

Als ich die Glocke gezogen, dauerte es eine Viertelstunde, bis ich Einlaß erhielt. Ein Fenster öffnete sich im ersten Stock und faßte so als Rahmen ein Bild ein, welches mir noch heute klar vor dem Geiste schwebt. Eine rothseidene Haube mit orangengelben Bändern umschloß ein Gesicht von quittengelber Farbe. Das Kinn war lang und so vorgebogen, daß es, bei dem gänzlichen

Mangel aller Zähne, während des Sprechens die Nase berührte. Um diese Nase hätte die Großmutter eines Habichts die Dame beneiden können. Die Augen glichen ein Paar aus dem finstern Grunde einer Höhle hervorleuchtenden Kohlen, und die Backenknochen zwei an den Seiten dieser Höhle hervorspringenden Felsen von rothem Gesteine. Schwarzes Haar zog sich von der strengen Stirne unter der Haube weg bis zum Halse hinunter, der gegen die Schultern mit einem hellgrünen Tuche bedeckt war.

Der Kopf verschwand, als ich meinen Namen genannt hatte, das Fenster schloß sich, und bald darauf öffnete mir ein niedliches Mädchen die Thüre.

Fräulein von Olim bittet Sie, sich heraufzubemühen, sagte die Zofe, erlauben Sie, daß ich vorausgehe und Ihnen den Weg zeige, denn die Treppe ist dunkel und steil.

Gegen alle Erwartung wurde ich von meiner Base aufs freundlichste empfangen, doch in den Formen einer strengen gesellschaftlichen Entfernung gehalten.

Nachdem sie mich im Allgemeinen und Besonderen über verwandtschaftliche Verhältnisse, Heimath und Geschwister befragt und aus meinen Antworten die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ich wirklich ihr Vetter sei, erhob sie sich leicht aus dem Lehnsessel und entließ mich

mit einer Einladung zum Mittagessen, zu dem ich mich denn auch einige Stunden später pflichtschuldigst einfand.

Ich erstaunte nicht wenig, als ich eine sehr wohlbesetzte Tafel sah, und die Dame sich mir, wir speisten ganz allein, auf die liebenswürdigste Weise entwickelte.

Alle Platten waren gut und die Weine trefflich. Die Base ersuchte mich, mir fleißig einzuschenken, denn sie selbst trinke nur ein halbes Glas, und ergötzte sich, als der köstliche Wein meine Adern durchlief und mich in der heitersten Weise erregte, an meinen Erzählungen und Schwänken.

Da sie mich noch immer in Militärdiensten vermuthete, vermied ich weislich, meines jetzigen Zustandes zu erwähnen, weil ich mit Recht befürchten durfte, dann ihrer wohlwollenden Gesinnung verlustig zu werden.

Beim Abschiede nun drängte sich in mir das Bedürfniß hervor, ihr im Allgemeinen wenigstens meine augenblickliche Geldnoth zu eröffnen, glücklicherweise aber blieb mir das Demüthigende dieses Geständnisses erspart, denn ehe ich noch die passenden Ausdrücke für mein Anliegen hervorsuchen konnte, drückte sie mir eine schwere Geldrolle in die Hand, welche ich trotz äußeren Widerstrebens mit innerer Freude empfing und in die Tasche gleiten ließ.

Da mich meine Base mit einem Tornister auf dem

Rücken hatte kommen sehen, befahl sie ihrer Dienerin, mir denselben bis dahin zurückzutragen, von wo ich heute gekommen war.

Ich wollte es vermeiden, das Mädchen mit der kleinen Last den Blicken der Leute auszusetzen, weil ich mich scheute, so bequem zu erscheinen, nahm ihr daher den Tornister ab, als wir noch auf freiem Felde waren, und griff in die Tasche, sie zu belohnen, fand aber nur noch zwölf Kreuzer. Diese schienen mir zu wenig, und da ich hier nicht wechseln lassen konnte, war ich genöthigt, die von der Base erhaltene Rolle zu öffnen, welche eine ansehnliche Menge harter Thaler enthielt. Ich drückte also dem allerliebsten Dienstmädchen einen dieser schönen Thaler in die kleine Hand, streichelte ihm die blühende Wange und entließ es mit den freundlichsten Grüßen an seine Herrin.

Solltest du es glauben, lieber Leser, daß mich dieser einzige Thaler um die ganze Erbschaft meiner Base brachte? Leider, und die Geschichte verhält sich einfach wie folgt.

Als ich zwanzig Jahre später von dem Tode meiner Base hörte, zollte ich dem Andenken dieser edlen und gütigen Dame den schuldigen Tribut in der Anstrengung einer Thräne und glaubte mich nun auch berechtigt, der Freude zu huldigen, braute daher in einer lustigen Ge-

sellschaft, zu der ich alle Bekannten eingeladen, eine delikate Bowle Cardinal, und gab mir dabei viel Mühe, in ihr den Rest meiner Trauer zu ersäufen.

Nachdem ich acht Tage lang meiner Erfindungsgabe volle Freiheit gelassen, Pläne für die Zukunft zu entwerfen, um mich mit der Erbschaft von der Base in den behaglichsten Zustand zu versetzen, erhielt ich endlich die bestimmte Nachricht, daß ich leer ausgegangen, vielmehr gänzlich enterbt sei.

Da diese Mittheilung eine amtliche war, blieb kein Zweifel an ihrer Richtigkeit und ich erschöpfte mich vergebens in Muthmaßungen aller Art über die Gründe, welche meine Base bewogen haben konnten, so lieblos an mir zu handeln, bis ich einige Zeit darauf gelegentlich erfuhr, daß die alte Dame bald nach meinem Besuche geäußert habe, einem Verschwender wie ich sei kein Geld anzuvertrauen, und sie sehe sich in ihrem Gewissen verpflichtet, den mir zugedachten Theil ihres Vermögens lieber einem Würdigen zu testiren, als meiner lüderlichen Verschwendung damit fernere Nahrung zu geben.

Das hübsche Dienstmädchen war nämlich mit dem von mir erhaltenen Thaler in der größten Freude zu meiner Base heimgelaufen, hatte auch das ganze Dorf in Bewegung gesetzt und meine noble Freigebigkeit in den Himmel erhoben.

Dies war der Schlüssel zu der mir später verschlossenen Erbschaftstruhe. Ich ärgerte mich nur, daß ein lügnerischer und verleumderischer Verwandter, ein gemeiner Schlingel, der die Base gegen mich aufhetzte, und die Thalergeschichte aufs Niederträchtigste zu seinen Gunsten ausbeutete, und nicht dieses Mädchen selbst die Vortheile davon geerntet hatte.

Das arme Kind hätte damit sich und ihren Schatz für ihr ganzes Leben glücklich machen können.

Unbedeutende Zufälle haben oft die wichtigsten Folgen und wie zuweilen ein einfacher Thaler, im passenden Augenblicke richtig angewendet, die Grundlage werden kann zu wachsendem Reichthum, so kann auch die anscheinend geringfügigste Uebereilung, die beste und edelste Absicht sogar, das erste Glied einer Kette von Unglücksfällen oder Widerwärtigkeiten bilden und auf das ganze Leben einen nachwirkenden, oft sehr empfindlichen Einfluß gewinnen. „Quidquid agas, prudenter agas, et respice finem! Trotzdem ist es besser, arm in den Himmel, als reich zur Hölle zu fahren, und für das Nöthigste wird der liebe Gott schon sorgen, wenn wir Vertrauen auf Ihn und Zuversicht in uns selbst haben.

Drittes Kapitel

„Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben."

Auf dem Wege vor dem Friedberger Thore nach Frankfurt holte ich an einem schönen Sommerabende einen hübschen jungen Mann ein, der laut vor sich her deklamirte und die Verse mit leidenschaftlichen Bewegungen seiner Hände begleitete. Seine Kleidung war etwas zertragen, aber von feinem Schnitt und Zeuge.

Der heiterste Muthwille sprach aus Allem, was er that und sagte. Ich hatte mich ihm kaum auf einige Schritte genähert, als er sich umwandte und mich mit folgenden Worten anredete:

Wenn du mit mir des gleichen Weges ziehst,
Nicht mein Geleit verschmähst, so sei gegrüßt!

Tausend Dank! Sie sind wohl ein Poet?

Ich bin alles, was Sie wollen, nämlich Schauspieler, vorläufig aber ohne Beschäftigung und will nun mein Glück hier in Frankfurt, in Darmstadt oder Mannheim suchen. Ich war eine Zeit lang in Kassel beim dortigen Theater als zweiter Liebhaber und befand mich sehr wohl, aber der Teufel, welcher einem immer in die Quere

kommt, wenn man's am wenigsten vermuthet und am ungernsten sieht, verdarb mir eines Abends das Spiel, als ich grade im besten Zuge war.

Filette ist eine der hübschesten und liebenswürdigsten Schauspielerinnen in der Gesellschaft. Wir verliebten uns heimlich ineinander und lebten die glücklichsten Tage, bis unglücklicherweise der Satan, ich wollte sagen der Director, dahinterkam und der Seligkeit plötzlich ein Ende machte.

Dieser Tyrann, vor dem die ganze Truppe zitterte, hatte sein Auge auf Filetten geworfen, und sie lange mit Anträgen bestürmt, die sie entschieden zurückwies. Zuletzt versuchte er es mit Geschenken, aber mit gleichem Erfolg.

Nun befand sich bei unserer Gesellschaft auch seit langer Zeit eine alte verwetterte Dame, die schon manchem Brettersturme getrotzt hatte, in ihren Rollen Bedeutendes leistete, und so dem Director unentbehrlich geworden war, trotzdem sie ihm vielen Verdruß dadurch bereitete, daß sie sich mit keiner Menschenseele vertragen konnte.

Diese Megäre war sterblich verliebt in den Director und quälte ihn mit allerlei Zumuthungen. Böse Mäuler sagen, er habe früher mit ihr in den vertrautesten Beziehungen gestanden, und ein kleiner buckliger Lampenputzer, ein wahrer Kobold, den die Dame mit vieler Zärtlich-

keit behandelt, sehe dem Director so ähnlich wie ein Ei dem andern.

Die alte Kamille, so heißt des Directors frühere Flamme, glaubte in verschiedenen Dingen Veranlassung gefunden zu haben, auch ein wachsames Auge auf Filetten zu richten, denn sie kannte den Director hinlänglich aus mancherlei für sie selbst sehr ärgerlichen Erfahrungen. Nebenbei hielt sie Filetten für eine durchtriebene Kokette, die dem Director von Zeit zu Zeit allerlei kleine Freiheiten erlaube, um sich bei ihm in Gunst zu setzen und unter dieser alle Vortheile auszubeuten, welche ihr aus seiner Verschwendung erwachsen könnten.

Nun fügte es sich, daß Filette den Alten öfter mit Bitten bestürmt hatte, ihr einmal die Rolle der Gräfin statt der der Thekla im Wallenstein, welche sie einmal mit Glück gespielt hatte, zu übertragen, ohne aber jemals bei ihm Gehör zu finden.

Vor Kurzem nun war uns die Aufführung der Piccolomini auf einen folgenden Abend angekündigt worden, und Filette hatte an demselben Morgen Alles aufgeboten, vom Director die Erhörung ihres Wunsches zu erlangen.

Am Abende vor der Aufführung war ich spät bei Filetten und wir genossen des süßesten Glückes, als es auf einmal pochte, und nachdem meine Geliebte geöffnet

hatte, der Kobold eintrat mit einem Körbchen voll Leckereien nebst folgendem Billet:

„Deinen gerechten und begründeten Bitten kann ich nicht länger widerstehen. Du hast Deine Nebenbuhlerin siegreich aus dem Felde geschlagen, und es ist mir die süßeste Pflicht, Dich endlich glücklich zu machen, indem ich Deinen längstgehegten Wunsch erfülle. Ich werde dies morgen vor der ganzen Truppe erklären. Du weißt, daß ich im Grunde meines Herzens nur Dich allein verehre und liebe."

Filette hatte den Knaben draußen warten lassen, während wir Obiges lasen, und ich sagte zu ihr: Wir können uns mit diesem Briefchen einen köstlichen Spaß machen, und die ganze Gesellschaft dadurch entzücken.

Ich zerriß nun das Couvert, nahm ein anderes, steckte den Brief des Directors hinein und adressirte ihn, indem ich die Hand genau nachmachte, an Demoiselle Kamillen.

Jetzt gieb du, bat ich Filetten, diesen Brief dem Kobold zurück und sage ihm, daß er ihn sogleich bei Kamillen abgebe, denn auf der Adresse stehe ja i h r Name und nicht der deine; er müsse also den Auftrag falsch verstanden haben. Den Korb mit den Leckereien aber behalten wir für uns.

Dies geschah denn auch, und der Kobold, der so

dumm war, daß er weder lesen noch schreiben konnte, und von allem Dem, was mit der Botschaft und seiner kindlichen Anerkennung zusammenhing, nicht die geringste Ahnung hatte, trollte sich mit seinem Auftrage von dannen.

Ich begab mich nun schleunigst nach Hause, um nicht vom Director bei Filetten angetroffen zu werden, freute mich kindisch auf die Entwickelung dieser Geschichte und die Wuth der alten Kamille nicht weniger als auf die des Directors, weil ich fest überzeugt war, daß sie das Billet als an sie selbst gerichtet aufnehmen und ihrer Verlobung mit dem Director auf den andern Morgen entgegenharren werde zum Triumphe vor der ganzen Gesellschaft.

Die Katastrophe dieser Geschichte in der Stunde der Entwickelung und endlich im Augenblicke der Entscheidung können Sie sich denken. Nie gab es eine lächerlichere Scene in einem Lustspiel, blos das Publikum fehlte leider. Der Director war wüthend über den ihm gespielten Streich, die alte Kamille rasend vor Wuth und Scham, denn sie hatte, noch ehe der Director eingetreten war, der versammelten Gesellschaft das erhaltene Billet vorgelesen und die Glückwünsche Aller huldvollst entgegengenommen.

Das ganze Donnerwetter des vereinigten Sturmes

entlud sich über meinem Haupte. Der Kobold, welcher nicht so dumm war, als wir glaubten, hatte meine Manipulationen mit dem Briefe durch das Schlüsselloch beobachtet, und verrieth mich, indem er sich auf Alles besann, was ihm in jenem Augenblicke ganz gleichgültig gewesen war, da ihn, freilich zu spät, der Director über die Station seiner Botschaft ins Verhör nahm.

Filette ging natürlich frei aus, doch ward ihr die versprochene Rolle entzogen, ich selbst aber vom Director entlassen, nachdem ich mich mit ihm eine halbe Stunde lang im Zimmer herumgebalgt hatte, wovon Sie die Spuren noch an meinen Kleidern sehen. Von meiner rückständigen Gage erhielt ich nur wenige Kronenthaler und trage den letzten in der Tasche. Alles Uebrige wurde mir für Schulden abgezogen und meine Garderobe zum Pfande behalten.

Ich suche jetzt ein neues Unterkommen, und sobald ich es gefunden, werde ich mich auch für Filetten bemühen, ohne die ich nun einmal nicht leben kann.

Dieser Bühnenheld gefiel mir außerordentlich, und ich wünschte ihm von Herzen Glück zu seiner Laufbahn und baldigen Vereinigung mit der Geliebten.

Wir kehrten dann in einem Wirthshause ein vor dem Thore der Stadt, wo er eine Flasche des besten Weines bestellte und den letzten Kronenthaler, den er besaß, auf

den Tisch warf, ehe ich noch im Stande war, die Flasche zu bezahlen.

Fortuna wird weiter helfen, rief er, als wir uns trennten, und treffen wir je wieder zusammen in diesem Leben, so sollen Sie die andere Flasche zahlen, wenn ich nicht mit Filetten so viel erworben habe, daß ich Sie in unsrer Wohnung gastfrei empfangen kann. Ihr Name?

Friedrich Horst, und der Ihre?

Von Haus aus: Günther, auf dem Theaterzettel: Fidelio. Auf Wiedersehn!

Leben Sie wohl! rief ich. Es wird mir die größte Freude sein, Ihnen wieder zu begegnen, und gebe Gott, daß Sie bald mit Filetten vereinigt werden.

Mit herzlichem Händedruck schied er von mir und sang dann mit hellklingender Stimme noch folgende Worte:

Filette, süßes Mädchen,
Sei tausendmal gegrüßt
Durch jedes leise Lüftchen,
Das deine Wange küßt!
Durch hellen Sternenschimmer,
Den sanften Mondenstrahl,
Durch jeden Klang der Glocke,
Den Ton der Nachtigall!
Ich denke dein am Tage,
Bei Nacht, in Leid und Lust.
O sehnsuchtsvolle Liebe,
Ruh' aus an ihrer Brust!

Der Glückliche! dachte ich. Besitzt er nicht die größten Schätze auf der Welt: Gesundheit, Heiterkeit und ein Liebchen zum Küssen?

Viertes Kapitel.

Welch sonderbaren Mann Friedrich im Eilwagen kennen lernt, und was darauf folgt.

Einige Zeit später lud mich ein Bekannter ein, mit ihm nach Mainz zu fahren.

Als wir es uns im Eilwagen bequem gemacht hatten, befand ich mich einem Manne gegenüber, dessen eigenthümlicher Eindruck mich die ganze Reise über erregt hielt.

Nachdem er einer älteren Dame, die neben ihm saß, die kleinen Aufmerksamkeiten bewiesen hatte, welche einem Manne von guter Erziehung in damaliger Zeit oblagen, und deren man sich heutzutage entäußern zu müssen keinen Anstand nimmt, versank er in Ruhe und stille Betrachtung der Leute um ihn her, ohne irgend eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber auch ohne sich derselben im Allgemeinen zu entziehen. Es befand sich außer diesem Herrn und meinem Freunde, der Offizier in hessischen Diensten war, noch ein junger Kaufmann, ferner ein Schauspieldirector und ein Landgeistlicher im Wagen.

Wir hatten noch keine Stunde zurückgelegt, als sich dieser Charakter der verschiedenen Personen aus ihrem Benehmen und Gespräche zu entwickeln begann.

Wer die gemüthliche Vertraulichkeit, die Möglichkeit rascher Bekanntschaft zu damaliger Zeit noch in der Erinnerung hat, wird es natürlich finden, daß wir uns bald über mancherlei Dinge aussprachen, deren ungezwungene Erörterung das gegenseitige Verständniß erleichterte. Ohne sich irgendwie mit einem Urtheile vorzudrängen, gewann mein Gegenüber in den Punkten der Entscheidung bald ein bedeutendes Gewicht. Dieser Mann kannte Alles, beleuchtete Vieles, mit wenigen, aber hellen Geistesblitzen, und hatte immer das ausgesprochen, dessen sich die Andern als eines Richtigen bewußt wurden, sobald man zur Hauptanschauung gekommen war. —

Im ruhigen Flusse der Rede sprach er kalt, oft in abgebrochenen Worten, sobald ihm aber ein Gegenstand tieferen Antheil bot, wurde seine Darstellung warm und leidenschaftlich, seine Sprache ein Strom von durchdachten Perioden, seine Stimme melodischer, seine Betonung klangvoll und edel, schön wie die wechselnden Akkorde der strömenden Orgel. Sein tiefes blaues Auge glänzte in wohlthuendem Feuer, seine Wangen rötheten, seine regelmäßigen und ernsten Züge belebten sich, und sein Mund gewann den angenehmsten Ausdruck.

Sein Haar war braun mit Grau untermischt, der Schnurrbart blond, die Kleidung einfach, nicht modisch, doch geschmackvoll und rein, nach dem bequemen Schnitt militairischer Formen. Man sah, der Mann legte mehr Werth auf die Kultur seines Innern und verachtete die Mode des Tages. Er war Offizier oder es gewesen, und wie hochgebildete Offiziere es meistens sind, Denker und Philosoph.

Er bewies sich als Gelehrter in verschiedenen Fächern ohne Effecthascherei, war reich an Erfahrungen aus tausend Zuständen, Lagen und Verhältnissen des Lebens, kannte die Bestrebungen und Leistungen älterer und neuerer Männer von Bedeutung.

Aus Allem, was er sprach, drang Liebe zur Menschheit, Begeisterung für das Hohe, Edle, Schöne und Wahre, tiefes Gefühl für Leid und Unglück Anderer und eine seltene Anerkennung der Verdienste strebender Geister, die in stillem Ringen nach den höheren Zwecken des Daseins ihre Kräfte, ihr Leben, ohne selbstische Absicht einem erhabenen Ziele geopfert hatten.

Als er meine Erregung sah, die Wärme, mit der ich Alles aufnahm, was er mir bot, und wie mich seine Gediegenheit entzückte, wie ich ihn nach wenigen Stunden liebte, sagte er mir:

Ich sehe, daß Sie mit mir übereinstimmen in den wesentlichsten Forderungen an den Menschen. Noch sehr jung besitzen Sie doch Erfahrungen und Kenntnisse, viel mehr, als ich in Ihrem Alter gewonnen hatte und gewinnen konnte, denn ich war in früher Jugend ein Träumer, als Jüngling, selbst als Mann noch, ein Schwärmer und bin heute — ein Philosoph aus Nothwendigkeit, nicht in Folge philosophischer Studien, ebensowenig aus Erkenntniß und Prüfung philosophischer Richtungen und Systeme.

Ort und Zeit erlauben nicht, daß wir uns jetzt über Manches noch klar werden. Ich lade Sie ein zum Besuche bei mir. Meine Wohnung liegt am Neckar, in der Nähe von Heidelberg. Hier meine Karte.

Ich dankte und las: Felix Richter.

Hier die meine. Glückliche Reise!

Besuchen Sie mich bald, rief er noch scheidend, Sie finden mich schon nach wenigen Tagen zu Hause.

Nachdem ich mich mit meinem Freunde hinter dem Kursaale in Wiesbaden zu Kaffee niedergelassen, bemerkte er: Eine räthselhafte Erscheinung, dieser Philosoph! Ich weiß nicht, ob du es auch gesehen hast, daß er in dem Augenblicke, als er dir seine Karte gab, aus einem Knopfloche der linken Brustseite ein rothes Bändchen hervorlüftete, woran ein kleines goldenes Zeichen hing, dessen

Form und Charakter ich aber nicht zu erkennen vermochte, weil ich zu entfernt saß, und er es auch im Augenblicke wieder versteckte.

Ich habe es ebenfalls beobachtet, da mich aber grade die Sonne blendete, konnte ich es nicht näher unterscheiden.

Wir hatten noch keine Viertelstunde geplaudert, als ein Aufruhr unter den Fremden entstand, die vor uns in der Nähe des Weihers saßen.

Kleine Knaben und Mädchen hatten sich im Kahne gefahren, inmitten der Wasserfläche geschaukelt und geneckt, so daß eines der Mädchen herausgefallen und versunken war.

Mein Freund sprang sogleich ins Wasser, schwamm nach dem Kinde, zog es hervor und brachte es ohne viele Mühe ans Ufer, wohin die Mutter in banger Erwartung geeilt war. Sie war allein hier ohne weitere Begleitung und indem sie sich erhob, mit der lieben Bürde nach Hause zu eilen, baten wir sie um den Namen ihrer Wohnung. Mein Freund ging nun fort, sich umzukleiden und einen Arzt zu holen, während ich mit dem Kinde auf dem Arme die Dame begleitete. Es schien anfangs noch zu leben, jetzt lag es kalt auf meinen Armen, und als wir nach Hause kamen, war es todt. Die Hülfe des Arztes kam zu spät. Ich überließ die trostlose Mutter ihren

Thränen, und nach einigen Tagen, als das Kind begraben war, besuchte ich sie.

Ihre Theilnahme rührt und besänftigt mich, sprach sie. Ich bin nun allein auf der Welt, ohne Verwandte und Freunde, denn mein Gatte ist vor drei Wochen an der Cholera gestorben. Da mich nichts mehr an die Welt fesselt, will ich nun nach meiner Heimath reisen, dort mein Gut verkaufen, den Erlös zu milden Zwecken verwenden und meine übrigen Tage in einem Kloster beschließen. Bringen Sie mir noch, eh ich abreise, den Freund, damit ich ihm danke.

Wir besuchten Theresen, so hieß die Unglückliche, noch einige Male. Kurz vor unserer beschlossenen Abreise trat Eduard in mein Zimmer und sagte: Ich bin entzückt von der Schönheit und Anmuth Theresens. Mit jedem Tage liebe ich sie mehr. Hilf mir, ihr das Kloster aus dem Sinne zu schlagen, und ich zweifle nicht, daß ich sie für mich gewinnen werde. Nie sah ich ein so einfaches treffliches Wesen. Dabei ist ihr Geist hoch gebildet. Ihre Seele ist klar und rein wie ein Quell, ihr Herz voll der edelsten Gefühle. Kann sie sich zu einer zweiten Verbindung entschließen, so nehme ich meinen Abschied und heirathe sie, und da sie nicht ohne Vermögen ist, wird es mit dem, was ich selbst besitze, unser Auskommen sicherstellen.

Warum aber deinen Abschied nehmen?

Weil Offiziere im Dienst und Frauen mit Offizieren, die vom Dienste abhängen, häufig sehr unglückliche Geschöpfe sind. Schon unter zweierlei Regiment stehen, fuhr er lächelnd fort, ist eine Qual, dann auch eine Frau zu bedauern, die häusliche Ruhe und vernünftige Einrichtung mit erzwungenem Scheine aufgedrungenen Glanzes in stetem Kampfe sieht.

Vier Wochen später las ich in einer Zeitung die Heirathsanzeige meines Freundes mit Theresen.

Absonderliche Geschöpfe, diese trauernden Wittwen!! sagte ich, und legte das Blatt auf die Seite.

Fünftes Kapitel.

Friedrich besucht den Stifter des Laternen-Ordens.

Die Einladung Richters war so herzlich gewesen, daß ich nunmehr das Verlangen hegte, ihr Folge zu leisten. Ich begab mich also zu Fuß auf den Weg nach Heidelberg.

Während ich in Mannheim durch die Straßen schlenderte, erinnerte ich mich des glücklichen Tages,

welchen ich in der Gesellschaft der Gräfin Dallheim hier verlebt hatte.

Welch angenehme sorgenlose Lage war es, in der ich mich damals befand! Jetzt kam mir Alles vor, wie ein längst entschwundener Traum. Die edle Gestalt der Gräfin, ihr geistvolles Antlitz, die Erhabenheit, Würde und Anmuth ihrer ganzen Erscheinung, das beinahe mütterliche Wohlwollen und die freundschaftliche Theilnahme, deren sie mich bei so vielen Gelegenheiten gewürdigt hatte, Julia endlich, die zärtlich Liebende, dann plötzlich die sonderbare Fürstin — alle diese Bilder aus weiter Vergangenheit tauchten jetzt in schmerzender Blendung aus den Nebeln der Erinnerung plötzlich mit überraschender Helle.

Durch den Drang dieser und tausend anderer wehmüthiger Gefühle mich windend, erreichte ich Heidelberg und befand mich eine halbe Stunde später vor dem Gartenthore einer kleinen ländlichen Besitzung, welche mir als Richters Wohnung gewiesen worden.

Es ist ein freudiger Augenblick, wenn wir uns von dem Strome eines unsichern Lebens wieder an das Ufer retten, den Fuß auf einen haltbaren Boden ruhiger Zustände setzen, und hier eine, wenn auch nur kurze, Rast finden können, an der Brust eines edlen Freundes, einer wohlwollenden oder zärtlichen Freundin. Sind uns aber

die persönlichen Verhältnisse, Beziehungen und Eigenschaften dessen, der uns empfangen soll, noch unbekannt, so befinden wir uns gleichsam an der Pforte eines geheimnißvollen Daseins, dem wir mit tausend schwankenden Ahnungen, Hoffnungen und Befürchtungen schüchtern näher treten.

Steht die Person, welcher du nahst, auf einer so hohen Stufe der Anschauung, daß du dich geben darfst, wie du bist? Oder gebietet dir die Sorge um das Gegentheil, dich und deine Aeußerungen in der gemessenen Ferne zu halten, dich in dem gesellschaftlichen Schlendrian zu bewegen, welcher heutzutage das Lebenselement dessen ist, was man Takt, Ton, Bildung nennt?

Welches Benehmen wird nun hier wohl das richtige sein?

Dieser Richter scheint mir ein praktischer Philosoph, ein Gelehrter obendrein und ein Denker, kein Bücherheld, der mit antiken und modernen Weisheitssprüchen um sich wirft, die er im Leben selbst verleugnet. Er ist, wie er mir damals klar ward, ein Mann, der Das, was er als richtig und weise erkannt hat, auch durch die That als sein wirkliches Eigenthum hinstellt. Er ist kurz, klar und offen, behandelt jeden Gegenstand, den die Minute darbietet, mit der diesem Gegenstande nöthigen Auffassung und Würde. Kurz, er ist Soldat, der alle Dinge

am rechten Griffe packt, sie genau besieht und dann hinstellt, wohin sie gehören. Nebenbei ist er Menschenfreund, und sein Herz schlägt voll Liebe für das Glück und die Zufriedenheit Anderer. Alles, was er neulich sagte und that, offenbarte diesen Charakter. Wir können daher mit gutem Gewissen jedes Ceremoniel bei Seite lassen, und dem graden Manne ohne Maske entgegentreten.

In diesen Gedanken war ich über den Hof geschritten, und sah nun Richter aus der Thüre kommen, mich zu empfangen.

Es ist Recht, daß Sie Wort halten. Sie sind mir herzlich willkommen! Nachdem wir gefrühstückt hatten, fuhr er fort: Wenn Sie gern allein wohnen, führe ich Sie dort auf die Zimmer im Nebengebäude, wo nicht, finden Sie nebenan, wo ich schlafe, eine Stube mit allen Bequemlichkeiten.

Mir ist es völlig einerlei, doch richte ich mich nach Ihrem Wunsche.

So folgen Sie mir auf meine Seite, wir öffnen dann Abends die Thüre und plaudern noch aus dem Bette mit einander. Man raucht seine Pfeife dabei, trinkt noch ein Glas Punsch, ehe man einschläft, und durchläuft die Geschichte des Tages. Die Zwischenthüre hindert nicht,

daß Sie für sich allein sein können, so oft Sie es wünschen.

Er führte mich nun auf dieses Zimmer, welches in der einfachsten Ausstattung alle Bequemlichkeit darbot.

Als es Mittag wurde, ließen wir uns in einer Laube am Neckar nieder. Ein gutes Mahl, köstlicher Wein und ausgesuchte Cigarren erquickten mich nach den Beschwerden des weiten Weges. Wir versanken in die Wolken der Cigarren und in die Betrachtung der Natur.

Da wir den Tag allein sein werden, sagte Richter, so erlauben Sie mir, Ihnen Etwas aus meinem Leben zu erzählen. Sobald es Sie ermüdet, sagen Sie's offen, ich höre dann auf. Aus meiner Vergangenheit lernen Sie mich am besten kennen. Ich halte dies für nöthig, wenn Sie einige Zeit bei mir bleiben. Finden Sie dann aus den Eindrücken meiner Erzählung kein Behagen an mir, so können Sie, ohne mich zu verletzen, Ihren Stab weiter setzen, ohne sonst Enttäuschungen befürchten zu dürfen, die so häufig eintreten, wenn man sich nicht früh genug klar und deutlich geworden. Bin ich zu Ende mit meiner Darstellung, so eröffnen Sie mir aus Ihrem Leben Das, was Sie einem redlichen Manne vertrauen mögen.

Ich bin vollkommen damit einverstanden und ganz Ihrer Meinung. Offenheit scheint mir die sicherste und

nothwendigste Grundlage der Freundschaft, ja eines jeden geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehres.

Sechstes Kapitel.

Enthüllt Näheres über den Stifter des Laternen-Ordens.

Mein verstorbener Vater, erzählte Richter, war Minister an einem der kleinsten deutschen Fürstenhöfe, und besaß ein ansehnliches Vermögen.

Er hatte diesem Hause viele Jahre lang die wichtigsten Dienste geleistet. Er vereinigte mit der aufopferndsten Redlichkeit unermüdliche Sorge und Thätigkeit in den schwierigsten und verwickeltsten Geschäften. Sein ausgebreitetes Wissen, seine reichen Erfahrungen, seine Bekanntschaft mit den ersten Männern von Bedeutung in einem ziemlichen Umfange, die Verehrung, welche er von allen Freunden, die Achtung und das Ansehen, welche er beim Fürsten selbst in hohem Grade genoß, machten unser Haus zum Mittelpunkte der gebildeten Gesellschaft. Hoch und Niedrig, Arm wie Reich erholte sich bei ihm gern des Rathes und der Unterstützung in wichtigen Angelegenheiten des Lebens. Sein Edelmuth,

seine Großmuth und Freigebigkeit waren fast sprichwörtlich. Seine Gastfreundschaft kannte keine Grenzen und verbreitete ihre Fülle, ihren Zauber über Alle, die je in unserm Familienkreise Zutritt fanden, und ein Jeder fand Zutritt, der von Andern eingeführt war, oder allein sich durch Bildung, Streben oder würdige Thätigkeit ohne Verwendung Anderer selbst zu empfehlen wußte.

Meine Mutter war eines so vollkommnen und liebenswürdigen Mannes würdig, höchst einfach, anspruchslos, klar und immer heiter, von der angenehmsten Bildung und echt häuslicher Zufriedenheit, mit einem Wort: ein deutsches Weib.

Wie glücklich waren die Jahre meiner Kindheit, meiner Jugend! Religion, Wissenschaft, Poesie, Künste, Bildung und Geschmack, Freundschaft und Liebe waren die Elemente, in denen ich erzogen ward.

Meine Brüder und Schwestern, alle älter wie ich, genossen diese Eindrücke länger. Als ich im vierzehnten Jahre das elterliche Haus verließ, um meine wissenschaftliche Bildung zu beginnen, drückte mich meine Mutter an ihr Herz und sagte in Thränen: Gott segne dich, mein Kind! Die Pflicht gebietet, mich von dir zu trennen; laß mich noch einmal tief in deine lieben Augen blicken, denn wir werden uns auf Erden niemals wiedersehen! Lebe wohl, gedenke aller Lehren, die ich dir gab,

halte Gott vor Augen und nimm zum Vorbilde für dein Leben stets deinen edlen Vater! Dann entriß sie sich in schmerzlichster Erregung meiner Umarmung und verschwand in ihr Schlafzimmer. Drei Monate später starb sie, und ihre letzten Gebete galten mir.

Ich will Sie nicht ermüden mit unbedeutenden Ereignissen aus früheren Jahren, doch zur Kenntniß meiner innersten Natur mit einigen Eigenheiten und Zügen meines erst spät entwickelten Charakters bekannt machen, denn die wenigen Tugenden, welche ich besitze, entspringen merkwürdigerweise aus Einer Quelle mit den Fehlern, die mir in hohem Grade eigen sind, wie denn auch meine größten Schwächen in meinen besten Eigenschaften ruhen.

So bedacht und überlegend, so kalt und abgeschlossen ich in meinen Urtheilen scheinen mag und es auch im Schauen und Prüfen bin, wenn nicht gerade Gefühle mich augenblicklich beherrschen, so leidenschaftlich und heftig kann ich werden in glühender Auffassung eines Gegenstandes, einer Idee. In der Behauptung eines von mir anerkannten Rechts, einer mich überzeugenden Wahrheit, in der Bekämpfung eines Unrechts, einer Lüge, einer Verleumdung, gegenüber auch einem hämischen oder boshaften Angriffe, übermannt mich die heftigste Aufregung und zuweilen die Wuth. Ich kenne

dann gar keine Grenzen mehr und würde Alles zermalmen, was sich mir feindlich entgegenstellt, oder — ihm unterliegen, und mich lieber tödten lassen, als weichen.

So bin ich noch heute und werde es immer sein. In früheren Jahren war ich sinnlich leidenschaftlich im höchsten Grade, und wenn mir keine Befriedigung ward, verzehrte ich mich wie ein Vulkan in tiefer kochender Gluth. Allmälig gewann ich Ruhe, sobald meine feurige und mächtige Einbildungskraft die sinnlichen Gestaltungen wilder Gedanken und Träume verließ und sich in das heilige Studium der Schönheit versenkte, in die Andacht und Verehrung des Idealen in Religion, in Gott, der Natur und im Menschen. Ich ward Denker und Dichter, ohne meine Gedanken und Gedichte niederzuschreiben.

Da ich aus großer Belesenheit und manchen Studien richtige Einsicht in die höchsten d. h. einfachen Gesetze der Kunst und in unbestechlichem Urtheil die selbstständigste Prüfung gewonnen hatte, weil sie zugleich von geläutertem Geschmacke geklärt wurde, so konnte ich auch Das, was ich selbst aus mir geboren und zur klaren Anschauung gebracht hatte, nach seinem eigentlichen Werthe beurtheilen.

Ein gereifter und gebildeter Geist kann aller Erscheinungen Herr werden, ohne sich darum mit Lösung ihre

verborgenen innersten Geheimnisse zu befassen zu brauchen. Er vermag in den Augenblicken, wenn keine verworrenen Gefühle sein Herz, keine nebligen Leidenschaften seine Seele trüben oder beunruhigen, durch klaren Blick die ganze Gestalt und das Wesen einer vollendeten Erscheinung zu umfassen und sie als reinen Vorwurf zu behandeln. Die schönsten Gegenstände in der Natur, die edelsten Gebilde der Kunst, die höchsten Eindrücke aus der sinnlichen und geistigen Welt enthüllen ihm die Gesetze ihrer Nothwendigkeit, lüften den Schleier ihrer eigentlichen Bedeutung.

Glauben Sie mir, es giebt tiefere, richtigere Denker, reinere Philosophen in der deutschen Armee als auf den Kathedern unserer Hochschulen, und es hat deren auch in andern Armeen, besonders im Alterthum gegeben.

Cäsar und Andere, unter den Neueren Bonaparte, Friedrichs des Großen gar nicht zu gedenken, würden, wenn sie statt der kriegerischen eine wissenschaftliche Bahn eingeschlagen hätten, sich als die größten Forscher bewiesen haben. Statt der Länder würden sie neue Felder der Erkenntniß erobert und alle unsere philosophischen Schriftsteller übertroffen haben durch Tiefe, Klarheit der Gedanken und Größe der Anschauung.

Welch klaren, schönen Styl hat Cäsar! Welch wunderbare Kraft, Kürze und Schönheit ist in den münd-

lichen, besonders aber in den schriftlichen Erlassen und in den Briefen Napoleons! Jedes Wort ein Gedanke, ein großer erhabener Gedanke oft, jeder Satz eine That, jede Periode ein vollendetes oder der Vollendung zuströmendes Ereigniß!

Und nun unsere Kathederhelden! Giebt es doch unter Hundert kaum Einen, der deutsch schreibt oder spricht, und einen klaren, einfachen und edlen Styl hat!

So ein Büchermensch, mit trockener Gelehrsamkeit vollgepfropft, der in ein Dutzend Sprachen und Literaturen herumirrend, sich im Meere seiner Allgemeinheit verliert, ohne doch jemals die Perlen zu gewinnen und sie für das kostbare Geschmeide des Gebrauches zu verwenden, kommt mir immer vor, wie ein Cicerone in Rom oder Venedig. Der Mensch weiß die Namen aller Kirchen und Paläste, spricht von allen Werken der Kunst, nennt die Besitzer einer Statue, eines Bildes seit zehn Geschlechtern, kennt den Preis, um welchen dieser Fürst und jener Lord ein Kunstwerk erhandelt, aber die Schönheit selbst ist ihm fremd und das göttliche Gesetz ihrer Vollendung verschlossen, wie dem Blindgeborenen der erleuchtende Strahl der ewigen Sonne.

Ich habe, ohne Bedürfniß eines Brodfaches, aus Neugierde allein, mich nach dem Brode des Lebens, nach

dem Göttertranke der Weisheit umgesehen in den Hörsälen unserer Weltweisen.

Statt des erquickenden lebendigen Stromes unserer Sprache, ihrer Fülle und Macht fand ich ein Sammelsurium lateinischer und griechischer Brocken, eine mit glitzernden Worten übertünchte Leerheit und statt brauchbarer „Philosophie“ — oft abgezogenen Unsinn*).

Solche dünkelnasige Gesellen, wortklauberische Steckenreiter sollen die deutsche Jugend bilden, zur Thatkraft begeistern, für den Beruf des Lebens, für deutsches Streben und Wirken erleuchten, während doch der Buchstabe tödtet und der Geist allein giebt Leben.

Enttäuscht und verzweifelnd zog ich mich zurück in das Studium der heiligen Athener und Römer, erquickte mich an den frischen Quellen einer einfachen Weisheit, sonnte mich in den himmlischen Strahlen der sich in den großen Dichtern aller Zeiten und Völker offenbarenden Gottheit.

Und erst das Gekläffe und Gebellfer der streitenden

---

*) Warum errichtet man auf Gymnasien und Hochschulen keinen Lehrstuhl für die unentbehrlichste aller Wissenschaften: Die Wissenschaft, praktisch zu leben, und für die nothwendigste von allen Künsten: Die Kunst, mit Menschen umzugehen?

(„Deutscher Mentor“ von C. J. Diepenbrock.) A. d. V.

Kirchen und Sekten! Wohin rettet man sich vor ihnen, als zur Natur und zum ewigen Urquell des Lichtes!

Gott ist ein Geist, und die Ihn anbeten, sollen Ihn anbeten im Geiste und in der Wahrheit.

Die wiederkehrende Schwalbe, das entkeimende Blatt, die drängende Knospe, die duftende Rose, der beseligende Anblick des gestirnten Himmels, der Blitz des Gewitters, der luftreinigende Sturm — lehren sie mich nicht überzeugend die durchdringende Macht, die ewige Güte eines Gottes, der das unendliche All wie den kleinsten Sternenball in Weisheit lenkt, und mich, ein Strahlenfünkchen Seiner Gluthfülle mit der Sehnsucht nach dem Urquell, der Flamme meiner Bestimmung, belebte?

Bedarf ich der Menschen etwa, um zu Gott zu gelangen? Nur Ihn allein! Denn Er allein schuf, richtet und entscheidet.

Ihm allein sei Ehre, Ruhm und Herrlichkeit!

Siebentes Kapitel.

Richter giebt noch einige Aufschlüsse über sich und Andere.

Ich habe zehn Jahre hintereinander in verschiedenen europäischen Heeren gedient, fuhr Richter in seiner Erzählung fort, und würde heute, wenn ich diese Laufbahn verfolgt hätte, einen höheren, wenigstens den Rang als Stabsoffizier bekleiden, denn meine damaligen Kameraden sind alle auf dieser Stufe; da mich aber das, was man Dienst nennt, wenig anzog, wiewohl ich ihm genügte, so ward mir die stete Abhängigkeit, in der selbst ein Offizier heutzutage sein Leben verzwickert, bald zuwider, und ich sehnte mich nach edler und kräftiger Nahrung für den Geist.

Meine so früh unterbrochenen Studien hatten einen unlöschbaren Durst in mir zurückgelassen nach den Quellen der Wissenschaft, und ich befaßte mich nun, da ich ganz frei war, auf leidenschaftliche Weise mit Erwerbung der Kenntnisse, welche mir fehlten.

Nachdem ich einen genügenden Grund in Allem, was ich für nothwendig hielt, gelegt hatte, um das Leben mit einigem Geschmack genießen zu können, ging ich auf Reisen, und durchstreifte mehrere Länder, besonders Deutschland nach allen Richtungen.

Während dieser Wanderjahre kam ich mit Menschen aus allen Ständen und Schichten der Gesellschaft in nahe Berührung. Ich studirte, wie sonst ein Buch, jede Person, die mir in origineller Präge erschien, d. h. nur selbstständige Charaktere. An Kopieen oder sogenannten Repräsentanten einer gewissen und erkennbaren Gattung ging ich vorüber, mochten sie auch einen hohen Rang der amtlichen oder gesellschaftlichen Stellung behaupten.

So lernte ich die interessantesten Frauen wie Männer kennen und errang zuletzt eine seltene Beurtheilung, einen Scharfblick, über dessen Richtigkeit ich mich oft wundern muß.

Es gab Augenblicke, in denen ich den Besitz dieser Menschenkenntniß verwünschte, weil ich hier und dort zuweilen gern in Täuschungen lebe, die mich glücklich machen. Dann aber wurde ich mir wieder der Lebensaufgabe bewußt, die ich mir gestellt, und in deren Erfüllung sich mir die Anwendung jener Menschenkenntniß als unentbehrlich gezeigt hatte. Ueber das Ziel, welches wie ein Stern des Lebens die Pfade meines Strebens beleuchtet, will ich Ihnen bald Aufschlüsse ertheilen, die Ihnen das Alles in's Licht setzen werden.

Achtes Kapitel.

Enthüllt die Geheimnisse des Laternen-Ordens. Friedrichs feierliche Aufnahme in denselben.

Ich habe, erzählte Richter weiter, in einem vielbewegten Leben die Erfahrung gewonnen, daß die Menschen im Allgemeinen mehr Anlage zum Guten als zum Bösen haben. Ein Beweis hierfür ist, daß — mehr Gutes wie Böses geschieht. Geschähe das Gegentheil, dann hätte die menschliche Gesellschaft längst aufgehört zu existiren. Das viele Böse, was dennoch geschieht, entspringt nur aus fehlerhafter Erziehung. Ich glaube, daß es kein menschliches Wesen giebt, selbst mit Anlagen zum Bösen geboren, welches nicht durch eine richtige und unermüdliche Erziehung zur Thätigkeit und Ausübung des Guten geleitet und darin befestigt werden könnte.

Man lenke die dem Menschen zum Leben und Streben unentbehrliche Selbstsucht von Jugend auf in das gerechte Bedürfniß, in eine diesem Bedürfniß angemessene Befriedigung des Handelns, so wird man ihn nach und nach zur Gewohnheit bringen, das Gute zu thun und das Schlechte zu lassen, sobald man ihn überzeugt hat, daß die Ausübung des Guten ihm nützlicher wird als die That des Schlechten.

Man zeige ihm also nur, daß und warum das Gute nützlich und das Schlechte schädlich sei, und man wird das schwerste Hinderniß seiner Entwickelung und Befestigung im Guten beseitigt haben.

Es giebt in der häuslichen wie staatlichen Erziehung zwei sehr wichtige und kräftige Hebel, die in den entsprechenden Fällen richtig angewendet, das Meiste vermögen: Belohnung und Strafen. Man verwende jene wie das tägliche Brod als Nahrung des Lebens zur Erhaltung des Gesunden und bediene sich der letzteren nur zur Heilung des Kranken, zur Rettung vom Tode.

Was ich hier unter Krankheit und Gesundheit verstehe, bedarf keiner Erklärung.

Um aber zu vollenden, was ich Ihnen über mich selbst sagte, genüge die Bemerkung, daß ich nach langen und wiederholten Erfahrungen zu der Ueberzeugung gelangte: Wer zur Zufriedenheit Anderer ruhig wirken, ihr Glück befördern will, muß vor Allem dahin streben, vorher sich mit sich selbst in Einklang zu bringen, d. h. allen Erwartungen von Andern zu entsagen, denen er nicht selbst auch zu entsprechen vermöchte, alle Forderungen an sie zu unterdrücken, die er nicht in der gleichen oder ähnlichen Lage zu erfüllen im Stande wäre, wenn er die sittliche Nothwendigkeit des Genügens erkannt hat und seine Mittel dem Verlangen entsprechen.

Lange hab' ich mir im Stillen überlegt, ob ich nicht mein Vermögen zu Gelde machen, mit gleichgesinnten Freunden und ihren Familien mich verbinden, nach Amerika übersiedeln, dort in einer noch menschenleeren Gegend eine unabhängige Gemeinde gründen und den Versuch machen solle, eine neue Art von Erziehung in der Familie wie im Gesammtleben, eine rein menschliche, einzuführen, und so die Vervollkommnung bürgerlichen Zustandes, die Verwirklichung meiner menschenfreundlichen Plane in allen Beziehungen des persönlichen und gesellschaftlichen Daseins zu erstreben.

Ein genaues Studium amerikanischer Zustände, und ein noch tieferes Studium der menschlichen Natur überhaupt, überzeugte mich bald, daß die Voraussetzung einer dauernden Wirklichkeit solcher möglichen Besserung und Veredlung ein wesenloses Gebilde der Einbildungskraft, auch des Guten, wenn man es nur ernstlich wolle, hier im Vaterlande selbst so viel zu thun sei, daß es auch den heißesten Durst befriedigen könne und dem lebendigsten Drange das Feld und die Arbeit biete.

Da nun Jemand, der nicht selbst Familie hat, er müßte denn Lehrer sein, wozu mir die Fähigkeiten mangeln, selten oder nie in Gelegenheit kommt, durch Erziehung zu wirken, so begnügte ich mich mit Annahme der Pflicht, da mit Geld, wo Geld mir richtiges Mittel

scheint, dort mit Rath und That, wenn diese wirken und nützen können, nach meinen geringen Kräften zu helfen und zu retten, wo Hülfe geboten und Rettung möglich ist.

Im Lösen dieser Aufgabe erkannte ich bald, daß ein Einzelner wenig zu leisten, die Vereinigung Vieler Bedeutendes hervorzubringen im Stande sei.

Ich setzte mich daher mit vielen trefflichen und edlen Menschen, Männern und Frauen, in persönliche und schriftliche Verbindung.

Diese besteht nun seit einigen Jahren, und es gelang ihr, in den Bemühungen jedes Einzelnen von uns, zur Gewinnung neuer Mitglieder sowohl, als durch das menschenfreundliche Wirken eines Jeden insbesondere, viel Gutes zu thun, Nützliches in's Leben zu rufen, und im Ausstreuen manchen treibenden Samenkornes auf geeignetem Boden die schönsten Früchte zu ernten.

Wann, wie und wo jedes Glied unsres Bundes thätig ist, bleibt dem Gefühle, dem Urtheil eines Jeden überlassen und als Geheimniß den Andern verborgen.

Nur solche Bemühungen und Thätigkeiten, welche hin und wieder gemeinschaftliches Wirken erfordern, und dadurch leichter zum Ziele geführt werden können, bieten oft einzelnen oder mehreren Theilnehmern unseres Bundes den Brennpunkt verschiedener Strahlen.

Unser Orden kennt übrigens weder Eide noch Statuten, noch umhüllt er sich als solcher mit dem Schleier eines Geheimnisses. Jeder redliche Mann, jede Frau von Gefühl, die im Bunde ein Mittel, eine Förderung erblicken, sich täglich der menschlichen Pflichten zu erinnern, sind ihm als Glieder willkommen, und geloben bei ihrem Eintritte irgend einem in ihrer Nähe lebenden Mitgliede, nach Zeit und Kräften, doch eigener Wahl, stets nützlich und förderlich Denen zu sein, welche dieser Sorge bedürfen.

Um sich dieser Pflichten nun öfter und anregender zu erinnern, erhält jedes Glied ein hellrothes Band als Zeichen der Liebe. An diesem Bande hängt ein kleines goldenes Laternchen, welches die Frauen verborgen am Halse, die Männer unter dem Knopfloche angeheftet oder an einem schwarzen Bande versteckt in der Westentasche tragen, um es in dem Augenblicke hervorzuziehen, wenn sie ein neues der Aufnahme würdiges Mitglied dem Bunde gewinnen zu können glauben.

Die Behändigung dieses Zeichens, welches sehr wenig kostet, und aus unbedeutenden Beiträgen der Mitglieder jährlich bestritten wird, geschieht dann, wenn man sich von dem redlichen Willen des neuaufzunehmenden Mitgliedes überzeugt hält.

Weil übrigens das Einsenden des kleinen Beitrages

zur Deckung der Kosten und das Verwalten dieser Kasse Unbequemlichkeiten und Mühe verursacht, welche vermieden werden können, werde ich nächstens durch eine Rundschrift bei allen Mitgliedern darauf antragen, daß jedes neu hinzutretende Glied den Orden bei unserm gemeinschaftlichen Goldschmied in Frankfurt a. M., der auch zu unserem Bunde gehört, bestellt und bezahlt.

Dieser Goldschmied bewahrt die Liste mit den Namen Aller, die uns angehören, und sendet sie halbjährig jedem Einzelnen zu. Die Kosten des Druckes sind schon im Preise des Zeichens berechnet.

Dies ist die ganze innere Verwaltung unseres Gemeinwesens und auch das einzige Geheimniß für Fremde.

Warum wählten Sie ein Laternchen zum Orden?

Weil es uns an Diogenes erinnert, welcher — M e n s c h e n suchte. —

Und haben Sie deren Viele gefunden?

Hin und wider; häufig, wo ich sie nicht suchte oder doch nicht suchen zu dürfen glaubte, während ich sie oft da schmerzlich vermißte, wo ich sie doch bestimmt zu finden hoffte.

Hat Ihre Gesellschaft Grade?

Sie hat nur Grade, keine Heuchler, sagte Richter lächelnd.

Ich bezweifle Dies nicht, aber ich meine, ob es darin verschiedene Stufen und Weihen gebe?

Nein, trotzdem jedes Glied sich seinen Grad selbst ertheilt und die Würde dieses Grades so hoch stellen kann, wie's ihm beliebt und sein Gewissen erlaubt.

Sonst sind Sie Alle gleich?

Durchaus. Keiner gilt höher, und Gott allein bestimmt den Werth jedes Einzelnen.

Nehmen Sie Menschen aus allen Ständen auf?

Unbedingt. Könige und Fürsten, Gelehrte und Handwerker, Offiziere und Bauern, Kaufleute und Fabrikanten, wenn sie — Menschen sind.

Auch Geistliche?

Nein! Diese allein sind ausgeschlossen.

Merkwürdig! Aber warum? Wenn Sie diese Frage nicht unbescheiden finden.

Aus einigen Gründen, hauptsächlich aber darum, weil Geistliche ohnedies schon, da sie das Evangelium predigen und die Worte Jesu verkünden: Liebet selbst Eure Feinde, thut Gutes denen, die Euch hassen! — die Gebote der Menschenliebe befolgen und nach dem Beispiele der Apostel sich der irdischen Habe zum Vortheil der Armen entäußern, so eines weiteren Spornes daher, der täglichen Mahnung, wie wir, nicht bedürfen.

Sehr richtig. Schon darum möchte ich Sie bitten, mich der Aufnahme in den Laternenorden zu würdigen.

Mit Vergnügen! Es bedarf auch dazu keiner Förm-

lichkeiten. Hier mein Zeichen! Bewahren Sie es zum steten Andenken an diese Stunde und zur täglichen Erinnerung an die damit feierlich übernommenen Pflichten!

Richter gab mir das Laternchen, umarmte mich und schloß: So sind wir also Brüder in Christo, dem göttlichen Vorbild menschlicher Liebe. Es freut mich, daß ich Sie damals im Eilwagen richtig beurtheilt habe.

Wenn Sie mich genau kennen lernen, werden Sie in mir einen Menschen von vielen Fehlern entdecken, erwiderte ich.

Das hindert mich nicht. Mögen Sie Fehler und Schwächen besitzen, so viele Sie wollen, Sie werden in mir nicht wenigere finden, und ich glaube, die meisten Menschen sind darin gleich.

Heller Kopf und muntere Thätigkeit, ein warmes und aufrichtiges Herz, dazu unsern Orden; mehr brauchen wir nicht, um uns und Andere glücklich zu machen, denn wollten wir uns stets nach unsern Fehlern behandeln, wir müßten uns täglich in den Haaren liegen und könnten wohl niemals zur Ruhe gelangen.

Wir waren eben aufgestanden und in's Wohnzimmer getreten, als wir ganz in der Nähe den Knall einer Pistole hörten, zweimal rasch nach einander.

Neuntes Kapitel.

Berichtet von einem Duell, das, wie die meisten Duelle, der Unschuld den Sieg, der Schuld die Niederlage bringt. Friedrich sieht eine alte Bekannte wieder, die sich eine Zeit lang verirrt hat.

Es traten zwei Studenten mit einem Arzte ein, die eine Leiche trugen.

Der Getroffene hatte nur wenige Minuten noch gelebt. Als der Arzt die Wunde untersuchte, fand er, daß die Kugel mitten durch das Herz gedrungen.

Wir legten den Körper auf ein Ruhebett im Nebenzimmer und luden die Fremden ein, mit uns den Kaffee zu schlürfen. Sie waren Freunde des Verschiedenen.

Der Thäter hatte sich mit seinem Sekundanten auf bereitgehaltenen Pferden entfernt.

Können Sie uns die Veranlassung des Streites mittheilen? fragte Richter.

Warum nicht? Die Sache verhält sich einfach so: Lebell, so heißt der Getroffene, war vor einigen Tagen zu Mannheim im Theater. Neben ihm saß seine Geliebte, welche zu ihren Verwandten dahin gekommen war, um Lebell zu begrüßen. Beide hatten sich vor

Kurzem heimlich verlobt, und wollten nächstens nach Amerika entfliehen, um sich dort durch die Ehe zu vereinigen, weil er von seinem katholischen Vater gegen Willen und Neigung zum geistlichen Stande bestimmt worden war und nicht den Muth besessen hatte, sich dessen Absicht entgegen zu empören.

Lebell war nach Heidelberg gekommen, dort Philosophie zu hören. Er hatte dies bei seinem Vater durchzusetzen gewußt, in der Absicht, noch Zeit zu gewinnen, und sollte ein Jahr später durch den Eintritt in ein katholisches Seminar dem Verlangen des Vaters genügen.

Seine Geliebte war an jenem Abende im Theater von dem Studenten Rehberg, welcher hinter ihr saß, auf rohe Weise beleidigt worden. Lebell hatte ihm dies in heftigen Ausdrücken verwiesen und dafür eine Forderung auf Pistolen erhalten.

Wir begaben uns vor einer halben Stunde auf den Kampfplatz, und den Ausgang wissen Sie.

Weiß die Geliebte des Gefallenen von dem Duelle überhaupt?

Nein, denn die Forderung fand erst gestern statt, auch sagte Lebell mir, als seinem Freunde, daß er seiner Braut, um sie nicht zu beunruhigen, die Folgen jenes Vorfalles im Theater verschweigen wolle.

Die Studenten brachen auf, der Arzt blieb. Die

Leiche ward in ein entfernteres Zimmer getragen, und wir setzten uns nach einem kleinen Spaziergange im Wohnzimmer Richters zusammen, um in Zeitungen und Büchern zu blättern.

Es war eben dunkel geworden draußen, als ein Wagen vorfuhr und gleich darauf eine weibliche Gestalt eintrat, in der ich, als sie sich entschleiert hatte, zu meiner großen Ueberraschung — Coelinen erkannte.

Aus dem Kinde war eine blühende Erscheinung geworden.

Sie eilte auf Richter zu, umarmte ihn und sagte: Lieber Oheim, ich komme so eben von Mannheim und werde mit deiner Erlaubniß einige Tage hier verweilen. Habe die Güte, mir ein Zimmer anzuweisen, damit ich mich bequem machen kann.

Du bist mir herzlich willkommen, Coeline! antwortete Richter. Verweile einen Augenblick hier, damit ich die nöthigen Befehle ertheile.

Mit diesen Worten ging Richter hinaus und seine Nichte nahm bei uns auf dem Sopha Platz, ohne mich zu erkennen.

Als der Oheim wiederkam, verließ sie uns, um in Begleitung der Haushälterin auf ihr Schlafzimmer zu gehen.

Richter bemerkte: Meiner Nichte plötzliche Ankunft beunruhigt mich. Sie sieht sehr angegriffen aus.

Dann stützte er seinen Kopf auf die Hand und versank in tiefes Denken.

Plötzlich vernahmen wir einen heftigen Schrei und gleich darauf stürzte Coeline in Verzweiflung herein. Ihr Haar war entfesselt, ihr Gesicht blaß, der Blick ganz verwirrt, ihre Glieder zitterten.

Todt! O Himmel, er ist todt! rief sie und sank wie leblos zu Boden.

Wir waren sprachlos vor Staunen und Schrecken, und eilten zu ihrer Hülfe.

Richter hob sie auf, legte sie auf ein Sopha und der Arzt traf die nöthigen Anstalten. Nach einer Viertelstunde kehrte sie ins Leben zurück, schlug die Augen auf und versank von Neuem in den trostlosesten Zustand. Dann erhob sie sich plötzlich, lehnte sich auf Richter, der sie hinausführte, und ward von ihm der Pflege der Haushälterin und des Arztes übergeben.

Als Richter wieder herein trat und mich allein fand, sagte er: Coeline hat mir Alles vertraut. Sie liebte den getödteten Lebell und ist hieher gekommen, um sogleich Nachrichten über ihn einzuziehen, weil sie wirklich ein Duell vermuthet hatte. Die unglückliche Haushälterin hatte die Thüre aufgelassen an dem Zimmer, wo-

hin die Leiche gebracht worden war, und so ist diese von Coelinen, welche an jener Thüre vorüber mußte, gesehen worden. Sobald sie den Todten erkannt, warf sie sich auf sein Lager, bedeckte ihn mit Küssen und Thränen und ward endlich von der Frau mit vieler Mühe dahin gebracht, auf einen Augenblick bei mir Trost zu suchen.

Ich fürchte sehr für ihre Ruhe, denn Coeline ist sehr tiefer und leidenschaftlicher Natur. Von dieser Bekanntschaft selbst wußte ich nichts. Sie hatte früher eine heftige, aber nicht befriedigte Neigung. Ich will Ihnen, da wir allein sind, ihre Geschichte, die sie mir vertraute, erzählen. Sie scheint mir ein Beitrag zur Charakteristik des weiblichen Herzens, bei einem Mädchen besonders, welches einen außerordentlichen Geist, und sehr hohe Vorzüge bei auffallenden Fehlern besitzt.

Zehntes Kapitel.

Geschichte der schönen Coeline.

Ich blieb mit Richter spät in die Nacht zusammen, und nachdem ich ihm die Ereignisse meines Lebens er=

zählt, auch des Zusammentreffens mit seiner Nichte erwähnt hatte, hub er an:

Coeline ist das einzige Kind reicher und unabhängiger Eltern, meiner nächsten Verwandten. Diese lebten nach Laune bald hier bald dort, in Städten und auf dem Lande, und bewegten sich viel in ausgesuchter Gesellschaft.

Das Kind entwickelte sich sehr früh, körperlich wie geistig. Schon in zarter Jugend war Coeline das Entzücken Aller, die sie sahen.

Nie hab' ich so viel kindlichen Liebreiz, so zarte Sinnigkeit mit Anlagen und Verstand vereinigt gesehen. Wie ein Bergquell klar und durchsichtig dahinfließt und seine Ufer in tausend wechselnden Bildern spiegelt, bald vom Laube beschattet, bald von der Sonne durchstrahlt, war ihr Gesicht, ihre Gestalt, der Athem ihrer Brust, das Leben ihrer Glieder stets der Wiederschein und das Gepräge aller Eindrücke. Ihr dunkelbraunes tiefes Auge sprühte nicht nur alle Lichtblitze ihres Geistes, das Feuer ihres inneren Lebens, es lag in ihm noch eine unendliche Fülle von geheimnißvollem Zauber. Niemand konnte sich dieses Zaubers erwehren, noch weniger Jemand die magische Gewalt dieser Blicke erklären.

Wenn ich dieses wunderbare Mädchen damals betrachtete, und in seinen kindlichen Mienen und Worten,

in seiner natürlichen und einfachen Erscheinung zu erfassen und zu erkennen überzeugt war, konnte dieses Geschöpf plötzlich, wie durch räthselhafte Umwandlung seines inneren und äußeren Wesens, mir als vollendete Jungfrau erscheinen.

Das Kind war verschwunden wie durch Zauberei, das Weib lebte und bewegte sich vor mir.

Ich vergaß dann die Welt um mich her, und verlor mich in ein Meer von Staunen und Bewunderung. Die schönsten Mädchen, die entzückendsten Frauen verschwanden mir bei dem Anblicke dieses vollkommenen Weibes, denn ein Weib sah ich vor mir in geträumter Vollendung unaussprechlicher Schönheit und Anmuth. Eine Glorie umstrahlte sie in solchen Augenblicken, und Alles, was sie that und sagte, überwältigte voll geistiger Macht, in Reinheit und Größe den Glauben an die Wirklichkeit des Kindes.

Ward dieser Zustand nun plötzlich verändert durch gewaltsame Aufhebung dieser Idee, traten störende Eindrücke aus der Welt um uns her in den Zauber der Stunde, so war die Jungfrau verschwunden, und ein Kind spielte vor mir in vollkommenster Einfalt und Zärtlichkeit wonniglicher Jugend.

Coeline war sechszehn Jahre alt, da sie ihre Mutter und bald darauf ihren Vater verlor. Sie bezog das

Haus einer nahen Verwandten, deren Gemahl ihr Vormund geworden.

Diese Familie, mit mehreren Töchtern und Söhnen, lebte auf dem Lande, ganz entfernt von dem Geräusche und Treiben der Städte. Die Wogen des öffentlichen Lebens, die Ebbe und Flut der Welt drangen nicht bis zu den Grenzmarken des einsamen Gehöftes.

Die Ruhe und Gleichförmigkeit eines in sich abgeschlossenen Zustandes, der einfache Kreislauf häuslicher Arbeiten und Gewohnheiten, die leidenschaftlose Abwicklung familienhafter Angelegenheiten und die poesielose Wiederkehr der unabweisbaren Pflichten in patriarchalischem Kreise, welche sich an dem Rade der Zeit in langweiliger Berechnung abwickeln — dies Alles erstickte den freien Athemzug in der mit unendlichem Sehnen erfüllten Brust Coelinens.

Sie ertrug diesen freien Kerker einige Monate, und schrieb mir, der ich damals in Berlin lebte, im Ausbruch ihrer Verzweiflung diesen Brief.

Richter holte ein Kästchen herbei, öffnete es durch einen verborgenen Druck und zog das Schreiben hervor mit den Worten:

Lesen Sie diesen Brief selbst, während ich nach Coelinen sehe.

Coeline an Felix.

„Dir, mein Theuerster, will ich den Zustand meines Innern offenbaren. Du allein kennst und verstehst mich. Ich vergehe in diesem geistigen Gefängnisse. Ich sehne mich fort, in eine Einsamkeit, die mir wirklich die Wonne gewähren kann, einsam zu sein.

Diese Leute erkennen und verstehen mich nicht. Wie ein Geist aus andrer Welt wandle ich unter ihnen, und ein Jahrhundert würde uns nicht näher bringen, es würde nur den Strom des Lebens zwischen uns mit jedem Tage erweitern.

Als ich noch bei den Eltern war, sah ich die Huldigungen der Welt zu meinen Füßen. Doch dies ist es nicht, was ich entbehre. Ihr Wechsel unterhielt, ihre Eindrücke zerstreuten mich. Mein Geist ergötzte sich an Dingen, die ohne tiefere Wirkung an mir vorüberrauschten. Mein Seele errang tausend Vorstellungen, bemächtigte sich einer Fülle von Gedanken und Ideen. Doch! —

Mein Herz blieb kalt und unempfindlich gegen alle Männer. Ich fühlte, daß ich noch nicht Weib genug war, um lieben zu können. Ich war mir deutlich bewußt, daß in mir eine Leere sei, aber Niemand schien groß genug, sie auszufüllen.

Die Jünglinge, welche mich liebten, entbehrten

der männlichen Vollendung, die ich, heute erst, in dir, in deiner innersten und äußeren Natur verwirklicht sehe. Deine Vorzüge, deine Fehler, deine Tugenden und Schwächen, deine Grundsätze und Leidenschaften strömen mir in Einen Guß zusammen, und halten meiner Anschauung vor: das lebendige Bild eines — Mannes.

Niemand auf der Welt kann mir deine Erscheinung ersetzen. Alle Jünglinge waren mir Schwärmer, alle Männer nur Egoisten. Du allein bist Alles, was du sein sollst, du bist Original, weil du Niemandem gleichst, als mir — einem Weibe.

Diese nun vollendete Ueberzeugung mußte dich mir von dem Augenblicke an eignen, da sie sich meiner bemächtigt hatte.

Ich weiß, du liebst mich, wie du nie eine Andere lieben kannst. Ich erfülle deine Seele, wie das Licht die Welt. Und doch kann ich dich nicht mein eigen nennen, — weil ich dich nicht liebe, auch niemals lieben könnte, als — meinen Gatten. Warum? Weil ich d e i n Ebenbild bin, gegossen in die Form: Weib. Wärest du Weib, du würdest ich, und könntest keine Andere sein. Wäre ich Mann, ich würde du, und kein Andrer sein.

Welche Ahnungen, Räthsel, welch schreckende

Bilder! Wären wir als Gatten vereinigt, wir würden uns verzehren und ineinander sterben in unersättlicher Gluth.

Felix, du verstehst mich ganz. Bedarf es der Worte noch, dir den Zustand meines Innern zu enthüllen?

Geliebter, Freund, Bruder, Vater, Gatte! In welcher Gestalt darfst du mir erscheinen, mich besitzen? Kann ich dich mein nennen in einem dieser Bilder? Nie! Eines würde mit dem andern kämpfen, das zu tödten, was ich wählte.

Der einzige Kuß, der je von meinem Munde floß, der einzige, den ich je empfunden, der sich mit dem deinen vermählte, war der Kuß des — Weibes, der in der Seligkeit des Augenblickes durch die strömende Süße unserer Empfindungen mich mit quälendem Durst erfüllte nach der innigsten Vereinigung und Wonne mit dem Mann, der mir fehlt! In ihm lag die Weihe meiner Natur, meines Geschlechts, in ihm der Genuß des Himmels. Aus ihm fließt die Qual meines Lebens. Mit seiner Erinnerung verzehre ich mich in der Sehnsucht nach dem vollendeten Sein, der Verschmelzung mit einem Gatten, der unbekannten Befriedigung meiner so innigen Sehnsucht!

Wir dürfen uns nicht wiedersehen, Felix! denn

—. Ach, Geliebter, du weißt es ja! Ich kann es nicht aussprechen. Ich denke es nur, und du fühlst, was ich denke. Schreibe mir nicht mehr. Wir müssen todt sein für einander. Du, lebe und wirke, ich will mich in die Einsamkeit eines Klosters begraben."

Seit diesem Briefe sind einige Jahre verflossen, sagte Richter, als ich ihm das Schreiben zurückgab; Coeline ist vor Kurzem aus dem Kloster zurückgekehrt, in das sie sich begeben hatte, um der Welt zu entsagen.

Vor einigen Monaten schrieb sie mir, daß sie bei den Verwandten in Mannheim sei und mich zu sehen wünsche.

Als ich sie besuchte, und mit ihr allein war, eröffnete sie mir, daß sie sich heimlich verlobt habe, und erzählte mir nun in der heftigsten Erschütterung, von Klagen, Jammern und Thränen unterbrochen, die Geschichte ihres klösterlichen Aufenthalts.

Ihren Verlobten, dessen Leiche man heute hieher trug, hatte ich niemals gesehen, wußte nicht einmal seinen Namen, konnte also Coelinen, als sie kam, auf diesen traurigen Fall nicht vorbereiten.

Eilftes Kapitel.

Geschichte der schönen Coeline.

(Schluß.)

Ich weiß, fuhr Richter fort, daß Sie an diesem unglücklichen Mädchen einigen Antheil nehmen, und gebe Ihnen aus ihren eigenen Mittheilungen das Wichtigere, wobei ich Alles verschweige, was zwischen ihr und mir als Geheimniß begraben liegt. Aus dem grenzenlosen Vertrauen zu mir allein konnte die Quelle dieses Dranges entspringen.

„In der ersten Zeit meines Aufenthaltes im Kloster, begann Coeline, wurde ich ruhig und klar in mir selbst. Ich trug dein Bild mit süßer, ganz leidenschaftloser Erinnerung in der Seele. Die Stürme der früheren Aufregung, wenn dein ganzer Eindruck sich meiner bemächtigt hatte, waren vorüber. Ich gelangte zu einer Wahrheit der Anschauung, die ich immer gesucht, nie gefunden hatte. Alles ebnete sich vor mir und ich sah dich und unsere Liebe in einem hellen Spiegel, aus dem mir mein eigenes Bild in reiner Verklärung entgegenstrahlte.

Wie glücklich war ich! Die Vergangenheit hatte sich von mir abgeschält, die Gegenwart umschlang mich wie ein schmiegendes Gewand in weichem Behagen. Du durftest mir jetzt angehören in jeder Vorstellung. Dein Körper entschwand meiner sinnlichen Einbildung, mein Geist verschmolz mit dem deinen, meine Seele glich einem Strom, die sich wie dieser im Meere, in die Unendlichkeit deiner Fülle ergoß.

Das Bewußtsein, dir anzugehören, du mir, ohne körperlichen Besitz, in heiliger Güte allein, wir beide getragen von unserer erhabenen Bestimmung für einander, im Drange nach geistiger Vollendung, nach innigstem Verständniß unserer Würde, — welch ungetrübte Wonne! Welch reines Glück!

So lebte ich. O wär' ich in diesem Leben gestorben!

Die österliche Zeit nahte. Der Geistliche eines benachbarten Klosters, welcher früher nie erschienen war, besuchte uns. Er hatte die nächste Pfarre in der Gegend erhalten, kaum eine halbe Stunde entfernt, und hielt jetzt die Fastenpredigten in unserer Kirche. Ehe ich ihn noch von der Kanzel gehört hatte, beichtete ich ihm. Seine reinchristlichen Worte, die unbeschreibliche Tonart seiner Stimme, die Kraft und Milde seiner Sprache, die himmlische Güte seiner vollendeten

Kenntniß des menschlichen Herzens erfüllten mich mit Bewunderung und Ehrfurcht. Ich hörte ihn dann predigen und sah ihn öfter auch in unserer Mitte. Er mochte in dem Alter von fünfundvierzig Jahren sein.

Du allein vermagst das Erstaunen zu würdigen, die Ueberraschung zu fassen, von der ich ergriffen wurde, als ich zur Entdeckung kam, daß ich diesen Mann liebe, und um so inniger liebe, als ich mich überzeugt hielt, daß er — nicht mich liebe, sondern früher eine Andere geliebt habe, und diese Liebe in verklärter Erinnerung bewahre.

Glaube mir, mein Freund, daß dieser würdige Priester durchaus frei war von der leisesten Absicht, mir Liebe für ihn einzuflößen. Er ahnte nicht einmal die Gefühle, welche ich hegte, und würde mir nie eine Annäherung oder Beichte mehr gestattet haben, wenn er sie entdeckt hätte.

Ich kämpfte lange mit mir, ob ich einen Aufenthalt verlassen müsse, der meiner Ruhe so viele Gefahren bot, oder dem Gewicht dieser Gefahren trotzen und bleiben dürfe.

Ich entschied mich plötzlich nach langem Kampfe, und wunderte mich über die Möglichkeit dieses Entschlusses, nachdem ich einige Zeit hindurch jedes Nahen, jeden Blick zu ihm vermieden hatte.

Da mich noch kein Gelübde band, konnte ich ohne Schwierigkeit das Kloster verlassen, und wäre ich auch schon gebunden gewesen, ich hätte es doch als Verbrechen gegen mich selbst betrachtet, länger zu bleiben.

Ich reiste also eiligst ab und fuhr nach Mannheim zu den Verwandten. Hier lernte ich den Studenten Lebell kennen. Er faßte die glühendste Liebe zu mir, und nach wenigen Tagen vertrauter Bekanntschaft gestand ich ihm meine Gegenliebe.

Das Geheimniß meiner Erwiederung seiner Gefühle offenbare ich dir in den Worten: Lebell ist der Sohn und das vollkommene Ebenbild seines Vaters — und dieser Vater — der Geistliche unseres Klosters."

Unerklärbare Räthsel des weiblichen Herzens! rief ich aus, als Richter geendet hatte. Nun ist es an Ihnen, diesem edlen Wesen Alles zu geben, was Sie vermögen, nämlich sich selbst, Sie, der ihr Alles war, Alles wieder sein wird, was sie in Ihnen verloren und hoffentlich nun gefunden.

Es ist mein Wille und war von jeher der wonnigste Traum meiner Wünsche. Möge Coeline nach solchen Stürmen die Ruhe wieder finden, der sie bedarf, und dann mich zum glücklichsten Menschen auf Erden machen!

Ich wünsche es Ihnen beiden von ganzem Herzen. Sie ist das schönste und herrlichste Mädchen, welches ich jemals gesehen.

Der Arzt trat ein und sprach: Das Fräulein stirbt. Eilen Sie, wenn Sie sie noch am Leben finden wollen! Sie bat mich, Sie zu rufen.

Richter sprang empor und stürzte aus dem Zimmer.

Ist keine Hoffnung mehr? fragte ich.

Nein! erwiderte der Arzt. Sie wird binnen einer Stunde verscheiden.

Es ist ihre eigene Schuld, sprach ich bei mir selbst, als ich mein Zimmer erreicht hatte, warum hat sie Ihn nicht gewollt, als sie sich liebten! Ihre Grille mit dem Kloster hat nun zwei Menschen getödtet, den Studenten und sie selbst, und dem Dritten ist auf immer jede Freude vernichtet.

Ich zog das Laternchen hervor, welches mir Richter geschenkt hatte, küßte es und rief in schmerzlichstem Gefühle: Warum müssen sich doch die Menschen so oft fliehen, die sich verstehen und lieben! Wie Viele könnten sich beglücken, wenn sie sich schätzten, wie sie es verdienen!

Zwölftes Kapitel.

Am Grabe der Geliebten.

Der Herbst war vorüber, das letzte Grün verschwunden, das Laubwerk und die wenigen Blätter, welche noch an Bäumen und Gesträuchen hingen, hatten längst die dunkleren gelben und rothen Schattirungen angenommen, und erfüllten die sinnende Betrachtung mit Wehmuth und Trauer um den Hingang des blühenden Sommers.

Seit dem Tode Coelinens waren einige Monate verflossen. Ich war auf die Einladung Richters bei ihm geblieben, und hätte ihn auch in seiner Einsamkeit nicht verlassen mögen.

Wir wandelten durch den Garten zum Ufer des Neckar.

In der Nähe der schönen Laube, wo wir so oft in traulicher Heimlichkeit verweilten, während noch der sonnige Herbst die Fluren belebte, befand sich das Grab Coelinens, und diesem gegenüber, wenige Schritte entfernt, eine steinerne Bank.

Hier saßen wir stundenlang in Betrachtungen verloren und heute wieder, nachdem Sturm und Regen uns

mehrere Tage im Zimmer gehalten, kamen wir zur heiligen Stätte.

Wie kurz ist das Leben, begann mein Freund, und wie wenig reine Freuden bietet seine längste Dauer! Nie kam mir auch im Traum der Gedanke, daß die liebe Freundin vor mir scheiden werde. Es ist besser so. Der Mann ist umgürtet mit dem Panzer des Stolzes, und in dem Kampfe mit dem Schicksal härtet sich die Waffe seines Gleichmuths. Er kann allein stehn in der Welt, in der Fülle seiner Kraft, seiner Thätigkeit sich so Vieles selbst gewähren, was das äußere Leben ihm versagt und die Menschen so selten zu bieten verstehen. Das Weib hingegen ist verloren, wenn ihm Vereinigung unmöglich geworden, Stütze geraubt ist.

Coeline hat gelebt, geliebt, gelitten. Ihr Glück währte nur einige Jahre, aber ihr Leiden noch kürzer. Hätte sie noch gelebt und sich mit mir vereinigt, ich würde dann wohl vor ihr gestorben sein, und hätte sie schutzlos zurückgelassen. Ihre so zärtliche Neigung zu mir, die trotz der dazwischen tretenden Liebe für Andere, in ihrer vollen Uebereinstimmung mit meinem Sein und Denken, mit meinem ganzen Wesen, einen festen Grund der Innigkeit, Wahrheit und Dauer besaß, hätte mich in wenigen Jahren aufgerieben, weil ich sie eben in der vollen Seligkeit meiner Leidenschaft mit der feurigsten und hef-

tigsten Glut umschlossen hätte, wie sie dies auch selbst damals in ihrem Briefe an mich ausgesprochen hat.

Es liegt in dem Gefühle der so nahen Blutsverwandtschaft grade ein unaussprechlicher Reiz, und nach errungenem Besitz des unerreichbar Geglaubten ein Triumph von Liebe und Zärtlichkeit, welcher von Niemandem geahnt wird, als denen, die die Vorstellung dieser Wonnen selbst durchlebt und empfunden, nachdem sie die überlieferten Vorurtheile längst überwunden haben.

Ich erinnere mich in diesem Augenblick der schönen, so einfachen Worte Goethe's im Wilhelm Meister, die er dem Marchese (späteren Harfenspieler) in den Mund legt, als dieser sich mit seiner leiblichen Schwester vermählen will, die von ihm, beide unwissend damals ihrer Blutsverwandtschaft, ein Kind unter dem Herzen trägt, während seine Brüder diese Ehe als ein Verbrechen gegen die Natur bezeichnen, ihm mit dem Fluche des Schöpfers drohen und seine Geliebte in ein Kloster sperren wollen. Die Stelle lautet:

„Spart eure Mährchen für Kinder und leichtgläubige Thoren, ihr werdet mir die Geliebte nicht vom Herzen reißen. Sie ist mein. Euer schreckliches Gespenst wird mich nicht ängstigen. — Nichts ist mir so heilig als das Verhältniß zu meinem Weibe, Nichts mir so würdig, als der Name: Vater und Gattin. Diese allein

sind der Natur gemäß, alles Andere sind Grillen und Meinungen. Gab es nicht edle Völker, die eine Heirath mit der Schwester billigten? Nennt eure Gottheit nicht! Ihr braucht den Namen nie, als wenn ihr uns bethören, uns von dem Wege der Natur abführen, und die edelsten Triebe durch schändlichen Zwang zu Verbrechen entstellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geistes, zum schändlichsten Mißbrauch des Körpers nöthigt ihr die Schlachtopfer, die ihr in den Klöstern begrabt. Ich darf reden, denn ich habe gelitten, wie Keiner, von der höchsten süßesten Fülle der Schwärmerei bis zu den fürchterlichen Wüsten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchsten Ahnungen überirdischer Wesen bis zu dem völligsten Unglauben an mir selbst. Allen diesen entsetzlichen Bodensatz des am Rande schmeichelnden Kelches habe ich ausgetrunken und mein ganzes Wesen war bis ins Innerste vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre größeren Gaben, durch die Liebe wieder geheilt hat, da ich an dem Busen eines himmlischen Mädchens wieder fühle, daß ich bin, daß sie ist, daß wir eins sind, daß aus dieser lebendigen Verbindung ein Drittes entstehen, und uns entgegenlächeln soll, nun eröffnet ihr die Flammen eurer Höllen, eurer Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft versengen können,

und stellt sie dem lebhaften, wahren, unzerstörlichen Genusse der reinen Liebe entgegen. Begegnet uns unter jenen Cypressen, die ihre ernsthaften Gipfel gen Himmel wenden, besucht uns an jenen Spalieren, wo die Limonen und Pomeranzen neben uns blühen, wo die zierliche Myrthe uns ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit euren trüben, grauen, von Menschen gesponnenen Netzen zu ängstigen. — Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht eure vermoderten Pergamente, nicht eure beschränkten Grillen und Verordnungen, fragt die Natur und euer Herz! — Sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt, sie wird euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilien an! Entspringt nicht Gatte und Gattin auf einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ist ihre schwesterliche Vereinigung nicht fruchtbar? — Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus. Das Geschöpf, das nicht sein soll, kann nicht werden, das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstört. — Unfruchtbarkeit, kümmerliches Dasein, frühzeitiges Zerfallen, das sind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen straft sie. Da! Seht um euch her, und was verboten, was ver-

flucht ist, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters und im Geräusche der Welt sind tausend Handlungen geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. — Auf bequemen Müssiggang sowohl als auf überstrengte Arbeit, auf Willkür und Ueberfluß, wie auf Noth und Mangel sieht sie mit traurigen Augen nieder. Zur Mäßigkeit ruft sie, wahr sind alle ihre Verhältnisse und richtig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat, wie ich, hat das Recht, frei zu sein. Die Geliebte ist mein, nur der Tod soll sie mir nehmen! Wie ich sie behalten kann? Wie ich glücklich werden kann, das ist meine Sorge! Gleich jetzt geh ich zu ihr, um mich nie wieder von ihr zu trennen."

Als Felix diese Worte gesprochen, in denen so viele Verwandtschaft mit seinem eignen und Coelinens Schicksale lag, seufzte er tief und brach in Thränen und Klagen aus: — — Coeline, Geliebte, seh' ich dich drüben wieder?

Wir traten zum Grabe, und ich rief mir ihr blühendes Bild vor die Seele, deren schöner Leib sich schon jetzt dem Staube gesellte.

Dreizehntes Kapitel.

Ein unvorhergesehener Besuch und eine zuvorkommende Einladung. Lockende Aussichten für Felix.

Als wir das Gartenthor hinter uns geschlossen hatten und die Richtung nach dem Ufer des Flusses nahmen, sahen wir einen Fremden aus dem Hause treten und eilends näher kommen. Wir blieben stehen, ihn zu erwarten.

Hab' ich die Ehre, in einem von Ihnen den Herrn Felix Richter zu sprechen? sagte er, seine Blicke zwischen uns theilend.

Ich bin es, antwortete Richter. Was steht zu Ihren Diensten?

Dann wollen Sie die Güte haben, mich in Ihre Wohnung zu führen, und mir die Schlüssel zu Ihren sämmtlichen Schränken und Möbeln zu übergeben. Ich bin Polizei-Commissar in deutschen Diensten, und vom Bunde beauftragt, Sie zu verhaften.

Mich? Und warum?

Weil Sie im dringenden Verdachte stehen, an den demagogischen Umtrieben in neuester Zeit betheiligt zu

sein. Auch haben Sie dem Hambacher Feste beigewohnt, dort eine sehr verdächtige Haltung beobachtet, und stehen fortwährend mit revolutionären Elementen in verschiedenen deutschen Bundesstaaten in geheimer Verbindung.

So viel Beschuldigungen, so viel Irrthümer, mein Herr! Weder war ich jemals in Hambach, eine Haltung dort zu beobachten, noch stehe ich mit irgend Jemand in unerlaubter Verbindung. Auch ist meines Wissens unter meinen Bekannten Keiner, den man revolutionärer Tendenzen beschuldigen könnte.

Man weiß das besser! Sie sind noch mehr, als Sie jetzt nicht scheinen wollen, denn Sie sind sogar der Stifter eines neuen Illuminaten-Ordens, und es wäre tollkühn und lächerlich, wenn Sie Ihre Unschuld noch länger behaupten wollten, da Sie sehen, wie genau die Behörden von Allem unterrichtet sind. Auch bitte ich Sie, mir keinen Widerstand entgegen zu setzen, der auch Ihre Sache nur verschlimmern würde, da ich erforderlichen Falles den Schutz der nächsten Polizeibehörde sogleich zur Verfügung habe.

Ich muß dieser Gewalt weichen und Ihrem Verlangen genügen. Doch protestire ich feierlich gegen alle Ihre Beschuldigungen und die Unrechtmäßigkeit der Gewalt.

Sie mögen das an Ort und Stelle versuchen, wo die

Untersuchung stattfinden wird. Ich selbst kann nur thun, was mir als Beamten jetzt obliegt, Ihre Papiere in Beschlag nehmen und Ihre Person nach Frankfurt führen.

Während dieser Unterredung waren wir in Richters Wohnung angelangt.

Der Beamte durchsuchte das ganze Haus und bemächtigte sich vieler Schriften und mehrerer Bücher.

Richter bat mich, so lange hier zu weilen, bis die Geschichte zu Ende, und er frei nach Hause zurückkehren könne.

Der Beamte stieg dann sogleich mit ihm in einen Wagen, der auf der Landstraße gehalten hatte, und ich blieb auf dem Gute allein.

Vierzehntes Kapitel.

Felix' rasche Wiederkehr. Wichtige Anerkennung des Laternen-Ordens.

Es vergingen mehrere Monate, ich hatte nichts von Felix vernommen, trotzdem ich mich in Frankfurt selbst einigemal nach seiner Lage erkundigt hatte.

Ich betrachtete es als ein Glück, daß er im Augenblicke der Verhaftung das Zeichen des Laternenordens nicht an sich getragen, wobei grade das Verstecktsein unter dem Rock oder der Weste möglicherweise noch zu seinem Nachtheile hätte gedeutet werden können. —

Eines Nachts, da ich längst zur Ruhe gegangen war, denn die alte Haushälterin war fürchterlich langweilig, und die hübsche Zofe Richters saß mit ihrem Liebsten im Kämmerlein, wurde ich durch ein heftiges Läuten aus dem Schlafe geweckt, da ich aber die Alte bald herumpoltern hörte, um die Leute im Hause zu wecken, blieb ich liegen und war eben im Begriff, wieder einzuschlafen, als ich Richters Stimme auf der Treppe vernahm. Ich sprang sogleich auf, warf den Schlafrock um und eilte ihm entgegen.

Nun, Gottlob, daß Sie endlich wieder frei, daß Sie hier sind! rief ich vergnügt. Seien Sie tausendmal willkommen!

Es thut mir leid, daß ich Sie aus der Ruhe störe, aber nun Sie einmal auf sind, lassen Sie uns morgen schlafen und ruhen. Jetzt wollen wir noch einige Stunden plaudern, lieber Freund. He! Grethel! Mach Feuer und Glühwein! Ich bin ganz durchfroren. Verdammt kalte Nacht heute! Und ich komme mit Extrapost direct von Frankfurt ohne Aufenthalt.

Und ganz frei, wie ich hoffe.

Vollkommen, bis auf einen argen Schnupfen, den ich von der Reise mitbringe, denn nachdem ich all die Zeit nicht in der freien Luft war und wieder auf die Straße in das kalte Wetter kam, zog ich mir einen heftigen Katarrh zu. Doch, besser krank und frei als gesund in einem Kerker, obschon ich über die Behandlung im Allgemeinen, besonders in der letzten Zeit nicht klagen kann. Im Anfange, da man mich noch für schuldig hielt, war die Strenge größer, die Haft enger, sobald man sich aber nach wiederholten Verhören und Untersuchungen von meiner Unschuld überzeugt glaubte, ward mir mehr Freiheit, Spaziergang im Hofe und Besuch von Freunden gestattet. Nichtsdestoweniger bleibt ein mit Riegeln verschlossener Raum, der uns umfängt und den wir nicht selbst nach Belieben öffnen können, immer Gefängniß und erfüllt uns im Traume mit tausend Schreckbildern.

Haben Sie auch die Folter erlitten?

Warum nicht gar! In unserer Zeit!

Nun, ich dachte nur.

Aber wie kommen Sie auf diesen Gedanken?

Weil sich die Frankfurter Untersuchungsbehörde noch bis zu dieser Stunde „Peinliches" Verhör-Amt nennt. Wie kann sie sich peinlich nennen, wenn sie keine Folter anwendet? Denn eine so barbarische Selbstanklage

kann man doch am wenigsten von einer Behörde im aufgeklärtesten und humansten Staate Deutschlands erwarten.

Weil ihr selbst vielleicht das Amt sehr peinlich ist.

Ohne Zweifel. Aber, wie ging es mit dem „neuen Illuminaten-Orden"? Ist man seinen „destructiven" Tendenzen und Zwecken auf den Grund gekommen? Hat man seiner weiteren Verbreitung Schranken gesetzt?

Die Herren haben sich von seiner Ungefährlichkeit überzeugt, sobald mehrere der reichsten und also angesehnsten Frankfurter Börsenmänner, die dem Orden angehören und von meiner Verhaftung vernommen hatten, zu meinen Gunsten auftraten und die nöthige Aufklärung gaben.

Es freut mich, daß unser Orden auch solche noble Mitglieder zählt, fiel ich ein.

Es ist ein günstiges Zeichen der Zeit, erwiderte Felix, daß diese mit irdischen Gütern so reich Gesegneten sich des Geständnisses nicht schämen, eines äußeren Mittels der täglichen Anregung zum Guten zu bedürfen, da die meisten Leute sonst an solche Pflichten nicht erinnert sein wollen, sondern sich genügend bethätigt zu haben glauben, wenn sie zur Abschaffung des ihnen lästigen Bettelns den wöchentlichen Groschen an die Armenkasse zahlen. Doppelte Ehre darum den Frankfurter Reichen!!

Fünfzehntes Kapitel.

Merkwürdiges Zusammentreffen. „Alte Liebe rostet nicht.“ Reue und Thränen.

Ei, kommt doch der holde Mai,
Wo das Feld sich kleidet neu,
Wo die Winde sanfter wehen,
Und die Blumen auferstehen!

Hast du wohl die Ahnfrau von Grillparzer gesehen oder gelesen, schöne Leserin? Gewiß, und wirst dich nun dieser freundlichen Worte Bertha's an ihren trauernden Vater erinnern, in denen die Wiederkehr des holden Lenzes so schön und verheißend unsre Sehnsucht erfüllt, während wir mit dem lieben Mädchen aus den dunklen Hallen der Einsamkeit in die weite schneebedeckte Landschaft schauen.

Er war wirklich gekommen, der holde Mai, mit allen Knospen und Blüthen, und die Gebüsche und Waldungen, welche die Ruinen des Heidelberger Schlosses umgeben, freuten sich der duftenden Zierden, womit er sie auf's Neue geschmückt, nach langem Winterschlafe.

Von einem Spaziergange über die umliegenden Höhen zurückgekehrt, war ich ermüdet auf eine Ruhebank in den

Anlagen am Schlosse hingesunken und ergötzte mich an den Spielen zweier anmuthigen Kinder, die einer in der Nähe verweilenden Dame anzugehören schienen.

Das älteste dieser Kleinen, ein allerliebster Knabe, dem ich seinen verlaufenen Ball wieder eingehändigt hatte, schmiegte sich freundlich an mich, und ich nahm ihn auf das Knie, ihn zu schaukeln.

Warum sitzt du so allein da? Komm mit zu meiner Mama, sie wird dir Kuchen geben und Milch! Auch das Mädchen eilte nun auf mich zu und rief: So komm doch!

Wie heißt denn du, lieber Junge?

Friedrich.

Und du, liebe Kleine?

Rosa.

Nun, so führt mich zu eurer Mutter!

Damit stand ich auf, nahm die Kinder an die Hand und begleitete sie zu der Dame, einer schönen, blühenden Frau, die mir eher ein Mädchen schien, so jugendlich war ihre ganze Gestalt.

Ist es möglich? rief sie, als ich vor ihr stand, du bist es, Friedrich? Und mein lieber Fritz mußte dich zu mir führen! Der kleine Schelm! Sieh doch, wie er dir ähnlich ist: Ganz deine blauen Augen, deine Nase, deine

Stirn und dein Mund! Hast du noch zuweilen an mich gedacht? Liebst du mich noch ein wenig, Friedrich?

Mit diesen Fragen bestürmte mich Natjen aus Amsterdam, während sie mich neben sich auf die Bank zog.

Und diese beiden köstlichen Geschöpfe sind also deine Kinder, Natjen?

Gewiß! Und recht lieb sind sie, nicht wahr?

Du bist also schon verheirathet?

Ja, und glücklich, obschon ich noch täglich an dich denke. Mein Mann ist auch hier und wird gleich zurückkommen vom Wolfsbrunnen, wo er noch mit einem Herrn geblieben ist, um Forellen zu essen, als ich mit den Kindern voraus ging. Wie schön ist es hier! Wenn ich da an unsere enge traurige Wohnung in Amsterdam zurückdenke! Ach, hier leben zu können, und mit dir, Friedrich! Und wo wohnst du denn jetzt, Geliebter? Hier in Heidelberg?

In der Nähe, mein Engel.

Und bist du auch verheirathet?

Nein, mein Kind.

Aber du liebst wahrscheinlich und bist wohl recht glücklich?

Auch das nicht, liebes Herz.

Ach, ich dachte es wohl, daß du mich nicht vergessen würdest, Friedrich! Aber, warum trenntest du dich so

heftig von mir? Waren wir nicht glücklich? Und hätten wir nicht immer glücklich sein können?

Aber eben sagtest du mir, Natjen, daß du recht glücklich mit deinem Manne seist.

O ja. Er ist gut, hat mich gerne, thut Alles, was ich wünsche. Und ich hab' ihn auch recht gerne. Aber das ist noch nicht Liebe, Geliebter.

Und wie lange seid Ihr verheirathet?

Gleich, nachdem du Abschied von mir genommen, warb er um meine Hand, und drei Wochen darauf war die Hochzeit. Mein Vater ruhte nicht, bis ich ihn nahm. Er starb auch bald darauf. Rosa ist ein liebes Kind, nicht wahr, Friedrich?

Ein schönes, köstliches Geschöpfchen, liebes Herz, und sieht dir ähnlich auf ein Haar.

Und Fritz dir, wie aus dem Gesicht geschnitten. Darum hab' ich ihn auch so lieb. Einmal war er krank, am Tode, und ich fürchtete, ihn zu verlieren, als wenn ich dich verlöre. Ach, ich hatte dich ja längst verloren! Und nun hab' ich dich wieder! Welches Glück, welche Wonne!

Damit schlang sie ihre schönen Arme um mich und brach in Thränen aus. Geliebter, Einziger! rief sie, lächelte wieder, bedeckte meinen Mund mit heißen Küssen und verbarg dann das süße Gesicht an meinem Halse.

In diesem heiligen Augenblicke fühlte ich, welches Herz ich damals von mir gestoßen. Aber, Reue, du kommst zu spät, und zeigst uns mit Hohn und Schadenfreude die Perle, die wir verworfen, um nach neuen glitzernden Schätzen zu haschen, die uns ewig locken und immer entfliehen!

Dieses Kind der Natur, in der unendlichen Fülle seiner Liebe und Güte, seiner harmlosen Glückseligkeit jetzt, nicht ahnend die Gefahr, weder heute noch damals, mit dieser Unschuld des Herzens, dieser Reinheit der Seele! Hatte ich dies einfache Wesen, das in sich vollendete Geschöpf jemals wiedergefunden in Sälen, auf Bällen, in Opern und Concerten? Nein! Und weil ich die Liebende damals nicht würdig fand, sollte ich des dauernden Besitzes einer Andern niemals würdig werden. So gebot — mein rächendes Schicksal. Mir blieben nur — Reue und Thränen, welche sich mit denen der Geliebten verschmolzen.

Sechszehntes Kapitel.

Lebewohl und schmerzliche Trennung.

Es war eine der süßesten und bittersten Stunden meines Lebens. Die Kinder spielten um uns her. Die Liebende hatte ihren Arm um mich geschlungen voll innigster Zärtlichkeit und ihre andere Hand ruhte in der meinigen. Das Glück war zu süß, um lange dauern zu können. Der Gedanke an die Kluft, welche uns trennte, für immer trennen mußte, trat wie eine drohende Gestalt zwischen uns.

Laß uns jetzt scheiden, Friedrich! sagte sie traurig. Wir haben uns wiedergefunden und den Kuß der Liebe erneuert. Wie du damals zu mir beim Abschiede sprachst, muß ich jetzt deine Worte wiederholen. Wir können uns niemals besitzen. Ich will zufrieden sein in der Ueberzeugung, daß du mich liebst. Mein Herz war immer dein und wird es bleiben bis zum Tode. Doch gehör' ich meinem Manne und bin ihm die Mutter dieser Kinder. Dieser Pflicht will ich leben und mich zufrieden finden in dem Glauben, daß du glücklich wirst in den Armen einer Frau, die dir Alles bietet, was ich dir nicht zu gewähren

im Stande bin. Nun lebe wohl! Noch diesen Kuß, und dann verlasse mich!

Wir hielten uns in diesem letzten Kusse umschlungen, als der Knabe heransprang mit den Worten: Dort kommt Papa, ich höre seine Stimme von weitem.

Ich riß mich los aus ihren Armen und verschwand um die nächsten Trümmer der Ruine.

Siebenzehntes Kapitel.

Felix theilt Friedrich seinen Entschluß mit, in die Fremde zu ziehen, und bewährt sich bei dieser Gelegenheit als den würdigen Stifter des Laternen-Ordens.

Felix und ich saßen eines Morgens beim Frühstück und lasen die neuesten Blätter, als er plötzlich aufstand, in sichtlicher Aufregung aus dem Zimmer in den Garten eilte und die Richtung nach Coelinens Grabe einschlug.

Nach einer halben Stunde kehrte er zurück. Er schien lange mit widerstreitenden Gedanken zu kämpfen, versank in tiefes Sinnen und wandte sich dann plötzlich mit den Worten an mich:

Ich habe soeben einen ernsten Entschluß gefaßt und bin neugierig, ob Sie ihm Ihren Beifall schenken. Es handelt sich um eine weite Reise und Veränderung meines ganzen Zustandes. Wollen Sie sich betheiligen an diesem Vorhaben, und mich in die Ferne begleiten, so wird es mich unendlich freuen und wir wollen dann sogleich an's Werk schreiten und alle Vorbereitungen treffen.

Nun, lassen Sie hören!

Ich bin dieses Zustandes überdrüssig, weil er meinem lebendigen Drange nach Thätigkeit keine genügende Nahrung bietet, denn die Studien können meinen rastlosen Geist nicht fesseln in dem steten Bedürfnisse des Tages und der Stunde. Ich würde die militairische Laufbahn nicht wieder wählen können aus Liebe zu dem Stande selbst, denn ich habe ihm ja längst Lebewohl gesagt, aber in dem sich bietenden Falle kann er mir jetzt eine gewisse Freiheit gewähren, mich seinen lästigen Plackereien zu entziehen, dennoch aber zugleich seinen höheren Forderungen zu genügen und dem eigentlichen Zwecke seiner Bestimmung gemäß mit ganzer Thatkraft zu leben. Um Ihnen nun mit wenigen Worten völlig klar zu werden: Ich will als Freiwilliger in die griechische Armee treten, welche in diesem Augenblicke in Bayern gebildet wird.

Ich erwiderte: Sie sprechen mir ganz aus der Seele,

mein Freund. Schon seit einigen Tagen, da ich die Münchener Nachrichten gelesen, ist mir die Sache im Sinn herumgegangen, und tritt mir nun, durch Ihren Gedanken geweckt, als fertiger Entschluß wie eine geharnischte Minerva aus dem Kopfe. Ich bin dabei. Wir wollen das philosophische Privatleben für eine Zeitlang aufgeben, und uns erst die Welt nochmal anschauen. Sie sind zwar vollendet durch und für dieselbe, doch was mich selbst betrifft, so bedarf ich noch mancher Eindrücke, Lehren und Erfahrungen, bevor ich dahin gelange, wie Sie vom ruhigen Standpunkte wirken zu dürfen.

Sie sind also entschlossen, mich zu begleiten?

Wenn Sie mir zu einem entsprechenden Grade behülflich sein wollen.

Dies kann ich allerdings nicht in Aussicht stellen, obschon ich mein Möglichstes versuchen werde. Wir wollen uns aber nicht übereilen, sondern den Gedanken noch einige Tage reifen lassen, dann aber handeln, so rasch es nöthig ist. Das einzig bedeutend Unangenehme in Griechenland ist, daß es für thatendurstige Soldaten dort eigentlich nichts zu thun giebt. Ich möchte deshalb versuchen, in anderer Weise mit meinen geringen Fähigkeiten dem Lande dienen zu dürfen, nämlich in der militairischen Verwaltung oder einem anderen Zweige gemeinnützlich politischer Natur. Es wird dazu einiger Empfehlungen bedürfen,

die ich mir zu verschaffen gedenke, sowohl für Sie als mich selbst.

Wir besprachen und beleuchteten diesen Gegenstand noch hin und her und von allen Seiten, als die Zofe mit Briefen eintrat.

Kaum hatte Felix den ersten, der ihm in die Hand fiel, erbrochen und gelesen, als er lächelnd ausrief: Nun, das trifft hier, wie den Nagel auf den Kopf. Ein Verwandter von mir, der einen hohen und einflußreichen Posten in München bekleidet, bietet mir eine Adjutantenstelle im neuen griechischen Kriegsministerium an, und es hängt fast nur von meinem Entschlusse ab, diesen Posten anzutreten. Es bedürfe freilich dann noch der Genehmigung des Königs, schreibt er, aber diese sei bei nachdrücklicher und mehrseitiger Verwendung leicht zu erlangen, um so eher, da noch kein Anderer bestimmt oder vorgeschlagen sei.

Nun, so greifen Sie zu mit beiden Händen, mir aber erlauben Sie, daß ich noch hier bleibe, bis Sie mir aus München für sich und mich Beruhigendes mittheilen können.

Mein Gott, es versteht sich von selbst, daß ich Sie nicht auf's Ungewisse mitschleppe. Es ist mir auch doppelt angenehm, wenn Sie mein Haus noch bewahren, während ich schon in der ersten Zeit abwesend sein werde. Ich

muß nämlich, damit mir die genannte Stelle nicht entgeht, in den nächsten Tagen schon nach München abreisen, kann dann nach glücklichem Erfolg wieder herkommen auf so lange es nöthig ist, das weiter Gemäße mit Ihnen zu besprechen und ordnen.

Aufrichtig gesagt, als gemeiner Soldat und noch dazu ohne Aussicht auf Kampf und Beförderung, mag ich nicht eintreten, bemerkte ich. Das Land ist noch in halbwildem Zustande, die Beschwerden sind groß, und wenig oder keine Gelegenheit da, sich hervorzuthun.

Es ist freilich kein lockendes Feld, erwiderte mein Freund, und ich möchte Ihnen daher fast rathen, den Gedanken völlig aufzugeben, wenn Sie keine andere Empfehlung besitzen, als die meinige, welche Ihnen von keinem Vortheile wäre, da ich selbst noch ein zu Empfehlender bin, und auch dann, wenn ich die Stelle erhalten, gar keinen Einfluß für einen Dritten gewinne. Ich mache Ihnen nun einen andern Vorschlag. Nehmen Sie sich eine Frau und wohnen Sie mit ihr hier auf dem Gute als mein Verwalter und Bevollmächtigter. Beschäftigen Sie sich dabei thätig mit der Landwirthschaft, wenn Sie daran Vergnügen finden, und Sie können das angenehmste Leben führen, da es Ihnen nebenbei ja an Zerstreuung und auch an Büchern zu fortdauernden Studien nicht fehlt. Ich selbst heirathe nie. Alle meine Hoff=

nungen und Wünsche in dieser Beziehung liegen dort in Coelinens Grabe. Komme ich nicht zurück aus Griechenland, so betrachten Sie diese Besitzung hier, sobald ich nach einigen Jahren mit meiner Zukunft im Reinen bin, als Ihr Eigenthum, welches ich Ihnen, sobald diese Zeit kommt, in aller Form übertragen werde. Coelinens Vermögen allein, welches ich als ihr alleiniger Erbe erhalten habe, reicht hin, alle meine Bedürfnisse zu bestreiten, selbst wenn ich eine Familie zu ernähren hätte. Damit es Ihnen jedoch nie einfallen kann, sagte mein edler Freund lächelnd, meine Nichtwiederkehr zu wünschen, so ist es besser, wenn ich Ihnen schon vor meinem Zug in die Fremde dieses Eigenthum gesetzlich übertrage. Wir wollen das Geschäft in die Hand nehmen, sobald ich von München komme und jene Stelle sicher erhalten habe.

Ich danke Ihnen tief und innig, allein ich kann und darf das Geschenk nicht eher annehmen, bis Sie aus Griechenland zurück oder entschlossen sind, dort zu bleiben. Ihr Verwalter dagegen will ich sein, d. h. so lange ich es in der Einsamkeit aushalte.

Nun gut, entgegnete er, ich hoffe, Sie heirathen bald und lassen sich häuslich hier nieder. Kehre ich später aus Griechenland heim, so wird sich auch für mich noch eine andere und bleibende Stätte finden, im Falle

Sie diese Wohnung dann schon mit so zahlreicher Familie übervölkert haben sollten, daß für mich auch nicht ein Zimmer mehr übrig wäre. Wir können also Beide, lieber Freund, der Zukunft ruhig entgegenschauen, wenn nicht der Himmel uns mit sonstigen Unglücken heimsucht.

Mit diesen Worten stand Felix auf und drückte mir auf herzlichste Weise die Hand. Seine beiden Reitpferde standen gesattelt und gezäumt im Hofe, wir saßen auf und ritten einige Meilen weit zu einer ihm befreundeten Dame, über die der wohlwollende Leser in einem der nächsten Kapitel wohl Näheres erfahren wird.

Achtzehntes Kapitel.

Friedrich vertieft sich in Heirathspläne, die aber durch einen Sallomortale plötzlich unterbrochen werden.

Der Vorschlag, welchen mir Felix am Morgen betreff einer Heirath gemacht hatte, ging mir den ganzen Weg über im Kopfe herum. Das wäre freilich ein schönes Leben, mit einem lieben Weibchen so auf dem Lande, hier in der schönen Gegend als Gutsbesitzer zu wirthschaften! O, Natjen! Wärest du jetzt noch frei, wie glücklich

würden wir sein! Doch das ist für immer vorbei. Denken wir also an eine Andere!

Wie, wenn ich nun schnell nach Cleve reiste und um Agnes anhielte, oder nach Amsterdam, um Dorotheen noch zu gewinnen? Julie, die stolze Fürstin, würde mir wohl einen Korb ertheilen und mich noch obendrein auslachen. Sie wird auch wohl längst einen Fürsten oder Herzog genommen haben. Nach Cleve oder Amsterdam kommen und jene beiden Mädchen als glückliche Frauen finden, wäre auch keine sehr angenehme Ueberraschung. Das verfluchte: Zu spät! kommt mir überall in die Quere. Aber schreiben kann ich einmal an eine oder die andere. Es ist Alles dummes Zeug, was schwärmerische Leute von einer einzigen oder ewigen Liebe schwatzen. Ich bin auch schwärmerisch, so gut wie Einer, und schwärme vielleicht noch höher wie Mancher. Aber jedes schöne und anmuthige Mädchen ist werth, daß man sie liebe. Wozu hieße sie sonst „liebenswürdig"? Und der liebe Gott hat sie ja dafür geschaffen. Es giebt überall in Deutschland so liebenswürdige Geschöpfe, und der hat erst das Herz auf dem rechten Fleck, bei dem jede Schönheit und Liebenswürdigkeit ihren Eindruck nicht verfehlt. Wenn ich hundert hübsche Mädchen nach einander liebe, so lieb' ich doch stets nur Eine auf einmal, denn jede Neue tritt in alle Rechte und Ansprüche der Vorigen.

So lange mich eine fesselt, gehör' ich ihr. Ist sie nicht mehr im Stande, mich zu fesseln, fertig! ab! es ist ihre Schuld allein, ich — bin frei und suche eine Andere, mit dem besten Willen immer, von ihr dauernd gefesselt zu werden. Geschieht dies und ich heirathe sie, gut! so ist die Sache richtig und ich bleibe ihr treu, weil sie mich eben auch ferner zu fesseln wissen wird. Heirathen kann ich nur Eine, aber lieben will ich sie Alle so lange, bis ich die Eine gefunden. Mehrere zugleich lieben, ginge wohl, aber es geht nicht. Sie würden Einem auch verdammt viel zu schaffen machen. Einer gehört jedesmal mein ganzes Herz, und so steure ich denn wieder muthig drauf los, um in den jetzt noch unbekannten Hafen einer ruhigen Liebe und liebevollen Ruhe zu gelangen.

In diesen Gedanken ritt ich neben Felix. Wir ließen die Pferde in scharfem Trabe gehen, als plötzlich mein Fuchs mit einem Satze rechtsum gegen und über den Graben sprang, der ein paar Klaftern breit und tief neben der Landstraße lag.

Was, Teufel, machen Sie denn? rief Felix. Nehmen Sie sich in Acht, er geht Ihnen durch!

Dafür ist gesorgt! rief ich zurück und setzte ihn sogleich in Carrière. Links, vor mir, lag ein ansehnlicher Hügel von ziemlicher Steile und ich ritt grade drauf los. Der Fuchs flog wie vom Teufel besessen und als

wenn er aus einer Kanone geschossen wäre. Ich ließ ihm völlig Luft und gab ihm noch tüchtig die Schenkel. Gegen die Anhöhe hinauf ließ er allmälig nach, so daß ich ihn versammeln, dann herumwenden und im Schritt zur Landstraße zurückreiten konnte. Einige Dutzend Schritte davon setzte ich ihn wieder in Galopp. Vor dem Graben angekommen, hob ich mich im Sattel, und nach einem lauten Hopp! setzte er wieder prächtig und leicht, wie ein Hirsch, über den hier noch breiteren Graben. Ich parirte ihn ohne Mühe und befand mich nach wenigen Minuten meinem Freunde zur Seite.

Schon manchen Satz hab' ich mit ihm gewagt, bemerkte Felix, aber diesen breiten Graben hätte ich ihm nie zugetraut. Neulich wurde mir ein bedeutender Preis für diesen Fuchs geboten, und ich hätte mich beinah dazu entschlossen, weil er oft scheut und durchgeht, allein jetzt ist er mir nicht mehr um das Doppelte feil.

Er ist wirklich unbezahlbar, sagte ich. Nie ritt ich ein so treffliches und angenehmes Pferd!

Sie haben ihn heute ausgezeichnet geführt, und da er, wie Sie sagen, unbezahlbar ist, so nehmen Sie ihn zum Geschenke von mir, denn nach Griechenland kann ich ihn ja doch nicht mitführen.

Ich danke Ihnen tausendmal und Sie hätten mir wirklich keine größere Freude bereiten können.

Abgemacht! Nur möcht' ich jetzt wissen, warum er so plötzlich mit Ihnen über den Graben flog.

Das ist mir auch ein Räthsel. Ich hatte grade sonderbare Gedanken, und wenn ich im Mindesten abergläubisch wäre oder an Vorbedeutungen glaubte, so dürfte ich am Ende den plötzlichen Seitensprung aus gradem Wege für ein schlimmes Omen halten.

Wie so? Und warum?

Ich will Ihnen das einmal später mittheilen, erwiderte ich.

Nach einer halben Stunde Schritt erreichten wir das Gut der Frau von Bernau, einer mit Felix seit mehreren Jahren bekannten Dame.

Neunzehntes Kapitel.

Was die Frau von Bernau für eine Dame ist. Friedrichs Aufnahme bei ihr.

Aurelie von Bernau ist eine jener seltenen Frauen, die Schönheit und jugendliche Frische noch lange bewahren. Sie ist Wittwe und ohne lebende Kinder, hat mit ihrem schon vor längerer Zeit verstorbenen Gemahl,

welcher Gesandter eines deutschen Staates an mehreren fremden Höfen war, verschiedene Jahre in mehreren Hauptstädten Europa's gelebt, und sich nun hier auf diesem Schlosse niedergelassen, welches sie nur selten und auf kurze Zeit verläßt.

Diese Dame besitzt neben einer ziemlich ausgebreiteten Kenntniß der deutschen, spanischen, italienischen und französischen Literatur eine große Fülle von Lebenserfahrung und eine genaue Bekanntschaft der verschiedensten gesellschaftlichen Zustände und menschlichen Lagen. Sie ist als Mädchen in sehr dunkeln und drückenden Verhältnissen erzogen, und erst im Alter von achtzehn Jahren durch das beträchtliche Legat eines Oheims in den Stand gesetzt worden, die ihrem Herkommen entsprechende Ausbildung zu erlangen und sich diejenigen Kenntnisse zu erwerben, welche ihrem unendlichen Drange nach Bildung und Verfeinerung ihres Geistes bis dahin unerreichbar geblieben waren. Von jener Zeit an hat sie fast unbegreifliche Fortschritte gemacht, und als ihr Gemahl sie kennen lernte, galt sie als Muster einer in jeder Beziehung vollendeten Weiblichkeit.

Mit einem Wort: Sie ist Ihre Freundin! Mehr will ich zu ihrem Lobe nicht wissen, sagte ich zu Felix.

Doch bedarf es, damit Sie sich gleich bei ihr bequem finden, fügte er hinzu, noch der Bemerkung, daß Aurelie

eben so einfach und anspruchlos, als geistig und herzig erhaben ist. Ich wüßte auch an ihrem Charakter weiter nichts auszusetzen, als daß sie eben — keinen Charakter besitzt.

Höchst sonderbar! rief ich. Sie scherzen wohl, oder wie soll ich diesen Widerspruch in der Behauptung verstehen?

Frau von Bernau, fuhr er fort, hat keine festen Grundlagen und Schlüsse in Beurtheilung der Dinge. Mit dem hellsten Geist, dem edelsten Herzen, läßt sie sich oft nur von Gefühlen beherrschen. Nichtsdestoweniger besitzt sie sowohl eine reine als angewandte Logik und kann in Augenblicken, wo die Stimme des Herzens schweigt, d. h. wenn sie allgemeine Vorwürfe gegensätzlich betrachtet, mit bewunderungswürdigem Scharfsinne urtheilen. Sobald aber in ihr das Gefühl vorzugsweise und warm erregt wird, sich das Mitleid oder die Liebe, ich meine die Menschenliebe, einer freudigen Regung hingiebt, dann verdunkelt sich ihre sonst klare Vernunft, und sie kann alsbald die wirkliche und rechtliche Geltung, die nothwendige Berechtigung einer Sache, eines Zustandes, einer Persönlichkeit so lange aus den Augen verlieren, deren Forderung verläugnen, als diese Obergewalt des Herzens dauert.

Aber sollte sie diese Eigenheit nicht mit vielen, sogar den meisten Frauen theilen?

O ja, und besonders mit Frauen, die an Geist und Reife unter ihr stehen. Aber so oft ich Aurelie beobachte und bewundere, tritt mir auch, eben im Bewußtsein ihres außerordentlichen geistigen Vermögens, wenn ich sie in klarer Anschauung selbstständig auf dem Gipfel vernünftiger Prüfung und Entscheidung erwarte, störend das alleinige Gefühl, die Wallung ihres Herzens entgegen. Das ist es, was ich in ihr Mangel an Charakter nennen möchte, wobei ich aber meiner vollen Ueberzeugung den nothwendigen Ausdruck leihe, wenn ich, von Dem abgesehen, diese Frau eines der edelsten und trefflichsten Wesen nenne, denen ich jemals begegnet bin.

Nach dieser Eröffnung ritten wir schweigend fort und näherten uns dem Schlosse, welches an einem Hügel der Bergstraße lag und eine weite Aussicht rings in die schöne Umgebung gewährte.

Frau von Bernau empfing uns mit vieler Güte und schon nach wenigen Stunden hatte ich gänzlich vergessen, daß ich heute zum erstenmal hier sei. Auch war es nicht das letzte Mal, und Aurelie übte noch einen bedeutenden Einfluß auf mein Leben.

———

Diepenbrock, C. J.

Ein deutscher Gil Blas oder das abenteuerliche Leben Friedrichs von Horst

Leipzig 1857